Allgemeine historische
Taschenbibliothek
für Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo. (Hayti.)

Erstes Bändchen.

Dresden,
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.



Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti.)

Erstes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo, (Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Erstes Bändchen.

Gerechtigkeit, Energie, Achtung für die Sitten und die daraus herfließenden Gesetze — das sind die Elemente der echten Freiheit.

K. v. Bonstetten.

Dresden

P. G. Hilschersche Buchhandlung.

1826.

Vorwort.

Auch bei diesem Theile der historischen Taschenbibliothek hat der Verf. aus Achtung für das Publikum sowohl, als für die Sache selbst, sich nicht darauf beschränken mögen, seiner Arbeit eine französische, wie sie Raban in seinem Resumé de St. Domingue geliefert, zu Grunde zu legen; nicht einmal dessen chronologische Anordnung konnte hier befolgt werden, wollte man anders der Willkührlichkeit ihrer Abschnitte aus dem Wege gehen.

Unter den, bei dieser Geschichte St. Domingo's benutzten Quellen verdienen besonderer Erwähnung „die Geschichte St. Domingo's von Rainsford", der zwar den Engländer nicht verläugnen kann, oft ins Einseitige ausartet, und insbesondere den Verdiensten Toussaints, dem Niemand den Namen eines Wiederherstellers versagen wird, auf eine ausschweifende Weise huldigt: nichts desto weniger aber als Augenzeuge und fleißiger Forscher, für die Geographie der Insel und einzelne Thatsachen, von großer Wichtigkeit ist.

Das gründlichste und vollständigste Werk über die Geschichte St. Domingo's ist unstreitig die „Histoire politique et statistique de l'ile d'Hayti, St. Domingue, écrite sur des do-

cumens officiels et des notes communiquées par Sir James Berskett, Agent du gouvernement Britannique dans les Antilles, par M. Placide - Justin. Paris 1825." Dieses Buch leistet in mehreren Hauptpunkten den Dienst eines politischen Repertoriums, da es die öffentlichen Beschlüsse und Verfügungen wörtlich mittheilt; fällt aber dadurch zuweilen ins Trockene, wie denn auch der Schrift jene leichte, klare, lebendige Anmuth abgeht, welche in der Regel die historischen Originalwerke der Franzosen auszeichnet.

Bei dem interessantesten Wendepunkte in der Entwickelung St. Domingo's ist endlich noch die „Histoire de l'expedition des Français à Saint-Domingue, sous le Consulat de Napoléon Bonaparte, par Antoine Métral", so weit berücksichtigt worden, als es das Gesetz des Raumes verstattete. Métrals Feder ist rasch, malerisch, effektvoll, aber nicht frei von Parteilichkeit, eine Beschuldigung, die wenigstens der vorliegenden Arbeit nicht leicht mit Grund nachgewiesen werden möchte, da strenge Liebe für Wahrheit und Recht, auf welcher Seite sie auch stehen, der einzige Leitstern ist, welcher den Verfasser noch immer bei seinen schriftstellerischen Arbeiten leitete. Möge denn auch diese sich einer gleich freundlichen Aufnahme und nachsichtvollen Beurtheilung zu freuen haben, wie sie bereits ihren Vorgängern geworden.

Dresden am Michaelistage 1826.

P.

Geschichte von St. Domingo.

Hayti, in der Sprache der Eingebornen, sonst auch St. Domingo oder Hispaniola genannt, eine der größten Inseln unter den Antillen, liegt im Atlantischen Ocean, westlich zwischen Cuba und Jamaica, und östlich zwischen Portorico, nördlich zum Theil umgeben von den Felsen und Sandbänken der Bahamainseln, und südlich vom caraibischen Meere. Die Grade der nördlichen Breite fallen zwischen 15″ 59′ und 17″ 56′, und die der Länge zwischen 70″ 40′ und 76″ 55′. (Die Eintheilung der Grade in Minuten ist die neuere französische.) Die Ausdehnung beträgt von Osten nach Westen 160 Meilen *), die mittlere Breite 40 Meilen, der Umfang etwa 350 Meilen oder 600, wenn man sämmtliche Krümmungen einrechnet. Die Insel wird von der Bergkette Cibao durchschnitten, bedeckt mit Spuren uralter Erdrevolutionen; die tiefen zwischenlaufenden Schluchten

*) Es ist hier und überall von französischen Meilen die Rede; fünf derselben machen drei deutsche oder geographische Meilen aus; wovon 15 auf einen Aequatorgrad gehn.

finden in den weitern und engern fruchtbarern Thälern, die ein ewiger Frühling bewohnt, das schönste Gegenbild. Zahlreiche Flüsse bewässern das Land; sie schwellen durch anhaltende Regen bis zu Strömen an. Man wandelt an mehrern Gegenden auf Vulcanen, deren Feuerstätten bis unter das Meer hinab gehen; sie bringen von Zeit zu Zeit unter dampfbrüllenden Donnern Erdbeben hervor, die manchmal plötzlich Abgründe aufreißen, und die Sitze der Bevölkerung in wenigen Augenblicken verschlingen. Lachende Buchten, kleine Inseln, bequeme Häfen schmücken die unabsehliche Küste. Im Norden derselben liegt die Schildkröteninsel (la Tortue), im Westen Gonave, im Osten Saona; nur die erste ist bewohnt, sie war früher ein Hauptsitz der Schleichhändler. Ueberall entfaltet die Natur die Verschwendung und Pracht, wodurch sie sich unter den tropischen Himmelsstrichen auszeichnet. Die warme und duftende Luft brütet Leidenschaften aus, die mit der Hitze der Atmosphäre wetteifern. Columbus, der Entdecker dieser Insel, meinte in ihr das Paradies aufgefunden zu haben. „In diesen Thälern voll Wonne," sagt der begeisterte Ragnal *), „genießt man alle Reize des Frühlings, ohne die Kälte des Winters, oder die Hitze des Sommers fürchten zu müssen. Es herrschen in derselben nur zwei Jahreszeiten und eine ist schöner als die andere. Der Boden, stets mit Früchten beladen und mit Blumen bedeckt,

*) Geschichte der Europäer in Ost- und Westindien.

verwirklicht jedes dichterische Gemälde, so reizend und so anziehend auch dessen Farben seyn mögen. Wohin wir auch den Blick wenden, so werden wir von den mannigfaltigsten Gegenständen im Glanze des klarsten Sonnenlichtes angezogen."

Wie natürlich aber auch diese Ausbrüche der Phantasie auf einem Boden seyn mögen, der mit Recht für den Garten Westindiens gilt; so darf man darüber nicht jene klimatischen Verschiedenheiten vergessen, welche durch die Nähe des Meeres, die Regenzeit, die Winde und die Höhe der Gebirge nothwendig bedingt werden; ein so buntfarbiges Land, wie St. Domingo, kann den Charakter der Abwechslung auch in den Beschaffenheiten der Temperatur nicht völlig verläugnen. Die Wahrheit der Beschreibung verlangt deshalb noch folgende nähere Bestimmungen.

Das Klima ist überhaupt warm und feucht, ändert sich aber nach örtlichen Einflüssen dergestalt, daß das Thermometer auf den höchsten Gebirgspunkten nicht viel über siebzehn Grad steigt, während es in den Ebenen mehr als den fünf und zwanzigsten Grad erreicht. Die Sonnenhitze wird oft von den periodischen Landwinden gemäßigt. In den höchsten Gegenden des innern Landes muß man sogar oft zum Feuer seine Zuflucht nehmen. Die stärksten Regengüsse fallen im Mai und Junius. Es fehlt zwar nicht an Stürmen, doch sind sie auf St. Domingo nicht so häufig, als in den übrigen Antillen. Die Land- und Seewinde bringen oft im Norden und Süden völlig entgegengesetzte Wirkungen hervor, indem sie dort mit

Heftigkeit einherbrausen, und hier mit sanftem Hauche schmeicheln. Werden sie auf ihrem Zuge in den Ebenen gehemmt, so erstickt man daselbst fast unter dem Feuer der heißen Zone, während man auf den Bergen Gesundheit und Erquickung einathmet. So weit treibt die Natur ihr freies gleichzeitiges Spiel mit der Mischung der Jahreszeiten. Die umspringenden Abwechselungen der Trockenheit und Feuchtigkeit begünstigen das Gedeihen der Früchte und Blumen, bedrohen aber zugleich mit ihren lebensgefährlichen Einwirkungen die europäischen Ankömmlinge, die zum ersten Male mit diesen reizenden Fluren Bekanntschaft machen.

Die mannigfaltigen Schicksale des Landes drücken sich theilweise sehr sprechend auch in dem Anbau desselben aus; derjenige Theil, der ehemals den Franzosen gehörte, obgleich von der Natur weniger begünstigt, verdankt der sorgsamen Thätigkeit seiner frühern Besitzer eben so nützliche als geschmackvolle Verschönerungen. Die französischen Kolonisten suchten ganz gegen die Sitte ihrer trägen spanischen Nachbarn das Land bis in die Nähe der Berggipfel zu benutzen. Von dort blickten die Zuckerfelder wie dichte Waldungen herab, und lohnten so neben einem reichen Ertrage auch noch durch die Pracht eines zauberischen Eindrucks. Derselbe Geist einer wohlthätigen Regsamkeit legte Heerstraßen an, und wachte über die Erhaltung derselben. Zu dem Ende wurden verhältnißmäßige festgesetzte Beiträge erhoben, und zahlreiche Sclaven verwendet, die man wohl

nirgends unschuldiger und zweckmäßiger beschäftigen konnte. Zwischen den verschiedenen Feldern liefen Hecken von Citronenbäumen zur Bezeichnung der Gränze hin. Diese Bemühungen des Fleißes haben sich in den glücklichsten Folgen bewährt und fortgepflanzt; sie sind für die Eingebornen später ein Muster der Nachahmung geworden, so daß es hier ins hellste Licht tritt, wie viel selbst der Segen und der Reiz der Natur noch durch die wohlgeordnete Anstrengung des Menschen gewinnen kann. Diese Art, die Geographie eines Landes zu vervollkommnen, ist ohne Zweifel die würdigste; sie verewigt unter stillen sichtbaren Zeichen die Namen der Urheber, und verbindet durch die Quelle eines ununterbrochenen Genusses weit entfernte Geschlechter.

Der südöstliche Theil der Insel, den sonst die Spanier inne hatten, ist vorzugsweise ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur; sie hat sich hier, wie es scheint, in den herrlichsten und kühnsten Contrasten erschöpfen wollen, aber ihr erhabenes Unternehmen scheiterte an der Unermeßlichkeit ihrer Schätze und Kräfte. Die Nordostküste steht an Fruchtbarkeit gegen die übrigen Theile der Insel zurück; sie neigt sich von mehreren Seiten zum Oeden, erhöht aber dadurch die Mannigfaltigkeit romantischer Eindrücke. Bedenkt man nun noch das besondere Interesse, welches so viele Gegenden und einzelne Punkte durch den großen siegreichen Freiheitskampf erhalten haben, und wodurch Natur und Geschichte auf's innigste in einander verwachsen sind; so nimmt dieses merkwürdige Land als Sitz eines mündig

gewordenen Volks und als Wiege einer jungen politischen Selbstständigkeit in den Jahrbüchern der fortschreitenden Menschheit eine Stelle ein, die es mit den edelsten Erinnerungen aus dem klassischen Alterthum in Berührung setzt; denn der lebendige Geist allein ist das wahre Band aller tiefern Vereinigung.

Die Bergkette Cibao fängt bei dem Cap St. Nicolas an, streicht gegen Süden mitten über die Insel hin, und endet bei dem Cap Espada. Drei ihrer Gipfel, ungefähr im Mittelpunkt ihres Umfanges, sollen in einer Höhe von etwa tausend Toisen die Meeresfläche überragen. Ein Theil der fortlaufenden Hauptgebirge erstreckt sich gegen Westen und läuft in das Cap St. Mark aus. Eine andere Reihe im Nordwesten nimmt von der Bucht Monte-Christ ihren Namen und Ursprung und bricht bei der Bucht Samana ab. In den östlichen Gegenden breiten sich viele natürliche Wiesen (Savanen) aus, zur Pflege der Pferde und des Hornviehes. Diese Savanen haben ostwärts von St. Domingo eine Länge von 26 Meilen und eine Breite von 6 bis 8 Meilen. Der Boden ist im Allgemeinen gut bewässert und sehr fruchtbar. Die Ebenen vermögen für sich allein an Zucker und andern gesuchten Nahrungsmitteln mehr hervorzubringen, als alle englische Besitzungen in Westindien.

In dem äußersten nordwestlichen Ausbug der Insel liegt das Cap St. Nicolas, gegen Nordosten das alte Cap français, im Südosten das Cap Eugano und im Südwesten das Cap Tiburon. Auf

der östlichen Seite zwischen dem alten Cap français und dem Cap Eugano springen am meisten vor das Cap Cabron, Samana und Raphael. Auf der Mittagsseite ist das Cap Espada, etwas südwestlich vom Cap Eugano, das Cap Mangon, der südlichste Punkt der Insel, die Landspitze Abacou, etwas südöstlich vom Cap Tiburon. Auf der Westküste breitet sich das Cap Dame-Marie aus, etwas nördlich von dem Vorgebirge Tiburon und St. Marc, ungefähr unter dem sechszehnten Grade nördlicher Breite. Die Landspitze Isabelle auf der Nordküste ist derjenige Theil der Insel, der am weitesten gegen Norden vorgeht.

Die Bucht Samana liegt im äußersten Osten, gegen Norden zwischen dem Cap Sumana und gegen Süden zwischen dem Cap Raphael; sie ist zwanzig Meilen lang und ungefähr fünf breit. Die größte Bucht, welche die Gestalt eines Dreiecks hat und die schottische heißt, zieht sich nördlich von der Bucht Samana hin, zwischen dem Cap Cabron und dem alten Cap français. Der Meerbusen von Gonave dringt tief ins Land hinein, und dehnt sich im äußersten Osten der Insel südlich zwischen dem Cap Dame-Marie und nördlich zwischen dem Cap St. Niclas aus. Diese Vorgebirge stehen nicht unter vierzig Meilen von einander ab. Die Länge der Bucht beträgt funfzig. Im tiefsten Einbuge derselben ist die wichtige Bucht von Port au Prince.

Der Fluß Yuna durchläuft siebzig Meilen in dem schönen und fruchtbaren Thale von Vega-Real, seine Richtung ist Ostsüdost, er ergießt sich in die

Bucht von Samana und ist dreizehn Meilen schiff- bar. Die Mont-Christ oder der Yaqui entspringt in der Nähe der Yuna, durchläuft mit ihr in west- nordwestlicher Richtung ungefähr eine eben so lange Strecke und fällt in die Bucht von Mancenille. Die Ozama hat eine südöstliche Richtung und ver- einigt sich etwas unter der Stadt St. Domingo mit dem Meere; sie ist ungefähr dreißig Meilen schiffbar und setzt eine große Wassermasse ab. Die Neybe, einer der größten Flüsse, nimmt ihren Lauf von Osten nach Süden und leert sich in die Bucht von Occoa aus, nordöstlich vom Cap Man- gon. Der Artibonite entspringt ungefähr in der Mitte der Insel, fließt nach Westen in den Meer- busen von Gonave, etwas nördlich vom Cap St. Marc.

Die Stadt Cap Henry, welche sonst Cap français hieß, liegt auf der Nordküste, ungefähr dreißig Meilen östlich von dem Mole St. Niclas, auf einem Vorgebirge, begränzt von einer Ebene, die sich an den Höhen des Cap bricht. Diese Hö- hen, welche die Ebene zusammendrücken, verbin- den sich mit den nördlichen Gebirgen, die nach Fort Picolet hinlaufen. Das letztere liegt am Rande des Felsen und vertheidigt die Einfahrt in die Rhede. Die Stadt ist durch ihre Lage, abgesehen von der geräumigen Bucht, nicht vorzüglich begün- stigt; sie zeichnet sich aber durch ihre wohlgefällige Bauart dergestalt aus, daß sie in dieser Hinsicht nicht so gar weit hinter den schönsten europäischen Städten zurücksteht, und die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo sie mit denselben wetteifern darf.

Schon im Jahre 1799 zählte sie mehr als dreißig gerade Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Die großen Fortschritte, welche die gesellschaftliche Bildung seitdem gemacht hat, sind gewiß nicht ohne Einfluß auf den öffentlichen Geschmack geblieben. Vor der Revolution war Cap français unter den französischen Städten die bedeutendste; sie zählte 8 bis 900 Häuser aus Bruch- oder Backsteinen, 8000 Einwohner und 12,000 Sclaven.

Port au Prince im Innern der großen Bucht auf der Westküste der Insel, war sonst die Hauptstadt der französischen Niederlassung und der Sitz der Regierung, die jedoch in Kriegszeiten nach Cap français verlegt wurde. Es ist unbegreiflich, wie und warum gerade dieser Punkt, der so geringe Mittel zum Widerstand darbietet, zu einem solchen Range hat emporsteigen können. Der Hafen der Stadt ist vortrefflich, übrigens liegt sie in einer niedrigen, morastigen und ungesunden Gegend. Nordwestlich dehnt sich die schöne Ebene des Cul de Sac aus, mit zahlreichen Zuckerpflanzungen, die fast 30 bis 40 Meilen lang und gegen 9 breit sind; auf den Gebirgen hinter derselben wird Kaffee gebaut. Das furchtbare Erdbeben von 1770 zerstörte einen großen Theil der Stadt; bald darauf traten schönere Wohnungen an die Stelle der alten. So gleichen sich die Uebel der Natur durch Hülfe der menschlichen Thätigkeit immer wieder auf gewisse Weise aus. Im Jahre 1791 erfolgte ein neues Unglück, eine Feuersbrunst; sie ließ nicht viel mehr als einen Aschenhaufen übrig. Die Stadt

hat zwei Häfen, den einige kleine nicht zu vertheidigende Inseln bilden. Vom Lande ist Port au Prince auf allen Seiten zugänglich. Eine lange Heerstraße (40 Meilen) läuft von hier bis an das Dorf Sale Trou.

Santo Domingo, die Hauptstadt des ehemaligen spanischen Antheils, an der Mündung der Ozama, blühte sonst, ist aber jetzt in Verfall. Die Cathedrale ist ein edles Werk der gothischen Baukunst, in welcher die Asche des Columbus bis zum Baseler Frieden beigesetzt blieb, worauf man sie nach Havanna brachte. Der Hafen ist geräumig, aber unsicher. Die Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Seelen.

Die Stadt St. Nicolas oder der Mole von St. Nicolas im nordwestlichen Theile der Insel, 6 Meilen östlich von dem gleichnamigen Cap, in einer fruchtbaren Gegend, ist der Schlüssel zu den Gewässern unter dem Winde, da sie dem Hafen Maisi auf Cuba gerade gegenüber liegt. Der Hafen ist geräumig und vollkommen sicher, geschützt durch die im Nordwesten gelegene Halbinsel; nicht minder hat ihn die Kunst in Vertheidigungsstand gesetzt, so daß er in Kriegszeiten einen der wichtigsten Punkte bildet. Drei Gebirge hinter der Stadt, die in das Cap auslaufen, erhöhen den furchtbaren Anblick des Platzes. Die Franzosen erklärten den Hafen während ihrer Herrschaft für frei; theils um den Nachtheilen der unfruchtbaren Gegend vorzubeugen, theils um Anbauer herbei zu locken.

Fort Dauphin, östlich vom Cap, mit dem es durch eine vortreffliche Heerstraße in Verbindung

steht, war sonst die letzte Stadt an der französischen Ostgränze. Das Fort liegt nördlich auf einer kleinen Halbinsel und gränzt südlich an eine fruchtbare und weitläufige Ebene. Die gewonnenen Producte werden größtentheils nach Cap Henry abgeführt.

Der Friedenshafen (Port de paix), östlich vom Cap Henry, hat eine besonders günstige Lage; er war die erste Niederlassung der Seeräuber, die unter dem Namen der Boucaniers so berüchtigt geworden sind. Troß der Nähe eines Sumpfes gegen Nordosten ist der Hafen gesund. Die Einwohner betreiben den Ackerbau mit Fleiß und Erfolg, sie haben auch Wasserleitungen angelegt. Es wurde sonst von hier aus mit den Amerikanern ein sehr lebhafter Schleichhandel unterhalten.

St. Mark, im Innersten der gleichnamigen Bucht, fällt mit seinen Gebäuden von Quadern angenehm ins Auge; dieses Material findet sich in keiner andern Gegend der Insel. Die Stadt ist nicht groß, treibt aber einen lebhaften Handel, besonders mit den Producten, die zwischen ihr und St. Nicolas gewonnen werden. Die umliegende flache Gegend leidet einen sehr empfindlichen Wassermangel, man hat ihn durch künstliche Leitungen zu heben gesucht, die aber den gegenseitigen Verkehr kostspielig machen und der Betriebsamkeit Hindernisse in den Weg stellen.

Leogane, 30 Meilen südwestlich von Port au Prince, in einem herrlichen Thale, eine halbe Meile vom Meere, ist nicht übel gebaut, war sonst ein bedeutender Handelsplatz, und vor Port au Prince der Sitz der französischen Regierung; die

Stadt liegt auf einem haltbaren Punkte, in der Nähe mehrerer Flüsse *).

Monte-Christ auf der Nordküste, über dem gleichnamigen Cap, diente sonst den Schleichhändlern als Zufluchtsort.

Les Cayes, etwas nördlich von der Landspitze Abacou, steht, so zu sagen, auf einem Moraste; die außerordentliche Fruchtbarkeit der Gegend hat aber von jeher Pflanzer herbeigelockt. Das Ankern ist hier mit Schwierigkeit und Gefahren verbunden.

Die Kuhinsel (la vache), etwas östlich von Les Cayes, war ehedem ein berühmter Schlupfwinkel der Seeräuber, von wo aus sie ihre Jagd auf die Spanier unternahmen.

Jacmel oder Jaquemel zählte selbst in seinem höchsten Flor nicht hundert Häuser; der Boden ist nicht fruchtbar und wird von den benachbarten Anhöhen zu sehr überschattet.

St. Louis, an sich ein armer Ort, der sich künstlich mit Wasser versorgen muß; Bainet, etwas westlich von Jacmel, so wie Nipes und Miragoane auf der entgegengesetzten Küste, können nur durch besondere Zeitumstände, etwa im Laufe eines Kriegs, einige Wichtigkeit erlangen und behaupten. Noch einige andere Orte werden dem Namen nach bei der nähern Eintheilung des Landes genannt werden.

Zucker, Kaffee, Indigo, Kakao, Baumwolle, kostbare Farbe- und Meublehölzer sind die Hauptproducte des haytischen Bodens.

*) Die genannten Städte folgen einander so viel als möglich nach dem Range ihrer Wichtigkeit.

Der Zucker wurde im Jahre 1506 auf die Insel verpflanzt, von Peter d'Atença, der von den canarischen Inseln das erste Zuckerrohr nach den Antillen brachte. Man kann die steigende unglaubliche Ausbreitung dieses Products ermessen aus dem folgenden Ausfuhrverzeichniß:

Im	Jahre	1720	weißer	Zucker	1,400,000	Pfd.
=	=	=	roher	=	21,000,000	—
=	=	1767	weißer	=	51,562,013	—
=	=	=	roher	=	72,718,781	—
=	=	1774	weißer	=	59,100,000	—
=	=	=	roher	=	88,408,000	—
=	=	1776	weißer	=	61,000,070	—
=	=	=	roher	=	92,080,417	—
=	=	1791	weißer	=	70,227,708	—
=	=	=	roher	=	93,177,512	—
=	=	1801	weißer	=	8,016,540	—
=	=	=	roher	=	18,517,372	—

Im Jahre 1791 schätzte man das an Land, Gebäuden, Geräthschaften und Negern auf die Erzeugung und Bewahrung des weißen Zuckers verwendete Capital auf 33,730,000 Franken, und für den rohen Zucker dieselben Gegenstände auf 21,380,000 Franken. Der Anbau des Zuckers hat in den letzten zwanzig Jahren beträchlich abgenommen.

Der Rum, der aus den Ueberbleibseln des Zuckerrohrs bereitet wird, ist hier mit einzurechnen. Im Jahre 1767 führte man für 700,000, 1774 für 720,000, 1776 für eine gleiche Summe, 1789 für 3,800,000 Franken aus. Die Syrupe kommen hierbei noch in Anschlag, und zwar für das Jahr 1767 mit 1,500,000, 1774 mit 1,914,000, 1776

mit 1,848,040, 1791 mit 3,542,220, 1801 mit 99,419 Franken.

Der Kaffee, ursprünglich ein arabisches Gewächs und gegen 1690 von den Holländern auf die Insel Java verpflanzt, wurde unter dem Himmel der Antillen nur erst nach 1730 angebaut. Der Fähndrich des Schiffes Declieux, der später in der französischen Marine zu einem hohen Range empor stieg, brachte in dem genannten Jahre eine Kaffeestaude nach Martinique, die sich so reißend schnell vervielfältigte, daß bald darauf alle Inseln des Archipels unermeßliche Producte aus dem Anbau dieses Gesträuchs zogen. Hier folgen einige Belege über die Ausfuhr des Kaffee's aus den französischen Besitzungen der Insel, nach den verschiedenen Zeiträumen.

Im Jahre	1755	. . .	6,941,258	Pfd.
" "	1767	. . .	15,607,222	—
" "	1774	. . .	29,008,890	—
" "	1776	. . .	32,109,000	—
" "	1791	. . .	68,151,180	—
" "	1801	. . .	29,501,450	—
" "	1805	. . .	30,870,111	—
" "	1824	runde Zahl	30,000,000	—

1791 schätzte man das auf den Anbau des Kaffee's verwendete Capital auf 46,000,000 Franken.

Der Anbau des Indigo's fing auf St. Domingo im siebzehnten Jahrhundert an. 1694 versicherte Ducasse dem Könige von Frankreich, daß der erzeugte Indigo hinreichen würde, nicht allein ganz Frankreich, sondern auch die benachbarten Länder zu versorgen.

Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1753	. .	1,690,545 Pfd.
: :	1763	. .	1,880,121 —
: :	1767	. .	2,070,040 —
: :	1774	. .	1,891,000 —
: :	1776	. .	1,895,700 —
: :	1791	. .	0,930,016 —
: :	1801	. .	0,000,000 —

1776 schätzte man das Capital, welches die Indigofabriken kosteten, auf 63,000,000 Franken.

Die Baumwolle, die aus Amerika stammt und auf den lucayischen Inseln entdeckt wurde, half den Triumph des Columbus bei seiner ersten Rückkehr nach Europa schmücken.

1684 gaben die Einwohner von St. Domingo den Bau der Baumwolle auf, wegen der Arbeit und Zeit, welche das Spinnen des Fadens kostet; alle Baumwollpflanzungen wurden ausgerissen. Später legte man sich von Neuem auf den Anbau dieses Gewächses. Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1753	. .	1,393,646 Pfd.
: :	1767	. .	2,530,740 —
: :	1774	. .	3,500,400 —
: :	1776	. .	3,680,011 —
: :	1791	. .	6,286,126 —
: :	1801	. .	2,170,440 —
: :	1824	(runde Zahl)	3,500,000 —

1791 schätzte man das im Bau der Baumwolle angelegte Kapital auf 21,150,000 Franken.

Die Kakaobohne stammt von der Insel de los Guanajos, nicht weit vom Hondurascap; sie wurde 1504 von Kolumbus entdeckt. Die ersten Kakao-

bäume pflanzte Dogeron 1665 auf St. Domingo; zehn Jahre später waren sie alle zu Grunde gegangen; man versuchte es 1737 mit einigen neuen Anlagen und führte aus:

Im Jahre	1767	. . .	150,000 Pfd.
= =	1775	. . .	157,000 —
= =	1801	. . .	540,048 —

Kostbare Hölzer sind auf St. Domingo in Ueberfluß vorhanden, noch lange werden die dichten Waldungen der Insel jedem Verbrauch trotzen. Der größte Theil dieser Hölzer wird im Lande selbst benutzt. Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1764	.	14,620 livres tournois.
= =	1774	.	19,680 = =
= =	1776	.	40,000 = =
= =	1801		6,773,951 = =

In eben demselben Jahre warf der Gewinn vom Gayakbaum eine Summe von 75,519 Franken ab.

Zu den Erzeugnissen des Bodens sind auch noch die zahlreichen, verschiedenartigen Heerden zu rechnen, die in den Savanen (Grasungen) weiden. Die Menge derselben stieg:

Im Jahre 1789 auf 37,782 Pferde, 48,823 Maulthiere, auf 247,612 Stück Hornvieh und Schweine.

1780 waren im spanischen Antheile der Insel 200,000 Stück Hornvieh; in den französischen Besitzungen fanden sich im Jahre 1800 nicht gegen 100,000 Stück.

Im Jahre 1789 waren in dem französischen Theile der Insel 793 Zuckerraffinerien, 789 Baumwoll=, 3117 Kaffeepflanzungen, 182 Rumfabriken,

26 Ziegelbrennereien, 8 Gerbereien, 370 Kalköfen, 29 Topfbrennöfen, 54 Kakaofabriken, 520 Wassermühlen, 1639 Roßmühlen.

Der Anbau des Landes betrug damals 666 Quadratmeilen, jede zu 2000 Toisen, auf einer Oberfläche von 1455 Quadratmeilen. Die Heerstraßen, Städte, Flecken, Wälder, Flüsse, und die unangebauten Gegenden machten also etwas mehr als die Hälfte des gesammten Landes aus. Anbau und Erhaltung sind gegenwärtig mehr getheilt als zu jener Zeit; beide haben indessen beträchtlich abgenommen. Dieses erst neuerlich aufgeblühte Volk begreift noch nicht, daß der Reichthum an Erzeugnissen die erste Kraft eines Staates ist; man muß jedoch die Verschiedenheit der dortigen Verhältnisse und vielleicht auch die Nachwehen des hartnäckigen Freiheitkampfes mit in Anschlag bringen.

Die Bevölkerung belief sich nach einer zuverlässigen Schätzung im Jahre 1789 auf 30,826 Weiße, 27,548 Mulatten nebst freien Schwarzen, und auf 465,429 Sclaven, zusammen 523,803.

Im Jahre 1785 betrug die Bevölkerung des spanischen Gebiets 122,640 freie Menschen und 30,000 Sclaven, zusammen 152,640, und mit Inbegriff der ersten Totalsumme für das ganze Land 676,443.

Alexander von Humboldt giebt die gesammte Bevölkerung von Hayti für das Jahr 1802 folgendermaßen an:

Landbauende	290,000.
Dienstboten, Tagelöhner u. Matrosen	97,000.
Sclaven	37,300.
zusammen	375,000.

Eine neuere Schätzung berechnet die gegenwärtige Bevölkerung auf 30,000 Weiße, und 790,000 Schwarze und Mulatten, zusammen auf 820,000; davon bewohnen 124,000 den ehemaligen spanischen Antheil, und 696,000 die sonstigen Besitzungen der Franzosen.

Eine Bekanntmachung der haytischen Regierung von dem Jahre 1824 tritt mit noch größern Zahlen auf, sie bestimmt die Masse der Einwohner folgendermaßen:

Im ehemaligen spanischen Gebiete .	61,468.
Unter der frühern Herrschaft Christophs	367,721.
In der von Pétion gegründeten Republik	506,146.
zusammen	935,335.

Die drei Gebiete bilden gegenwärtig nur einen einzigen Staat. Eine vergleichende Berechnung zeigt, daß der Theil, der ehedem von Pétion regiert wurde, und nicht mehr als ein Sechstel des ganzen Flächenraums begriff, für sich allein mehr als die Hälfte der gesammten Bevölkerung ausmachte.

Die öffentliche Angabe der haytischen Regierung, sowie die Schätzung Humboldts, ist wohl etwas übertrieben, wenn man damit die Bestimmungen zusammenhält, die seit der Entsagungsakte Frankreichs vom 17. April auf besondern Wegen zur nähern Kenntniß gekommen sind. Sie setzen die Bevölkerung von Hayti höchstens auf 700,000 Einwohner an, und theilen sie also ein:

Schwarze	605,500.
Leute von allen Klassen . . .	84,000.

Weiße, im Genuß des Bürgerrechts	000,500.
Ansässige Fremde	10,000.

Oeffentlichen Berichten zufolge beträgt die Landmacht der Republik Hayti im wirklichen Dienst 45,000 Mann; zuverlässige Mittheilungen berechtigen aber zu der Versicherung, daß diese Zahl durch die große Menge der Ausreißer seit Christophs Tode bis unter 30,000 Mann herabgesunken ist; auch sind in der letzten Zeit nie mehr als 26 bis 27,000 Mann wirklich unter den Waffen vereinigt gewesen.

Die Nationalgarde, welche die Controllen auf 113,000 Mann steigern, zählt nicht viel mehr als 15,000 bewaffnete, zum Dienst fertige Milizen.

Die bewaffnete Seemacht von Hayti will wenig oder nichts sagen. Der Staat kann nur etwa über 500 Seeleute verfügen und besitzt zur Bewachung der Küsten nicht mehr als sechs Goeletten, die mehr dazu taugen, die Douanenlinien und die Seepolizei aufrecht zu erhalten, als die äußere Sicherheit des Landes, welches seine Vertheidigungsmittel und Selbstständigkeit auf andere und stärkere Stützen baut.

Der Gesammtwerth der Producte des vormaligen französischen St. Domingo betrug schätzungsweise:

Im Jahre	1767 .	75,000,000	Franken.
" "	1774 .	82,000,000	—
" "	1776 .	95,148,500	—
" "	1789 .	175,990,000	—
" "	1801 .	65,352,039	—

Im Jahre 1823 stieg der Werth der Ausfuhr nach den vereinigten Staaten auf 16,500,000 Franken und nach England auf 12,000,000; in demselben Jahre erhielt allein die Stadt le Havre von der Insel:

		Kilogrammes.
An	Zucker . . .	0,022,986.
:	Kaffee . . .	2,161,339.
:	Baumwolle . .	0,055,677.
:	. .	0,060,150.
:	Farbeholz . .	102,178.
:	Ebenholz . .	0,085,996.
:	Wachs . . .	000,740.
:	Kupfer . . .	001,314.

Unter der alten Regierung wurden die Abgaben lange Zeit hindurch von den Negern, den Lebensmitteln und den Häusern in den Städten erhoben; aber sowohl in den Pflanzorten als in dem Mutterlande selbst war die Vertheilung der Abgaben vielen vorher bestimmten Ausnahmen unterworfen. Der Boden selbst war nicht mit Taxen belegt, die Abgabe betrug ungefähr von den Gegenständen, auf welche sie sich anwenden ließ, den zehnten Theil des Ertrages.

Man erhebt gegenwärtig eine Grundsteuer an Abgaben von den Häusern, eine Gebühr für den Stempel und die Patente. Diese verschiedenen Auflagen, verbunden mit den Einkünften aus den Domänen des Staats, geben eine runde Summe von 20,000,000 Franken. Aus den Zöllen fließt die runde Summe von 17,000,000, zusammen 37,000,000 Franken.

Zur Zeit der französischen Regierung waren die ihr gehörigen Kolonien in drei Provinzen getheilt, in die nördliche, westliche und südliche. Die Provinzen verwandelten sich beim Anfange der Revolution in eben so viele gleichnamige Departements. Sie zerfielen in zwölf Hauptgerichtsdistricte. Diese waren für den Norden: das Cap, Fort Dauphin, Port-de-Paix, (Friedenshafen), und der Mole von St. Nicolas; für den Westen Port au Prince, Léogane, St. Marc und klein Goave; für den Norden Jérémie, les Cayes, Cap Tiburon und St. Louis.

Der Hauptgerichtsdistrict des Cap begriff in sich: das Cap selbst, la Plaine du Nord, l'Acul, Limonade, Sainte-Suzanne, le Morin, la grande-Rivière, le Dondon, Marmelade, le Limbé, le Port-Margot, Plaisance und le Borgne: 13 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Fort Dauphin befaßte: Fort Dauphin selbst, Ouanaminthe, Vallière, le Terrier-Rouge und le Trou: 5 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Port-de-Paix: Port-de-Paix, klein Saint Louis, Jean Rabel und le Gros-Morne: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Mole St. Nicolas: le Mole und Bombarde: 2 Kirchspiele.

Zusammen vier und zwanzig Kirchspiele für die Provinz des Nordens. Der Hauptgerichtsbezirk von Port au Prince enthielt: Port au Prince, la Croix-des-Bouquets, Arcahaye und Mirebalais: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsbezirk von Leogane: das einzige Kirchspiel dieses Namens.

Der Hauptgerichtsbezirk von St. Marc: St. Marc, la Petite Rivière, les Gonaïves: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsbezirk von klein Goave: klein Goave, groß Goave, Baynet, Jacmel und les Cayes-Jacmel: 5 Kirchspiele.

Zusammen vierzehn Kirchspiele für die westliche Provinz.

Der Hauptbezirk von Jérémie: Jérémie und das Cap Dame-Marie: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk von Cayes: les Cayes und Torbeck: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk vom Cap Tiburon: Cap Tiburon und les Coteaux: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk von St. Louis: St. Louis, l'Anse-Veau, le Fond Cavaillon und Acquin: 5 Kirchspiele.

Zusammen 11 Kirchspiele für die südliche Provinz:

Kirchspiele im Norden	. .	24.
„ „ „ Westen	. .	14.
„ „ „ Süden	. .	11.
	zusammen	49.

Das spanische Gebiet war unter der vorigen Regierung in Municipalitäten getheilt. Es ist weniger bekannt als der übrige Flächenraum der Insel.

Wenn man sich von den ehemaligen französischen Besitzungen durch die Provinz des Südens wendet, so stößt man auf die Bergreihen von Bahoruco, die jetzt noch unbebaut und unbewohnt sind, aber

alle Nahrungsmittel der Antillen im höchsten Ueberfluß hervorzubringen vermögen. Nach einer ungefähren Schätzung könnten allein diese Bergreihen wenigstens 200 Wohnungen aufnehmen.

Weiter gegen Osten, in geringer Entfernung vom Meere, trifft man die Neybe-cantone, welche der gleichnamige Fluß bewässert. Der Canton Neybe zählte vor der Revolution nicht über dreitausend Einwohner; jetzt hat er weit weniger.

Dringt man in der bezeichneten Richtung weiter vor, so kommt man nach Azua, dem Hauptflecken eines Bezirks, der sonst viel Zucker bauete und welcher jetzt noch 3000 Seelen zählt.

Noch weiter gegen Osten ist die Ebene von Bany n'einem Umfange von 80 Quadratmeilen, jetzt nur noch merkwürdig durch das Andenken an die ersten Zuckermühlen, die sich von dort aus über die Insel verbreiteten.

Das Kirchspiel Bany enthält auch die alten, nicht weiter betriebenen Minen von St. Christophe.

Endlich kommt man nach St. Domingo, der alten, schon oben besprochenen Hauptstadt der Insel.

Die Flüsse Hayna und Ozama bewässern diesen Bezirk und machen ihn zu jeder Art des Anbaues geschickt.

Nimmt man von hier aus die Richtung nach Norden, so gelangt man nach dem Cap oder vielmehr nach der Halbinsel Samana, die mit dem festen Lande durch eine oft vom Meere bedeckte Erdzunge zusammenhängt. Samana ist durch seine Lage, die Vortrefflichkeit und Ausdehnung seiner Bucht von großer Wichtigkeit. Hierher flüchteten

sich die letzten Franzosen, welche noch Stand zu halten wagten.

Im Innern der alten spanischen Besitzungen ist die Ebene von la Véga zu bemerken, deren Bevölkerung gegen 9000 Seelen betrug; ferner le Potuy, welches die Yuna bewässert; San Jago, wovon bloß ein Theil, le Laxavon, fruchtbar, aber ungebaut ist; endlich Saint-Raphaël, Goave, Hinche, Banique, Saint-Jean und das Thal Constance in der Nachbarschaft der ehemaligen französischen Besitzungen.

Erste Periode.

Entdeckung der Insel Hayti (St. Domingo). Eroberung derselben. Barbarei der Spanier. Schicksale der Colonie bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Vor dem funfzehnten Jahrhundert war St. Domingo, in der Sprache der Eingebornen Hayti, nebst den übrigen Antillen der alten Welt völlig unbekannt. Ungefähr eine Million Einwohner, von kleiner Gestalt und schwarzbrauner Farbe, spielten ihr Leben ohne Thätigkeit und Bedürfnisse, sorglos auf einem Boden hin, wo die Jagd, Fischfang und der bequeme Anbau des Mais einen mäßigen Genuß leicht und bereitwillig darbot. Tänze, welche Gesang oder eine Art von Trommel begleitete, machten die liebste und beinahe auch einzige

Belustigung des harmlosen Volkes aus. Man kann sagen, daß sie eben so wenig das Laster als die Tugend kannten, in so fern zu dem einen wie zu der andern das deutliche Bewußtseyn des Sitten-gesetzes gehört. Der heiße Himmel entflammte die Sinnlichkeit; davon zeugt die herrschende Viel-weiberei, die vollkommen erlaubt war. Als die Insel entdeckt wurde, hatte einer der neben einan-der regierenden Landesfürsten gegen dreißig Weiber.

Diese Fürsten übten unter den Namen von Caziken eine unumschränkte Gewalt aus; jeder auf seinem besonderen Gebiete; ihr Ansehen war rein kriegerisch. Keulen, hölzerne, an den Spitzen durch Feuer gehärtete Wurfspieße, die mit vieler Geschicklichkeit geschwungen wurden, waren in Zei-ten des Kampfes die einzigen Waffen. Im östli-chen Theile der Insel wußte man auch mit Pfeilen umzugehen, die man an den Spitzen durch Fisch-gräten schärfte; die Kriege mit den benachbarten wilden Caraiben, die sehr vertraut mit diesem An-griffsmittel waren, hatten ohne Zweifel den Ge-brauch desselben gelehrt und verbreitet. Die Woh-nungen bestanden in Hütten, mit aller der Einfach-heit, wie solche das Clima, die Geringfügigkeit der Bedürfnisse und ein freies kindliches Leben in der schönen und verschwenderischen Natur begünstigt. Im Hause wie im Kriege gingen die Männer völ-lig nackt, auch die Mädchen folgten dieser Sitte, und nur die Weiber trugen eine Bedeckung von Baumwolle, die bis an das Knie reichte. Reich-thum und Armuth waren unbekannt in diesen

glücklichen Gegenden, der Ueberfluß des Goldes diente nur zum Spielzeuge oder höchstens zu Zierathen; es hatte für die Unwissenden keinen andern und höhern Werth als die schimmernde Pracht seiner Farbe. Nirgends waren Spuren einer künstlichen oder auch nur fortschreitenden Bildung vorhanden; der gesellschaftliche Zustand stimmte mit diesem instinktmäßigen Dasein vollkommen zusammen. Die Macht des unentwickelten Gefühls war im Grunde die einzige Abhängigkeit, darauf beruhte hauptsächlich, wo nicht ganz, das Uebergewicht der Caziken, die nur in Zeiten der Kriegsgefahr durch die Würde des Oberbefehls und bei größern Zusammenkünften durch die Zeichen des Vorranges in ein helleres Licht trat. Die Priester sollen, wie man behaupten will, einen dunkeln Begriff gehabt haben von der Unsterblichkeit der Seele und von den Belohnungen der Rechtschaffenen in einem andern Leben, aber keineswegs von den Strafen der Lasterhaften. Ihr Paradies, so fährt man fort, war ganz irdischer Natur, sie hofften sich in denselben mit ihren Verwandten, Freunden und zahlreichen Weibern wieder zu finden; die letztern mochten ihnen freilich in einer andern Welt, wenn sie Reiz haben sollte, etwa so unentbehrlich seyn, als den Mahomedanern ihre Huris, die nach der Lehre des Propheten sich und ihren Anbetern auf duftenden, weichen Lagern aus Perlenmutterschaalen eine ewige Jungfrauschaft zutrinken. Dem sei nun wie ihm wolle, so hing diesen dämmernden Vorstellungen unfehlbar die sinnlichste Beschränktheit und Rohheit an; und der Gedanke an eine zweite Welt ent-

sprang lediglich in Gestalt eines Wunsches aus der süßen Behaglichkeit in der ersten.

Sie bezeugten eine besondere Verehrung gegen eine große Höhle, aus der nach ihrer Meinung Sonne und Mond hervorgegangen waren und die zwei Götzenbilder enthielt, denen die eifrig bemühten Priester die reichsten Opfer darbrachten.

Man vermuthet, daß diese Höhle dieselbe ist, welche man im Bezirk von Dondon erblickt, 6 bis 7 Meilen vom Cap français. Sie ist 150 Fuß tief und ungefähr eben so hoch, aber sehr eng. Dem Lichte ist sie nur durch den Eingang und eine im Gewölbe derselben angebrachten Oeffnung zugänglich, welche letztere die Gestalt eines Glockenthurms hat. Durch diese sind nach dem Volksglauben Sonne und Mond gen Himmel empor gestiegen. Uebrigens ist die Wölbung schön und regelmäßig; sie hat nicht das Ansehen, als sei sie von der Natur allein hervorgebracht worden. Gegenwärtig ist kein Standbild mehr darin, man bemerkt aber noch in der Höhle eingegrabene Göttergestalten (Zemes). Die ganze Höhle ist in mehrere hohe und niedrige, ziemlich tief eindringende Nischen getheilt, die absichtlich angelegt zu sein scheinen.

Die Eingebornen stellten ihre Götzen unter den seltsamsten] und häßlichsten Formen dar; Kröten, Schildkröten, Nattern und Kaimans dienten als Musterbilder oder auch scheußliche, ungeschlachte Menschenfiguren; eine lächerliche Mischung aus zusammengehäuften Kröten und abgetrennten Gliedern, mehr geneigt, Schrecken und Ekel zu erzeu-

gen, als Zutrauen einzuflößen, diesem Grundbestandtheil aller religiösen Gefühle. Es war eine natürliche Täuschung, wenn die Haytier solchen vermeinten Göttern eine größere Neigung zu schaden als zu schützen beimaßen; deshalb pflegten sie die Opfer mit heißen Gebeten zu begleiten, um die Wuth der Götzen zu beschwören, unter welchen jedem einzelnen ein besonderer Wirkungskreis zugetheilt war, z. B. die Obhut über die Jahreszeiten, die Gesundheit, die Jagd oder den Fischfang; nach der verschiedenen Natur dieser eingebildeten Verhältnisse richteten sich Opfer und Bitten.

In den ersten Nachrichten von der Entdeckung von Hayti wird in Beziehung auf die Verehrung eines höhern Wesens bloß ein allgemeines Fest erwähnt, dessen Eintritt der Cazik auf einen gewissen Tag bestimmte; Anfang und Ordnung desselben verkündigten öffentliche Ausrufer.

Die Feierlichkeit endete sich mit einem zahlreichen Zuge, Männer und Frauen zeigten sich dabei in ihrem besten Schmuck, ihnen folgten die Mädchen, nach der Weise des Landes ganz nackt. Der Cazik erschien an der Spitze des Haufens, indem er unaufhörlich eine Art von Trommel rührte und seine Richtung gegen den Tempel nahm.

Hier brachten die Priester ihren Göttern die Opfer des Zuges heulend und schreiend dar. Die Weiber unterstützten ihre Tänze mit Gesängen zu Ehren der obern Mächte und des Vorfahren des gegenwärtigen Caziken; diese Gesänge endigten jedesmal mit Gebeten für die Wohlfahrt des Volkes.

Die Priester nahmen geweihte Opferkuchen und

vertheilten sie unter die Familienhäupter. Die einzelnen Stücke bewahrte man sorgfältig das ganze Jahr über auf. Der Aberglaube betrachtete sie als mächtige Verwahrungsmittel gegen alle Arten von Krankheiten oder schlimmen Zufällen.

Die Priester des Landes waren zugleich Wahrsager und Aerzte. Sie hatten in der That einige Kenntnisse von der Wirksamkeit der Heilkräuter, welche die Insel in großem Ueberfluß hervorbringt, aber sie waren nicht so weit gekommen, daß sie jenen Gaukeleien entsagt hätten, mit welchen die Kindheit der Arzeneikunst sich fast immer umgiebt; sie sollen öfters ihren doppelten Nebenberuf gemißbraucht haben, theils im Interesse ihres Standes, theils nach ihrer persönlichen Neigung.

Da sie gewissermaßen die Rolle der Tausendkünstler spielten, so würde es nicht Wunder nehmen, wenn sie sich auch als Hexenmeister versucht hätten; denn das Volk glaubte an Zauberei, und ihre Religion selbst liefert den Beweis dafür. Wie die Priester einen eignen vorzüglich geehrten Stand bildeten, so genossen noch andere angesehene Einwohner Vorzüge, die dem Begriffe eines Adels mehr oder weniger entsprachen. Vollkommene Gleichheit der Personen ist überall eine Chimäre, selbst dicht an der Schwelle des Naturzustandes, so weit nur immer die Kenntniß der Geschichte reicht.

Dies ist das ungefähre Bild der Eingebornen, zu der Zeit, als Columbus ihre Insel entdeckte.

Dieser außerordentliche Mann, der in der Geschichte der Menschheit Epoche macht, und in sei-

nem kühnen, weit umfassenden Genie die neue Welt schon ausgebreitet vor sich liegen sah, ehe er sie noch aufgefunden hatte, landete 1492 den 6. December nach vielen überwundenen Gefahren und Hindernissen auf Hayti an der Nordseite unter dem Schutze eines Vorgebirges, das einen Hafen bildete. Zu Ehren des Heiligen, dessen Gedächtniß die katholische Kirche an diesem Tage feiert, gab Columbus dem Landungsorte den Namen St. Nicolas, welchen das Vorgebirge und der Hafen noch bis auf diesen Tag führen.

Die abgeschickten Spanier, welche aus dem Innern des Landes zurückkehrten, waren so sehr von der Schönheit desselben hingerissen, daß sie es ein zweites Spanien nannten. Columbus war seinerseits durch den Gesang eines Vogels, der ihn an die Stimme der Nachtigall erinnerte, im Geiste gleichfalls nach Europa versetzt worden. Das Vergnügen der Vergleichung fand einen neuen Stoff in den Fischen, welche die Matrosen gefangen hatten; es schien, als hätten sie sich hierher von den spanischen Küsten verirrt, so groß war von beiden Seiten die Aehnlichkeit. Im frohen Gefühle dieser überraschenden und zusammentreffenden Umstände nannte man die Insel mit besonderem Nachdruck die spanische Espagnola oder Hispaniola. Das spanische Selbstgefühl, das in dieser Entdekkung die würdigste Nahrung fand, mag bei der Ertheilung dieses Namens nicht minder thätig gewesen sein.

Beim Anblicke der europäischen Schiffe und Krieger ergriffen die Eingebornen anfänglich die

Flucht, sie glaubten in ihnen höhere übermenschliche Wesen zu erblicken, gleichsam Abkömmlinge ihrer Götter, die sie auch sonst bei jeder wichtigern, zumal drohenden Veranlassung, nicht ohne schreckhafte Betäubung zu verehren pflegten *). Das Krachen der Kanonen, mit dem die Spanier ihre Ankunft meldeten, die freudetrunkene, laute Bewegung derselben, verstärkt durch den Anblick der fremdartigen Waffen, Rüstungen und Gestalten, endlich die Erscheinung von Schiffen, die gleich wunderbaren Ungeheuern tausend Füße und Arme in einem und demselben Augenblick zu regen schienen; diese und ähnliche auf- und niederwogende Eindrücke waren wohl im Stande, auch gefaßtere Geister zu erschüttern und festere Herzen zu bestürmen. Diese ausgemachte Thatsache bestätigt sonach die früher berührten Vorstellungen. Die furchtsamen Flüchtlinge kehrten indessen bald wieder zurück, ermuthigt durch die Zusprache einiger Wilden von den lucayischen Inseln, die Columbus von dort mitgenommen und ihnen jetzt nachgesandt hatte. Sie wurden allmälig vertraut mit dem Anblick ihrer neuen Gäste. Columbus bemerkte, daß sie ein wenig weißer und kleiner waren, als die umwoh-

*) Weitere Nachrichten über das folgenschwere Unternehmen des Columbus und seine merkwürdigen Schicksale, mit Berücksichtigung der neuesten Aufklärungen, hat der Verfasser bereits in der Geschichte der vereinigten Staaten mitgetheilt, wo sie eine schicklichere Stelle einnehmen. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird darauf verwiesen.

nenden Insulaner, eben so mißgestaltet wie diese, nicht so stark und dabei höflicher, sanfter, lenksamer. Die höchste, immer wiederkehrende Loosung der Entdecker war Gold, sie hätten es wo möglich in Strömen trinken mögen. Die Berichte, welche sie darüber einzogen, gaben das Gebirge Cibao im Osten der Insel als die reichste Goldgrube an; diese Richtung schlugen nun auch sogleich die Schiffe längst der Küste ein. Unterweges stieß Columbus auf einen Hafen, den er Valparaiso nannte, jetzt heißt er Port de Paix. Den 21. December entdeckte er einen andern Hafen, und legte ihm den Namen St. Thomas bei, jetzt heißt er der Hafen von Acul.

Fünf Caziken herrschten um diese Zeit auf der Insel neben einander und unabhängig. Magna oder la Plaine, das erste dieser fünf Gebiete, welches später den Namen Véga-Réal erhalten hat, breitete sich nordöstlich aus, 80 Meilen lang und 10 Meilen breit. Nach der Aussage eines Augenzeugen, des durch seine Tugenden berühmten Las Casas, treiben die zahlreichen Flüsse hier Gold in ihrem sandigen Bett mit sich fort.

Marien, das zweite Gebiet, wurde von dem Caziken Guacanahari regiert; es soll damals furchtbarer als Portugal gewesen sein. Die ganze Nordküste vom Cap St. Nicolas bis zu dem Flusse, der jetzt Mont-Christ heißt, bildete, nebst der Ebene vom Cap français, das Eigenthum dieses Oberhaupts; auf dem Cap selbst wohnte er.

Der dritte Cazik besaß den Landstrich Maguana, den reichsten auf der ganzen Insel; denn

er umfaßte die Provinz Cibao und fast den ganzen Lauf des Artibonite.

Das Gebiet Xaragua war das vierte; es dehnte sich über die ganze Westküste und einen großen Theil der Südküste aus; der Flecken Cul-de-sac steht jetzt auf demselben Boden, der erst den Hauptort dieses Landstriches einnahm; der letztere war größer, volkreicher und besonders auch geordneter als die andern.

Hyguey, das fünfte Gebiet, begriff die ganze Ostküste in sich, im Norden begränzte es der Fluß Yague, und im Süden der Fluß Ozáma. Die Einwohner waren tapferer und kriegerischer als die übrigen Insulaner, sie verdankten diesen Vorzug dem häufigen Kämpfen mit den menschenfressenden Karaiben, ihren Nachbarn.

Guakanahari, der über Marien herrschte, und wie oben bemerkt wurde, am Hafen von Cap français wohnte, ließ Columbus, als dieser dem Sitze seiner Regierung nahe kam, durch Abgesandte bewillkommen; er fügte zugleich mehrere Gegenstände von dem feinsten Golde als Geschenke bei. Bald folgte er diesen selbst nach, und verpflichtete sich zugleich, den Spaniern so viel Gold zu liefern, als sie wünschen würden. Hätte er die geringste Ahnung gehabt von der Unersättlichkeit dieser goldhungerigen Raubthiere, es wäre ihm nie ein so unausführbares Versprechen entschlüpft.

Nach dem Beispiele ihres Herrschers überhäuften die Einwohner von Marien die Spanier mit Beweisen der Zuneigung; gegen Nadeln, rothe Mützen, Rosenkränze, Gläser und andere Dinge von

unbedeutendem Werthe erhielten die Gefährten des Columbus von diesen Insulanern alle ihre Vorräthe an Gold; dabei waren diese einfachen Natursöhnen so entzückt über den Tausch, daß sie nach der Vollziehung desselben, aus Leibeskräften davon eilten, aus Furcht, die Spanier möchten Lust bekommen, denselben rückgängig zu machen.

Zu dem Gefühle der Freundschaft gesellte sich bald darauf die Gewalt, und die letzte mußte im Interesse der habsüchtigen Europäer die Wirkungen der erstern verlängern. Einige Kanonenschüsse, die man in Gegenwart der Insulaner abfeuerte, erschreckten diese dergestalt, daß sie in den Händen ihrer Gäste den Blitzstrahl zu sehen glaubten, und dieses vortheilhaft berechnete Schrecken wurde noch verdoppelt, nachdem man sie zu Zeugen von den furchtbaren Wirkungen des Geschützes gemacht hatte.

„Der Cazik Guakanahari," so erzählt ein spanischer Chronikenschreiber, „zog sich an diesem Tage ernst nachdenkend zurück und nannte seitdem die Fremden nur die Söhne des Donners."

Die thätigste uneigennützigste Gastfreundschaft und Hülfe erzeigten die Bewohner von Marien den Spaniern, als eines ihrer drei Fahrzeuge in der Nähe dieser freundschaftlichen Küste Schiffbruch litt. Guakanahari gab unverzüglich nach der ersten Nachricht von diesem Unglück Columbus, dem Admiral, die lebhafteste Theilnahme zu erkennen, und sandte eine Menge Boote aus der nächsten Umgebung zur Rettung entgegen. Was sie auf dem Verdeck fanden, nahmen sie mit sich,

um es später den Spaniern wieder zurück zu geben. Der Cazik Guakanahari legte selbst Hand dabei an. „Ich kann Ihre Hoheiten versichern," sagt Columbus in seinem Schreiben an Ferdinand und Isabellen, „daß man selbst in keinem Theile von Spanien so eifrig bemüht gewesen seyn würde, unsere Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Sie wurden auf eine Stelle neben des Caziken Hause zusammengebracht, bis die Wohnungen, die er erst zur Verwahrung derselben einrichten lassen mußte, geräumt waren; er stellte zugleich Bewaffnete aus, welche die ganze Nacht Wache standen, während die Küstenbewohner der Umgegend über unsern Unfall klagten, als hätte er sie selbst betroffen."

Columbus hatte sich außerdem noch in eine ganz besondere Gunst gesetzt durch das Versprechen, mit seinen Feuerschlünden die benachbarten Karaiben von Grund aus zu vernichten, gegen welche die Haitier fast einen immerwährenden Kampf führten, der oft unglücklich genug für sie ausfiel.

Die Gefahr dieses Verhältnisses unterstützte die Absicht des Columbus, der hier eine kleine Feste anlegen wollte; die gutmüthigen arglosen Einwohner sahen sie als ein Schutzmittel ihrer eigenen Ruhe an, gaben bereitwillig die Erlaubniß dazu, und in der Aufwallung der Freude halfen sie selbst an den Ketten schmieden, die einst so schwer und blutig auf ihrem Nacken lasten sollten. Die Feste erhielt den Namen Fort de la Navedad (Geburt) zur Erinnerung an den ersten Weihnachtstag, wo

der Hafen war entdeckt worden, in dessen Nähe man das besagte Werk aufführte.

Columbus ging dabei auf die Erreichung eines doppelten Zweckes aus; er wollte zuvörderst durch diesen Stützpunkt den Grund zu einer Kolonie legen, und zugleich ein Mittel gewinnen, seine Rückreise nach Spanien zu beschleunigen, zu der ihn nicht bloß der Verlust des einen Schiffes und die Ungewißheit über das Schicksal des andern dringend aufforderte, sondern auch das unwiderstehliche Verlangen, von dem erstaunenswürdigen Erfolge der Unternehmungen persönlich Bericht zu erstatten und die Freude eines Triumphes zu genießen, den er durch seine unermüdete weise Beharrlichkeit im höchsten Maaße verdient hatte, so gut und mehr noch als einer der glücklichsten Kriegshelden.

Er ließ in der Feste 38 seiner Gefährten als Besatzung zurück, die er dazu unter der ganzen Mannschaft am tauglichsten gefunden hatte, und eilte nun auf den Flügeln der feurigsten und süßesten Sehnsucht der spanischen Küste zu, begleitet von mehrern Eingebornen, die durch ihre unmittelbare Gegenwart den großen Wurf des Glücks bestätigen und verherrlichen sollten. In der Mitte des dritten Monats, so lange dauerte die Ueberfahrt, den 15. März 1493, traf er als Vicekönig der neuen Welt im Hafen von Palos ein, den er seit sieben Monaten und zwölf Tagen verlassen hatte, und setzte so zuerst zwei Hemisphären in Berührung, die in ihren steigenden und sinkenden

Wagschaalen jetzt mehr als je das Schicksal der Welt tragen.

Die Ankunft des Columbus wurde in Spanien wie ein Fest gefeiert; Ferdinand und Isabelle gaben ihm außerhalb des Palastes unter einem Thronhimmel Gehör, neben dem er mit bedecktem Haupte, auf einem eigens bereit gehaltenen Stuhle sitzend, die Begebenheiten der Wunderfahrt laut erzählte. Dieser Augenblick war der glänzendste Gipfel der öffentlichen dankbaren Anerkennung; denn auch jetzt schon schwebte unbemerkt in schwarzen Kreisen ein böser Geist um ihn, und schüttelte schadenfroh die Loose der künftigen Unbilden. Nach dem Schlusse der Erzählung warfen sich der König und die Königin in Demuth vor Gott zur Erde nieder, die ganze Versammlung folgte dem rührenden Beispiele; die Musik der Kapelle fiel mit einem Te Deum ein und endigte die herzerhebende Feierlichkeit.

Ausgerüstet mit einer fast unumschränkten Vollmacht, überschüttet mit den schmeichelhaftesten Beweisen der allgemeinen Bewunderung, konnte es Columbus um so weniger über sich gewinnen, auch nur einen einzigen Augenblick unthätig zu verlieren; seine Entdeckungen wiesen ihn mit mahnenden Stimmen über das Meer auf den verlassenen Pfad zurück; er fühlte sich fremd auf der Erde, so lange er nicht in der Heimath seines Ruhmes war und die Grenzen desselben erweiterte. In Cadix erwartete ihn ein Geschwader von 17 Schiffen, er hatte außer der gewöhnlichen Mannschaft 1500 Freiwillige bei sich, meistens Leute von Ansehen, entschlos-

sen, dem Glücksstern ihres großen Oberhauptes zu folgen. Er nahm andalusische Pferde mit, Waffen aller Gattungen, eiserne Werkzeuge, Geräthe zur Bearbeitung der Minen, Getreidearten, Gemüse und eine unermeßliche Menge von Lebensmitteln. Den 25. September 1493 verließ er Spanien von Neuem, langte den fünften October bei den canarischen Inseln an, und landete den 28. wieder auf Hispaniola oder Hayti *).

An der Stelle der erbauten Feste fand er nur Trümmer und die blutigen Leichname seiner zurückgelassenen Gefährten, von denen keiner übrig geblieben war, um das verderbliche Ende der andern zu erzählen. Bald erschien jedoch der Bruder des Caziken von Marien und sagte aus, daß die Besatzung bei ihrem Vordringen nach den Goldminen von Cibao an dem dortigen Caziken einen Feind gefunden habe, von dem sie verfolgt und nach Zerstörung der Feste aufgerieben worden sei. Umsonst habe Guakanahari seine europäischen Freunde rächen wollen, er liege in Folge des Kampfes an seinen Wunden darnieder, könne deswegen nicht selbst erscheinen und lasse damit seine Abwesenheit entschuldigen.

Die Sache verhielt sich aber weit schlimmer, als diese schonende Erklärung merken ließ. Die

*) Eine andere Nachricht von dem englischen Hauptmann Rainsford (Geschichte von St. Domingo) setzt seine zweite Ankunft daselbst auf den 22. November. Der französische Gewährsmann Placide-Justin scheint in diesem Punkte zuverlässiger.

spanischen Ansiedler waren muthwillig und blindlings in ihr Verderben gestürzt, theils durch Blutvergießen unter den Eingebornen, theils durch Gewaltthätigkeiten gegen die Weiber und Töchter derselben, theils durch wiederholte Räubereien, so daß endlich die Verzweiflung den Unglücklichen den Muth und zugleich das Recht gab, ihre Peiniger zu vertilgen.

Columbus begriff zu lebhaft die Nothwendigkeit, mit diesem Volke in einem guten Vernehmen zu leben, als daß er nicht jeden Gedanken der Rache hätte unterdrücken sollen; weit entfernt, irgend eine drohende Empfindlichkeit blicken zu lassen, wandte er alle ersinnliche Mittel an, um das Zutrauen der Eingebornen wieder zu gewinnen und neu zu befestigen; seine Absicht gelang ihm durch Hülfe Guakanahari's, der in der spanischen Sprache bereits einige Fortschritte gemacht hatte.

Columbus suchte einen günstigern Ort für eine sichere Niederlassung auf, er fand diesen unweit der zerstörten Feste, östlich von Mont-Christ, an der Mündung eines Flusses. Hier erbaueten die Spanier in der neuen Welt die erste Stadt; sie nannten sie Isabelle, ihrer Königin zu Ehren, der thätigsten Beschützerin des Columbus. Auf dem Platze, wo sie gegründet wurde, erinnern jetzt noch einige übrig gebliebene Häuser und Ruinen, neben denen hier und da einsame Kreuze aus dem üppigen Wachsthum der Pflanzen hervorschimmern, an die Macht der zerstörenden Zeit.

Bald kamen auch die Minen von Cibao in den Besitz der Spanier, sie lieferten ihnen mehr Gold,

als selbst die ausschweifendste Habsucht zu hoffen gewagt hatte. Eine zweite Feste erhob sich in dieser Gegend zum Schutze eines so kostbaren Eigenthums. Columbus legte ihr den Namen St. Thomas bei; wie man erzählt, wollte er damit spottend den Unglauben bestrafen, der früher an dem Dasein der neu entdeckten Schätze gezweifelt hatte. Die Lust zu weitern Entdeckungen ließ ihn nicht rasten, er machte seinen Bruder Diogo für die Zeit seiner Abwesenheit zum Statthalter, ordnete ihm einen Kriegsrath bei, und sandte einen Theil der Mannschaft unter Don Pedro Margarita in verschiedene Gegenden der Insel aus, um das angefangene Werk der Eroberung fortzusetzen. Den 24. April ging er unter Segel, Widerwärtigkeiten aller Art hielten ihn in der Nähe von Hayti fest; nach fünf Monaten kehrte er in die Kolonie zurück, voll schweren Mißmuths über den fehlgeschlagenen Entwurf, und so erschöpft, daß nur das unvermuthete Wiedersehen seines Bruders Bartholomäus, nach einer Trennung von dreizehn Jahren die fliehenden Lebensgeister einigermaßen zurückrufen konnte. Bartholomäus hatte für die auszuführende Entdeckungsreise des von Genua und Portugal zurückgewiesenen Columbus bei dem Könige von England Heinrich VII. Unterstützung nachsuchen sollen; unterweges war er in die Gewalt von Seeräubern gefallen, unter denen er nach Verlust aller seiner Habseligkeiten mehrere Jahre in der Sclaverei hatte schmachten müssen, bis es ihm gelungen war, durch die Flucht nach England zu entkommen, wo er durch die Verfertigung von

Landkarten das Leben gefristet und nach und nach so viel erübrigt hatte, um bei Hofe anständig erscheinen und in der Angelegenheit seines Bruders das Wort nehmen zu können.

Das gute Einverständniß zwischen den Spaniern und Eingebornen dauerte nicht lange; der Mangel an Lebensmitteln beschleunigte den Ausbruch der Unzufriedenheit. Die Insulaner befriedigten ihre einfachen und geringen Lebensbedürfnisse mit Mais und einigen andern Vegetabilien; Fleisch aßen sie nur wenig; sie wußten nichts von den Anstrengungen und Mitteln, den natürlichen Ertrag des Bodens zu vervielfältigen; eben so wenig waren sie in ihrem harmlosen Dasein darauf bedacht, größere Vorräthe einzusammeln. Der Augenblick gab ihnen, was der Augenblick foderte. Wie wären sie im Stande gewesen, ihre spanischen Gäste hinlänglich und auf die Dauer mit dem Nothwendigen zu versorgen, mochten diese auch nach der Sitte ihres Mutterlandes noch so mäßig sein. Die Anschaffung des Proviants, welchen die einzelnen befestigten Punkte erheischten, stieg weit über die Kräfte unbeschäftigter freier Naturkinder, die zerstreut neben einander wohnten und von städtischen, zusammengedrängten Niederlassungen keinen Begriff hatten. Sie reichten den Spaniern willig dar, so lange sie selbst etwas hatten; als dieß aufgezehrt war, schritten jene eben so unbesonnen als grausam zur Gewalt; dazu kam, daß die verrätherische Gefangennehmung des Caziken Conabo, der nach Spanien ins Gefängniß abgeführt worden war, fortwährend frisches Oel in die

zuckende Flamme der Erbitterung goß. Zum zweiten Male machte die natürliche Furchtsamkeit der Haytier ihrer Verzweiflung Platz; alle Häupter der Insel bis auf Guakanahari vereinigten ihre Waffen zur Vertreibung der unerträglichen Fremdlinge, die an ihrem Blute und Marke sogen.

Elend, Ausschweifungen und die Feuerstrahlen einer fast senkrecht brennenden Sonne hatten die Mannschaft des Columbus auf 230 Streiter zusammengeschmolzen; mit dieser Handvoll Leute griff er, von der Nothwendigkeit gezwungen, eine Masse von hunderttausend Feinden an, und zerstreute sie in der Ebene von Véga Réal, wie der Wind die Spreu; die Gefangenen wurden zu Sclaven gemacht. Zweihundert Fußgänger, zwanzig Reiter und zwanzig große Hunde, kunstmäßig zum Kampfe abgerichtet, waren zur Vollständigkeit des Sieges hinreichend gewesen. Dieser entscheidende Ausgang, bei so höchst ungleichen Streitkräften, erklärt sich aus dem Uebergewicht, welches den Spaniern die europäische Kriegskunst, insonderheit der Gebrauch der Feuerwaffen, die Reiterei und der Vortheil des Kampfplatzes gab. Die abgöttische Furcht der Eingebornen vor der vermeinten höhern Abkunft der Spanier war für die letztern ein nicht minder mächtiger Bundesgenosse.

Columbus, der die Insel nach mehrern Seiten durchreiste, legte jetzt allen Eingebornen, die über 14 Jahre alt waren, einen Tribut auf; theils wollte er durch diese Zwangsmaßregel das Bestehen und Gedeihen der Kolonie sichern, theils mochte er in ihr auch wohl einen Kanal suchen für den Abfluß

des Goldes in die spanische Schatzkammer, wo eine starke Ebbe eingetreten war, und ein voller Strom aus dem neuen Paradiese dem Entdecker mehr als jedes andere Verdienst Gunst und Ansehen versprach. Wie sehr auch das System des Tributs, zu dem Columbus zuerst seinen großen Namen hergab, in der Folge durch den schändlichsten Mißbrauch als ein Fluch der Menschheit und selbst auf längern Umwegen eine Geißel für Spanien geworden ist; so läßt es sich, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen mit dem Drange der gebieterischen Umstände; auch wurde es damals nach dem Willen des Erfinders, so viel ihm möglich war, mit vieler Mäßigung und Umsicht in Ausführung gebracht. Die zweckmäßige Behandlung mancher gewagten Verhältnisse verlangt aber unausgesetzt so außerordentliche Menschen, daß es kein Wunder nimmt, wenn sie unter der Einwirkung gemeiner Naturen ins tiefste Verderben ausarten; dahin gehört auch die Einführung des besagten Tributs.

Um diesen aufzubringen, mußten die Eingebornen arbeiten; Arbeit aber war für sie in dem ruhigen Geleise ihres bisherigen Daseins gleichbedeutend mit Sclaverei; die Erhebung der Taxe drückte derselben nach ihrer Meinung ein blutiges Siegel auf; so waren sie denn entschlossen, für ihre Unabhängigkeit das Aeußerste zu wagen. Die Spanier sollten vor Hunger umkommen; in dieser Absicht rissen sie nicht nur die zur Nahrung bestimmten Gewächse mit der Wurzel aus, sondern sie entsagten auch jedem Anbau des Bodens und zogen sich in unzugängliche Gebirge zurück. Der

Feind, durch den sie gehofft hatten, die Spanier zu vernichten, wendete sich aber hier verderblich gegen sie selbst, mehr als der dritte Theil der Bevölkerung fiel als Opfer der unbesonnen erregten Hungersnoth. Mit dem Mangel an Lebensmitteln stieg die Grausamkeit der Spanier; Sein oder Nichtsein war ihre Losung; sie ließen die unglücklichen Flüchtlinge in ihrer Verborgenheit durch Hunde auffspüren und angreifen; ja sie verwandelten sich zum Theil selbst in reißende Thiere, wenn es wahr ist, das einige das Gelübde ablegten, jeden Tag zwölf Haytier zu Ehren der zwölf Apostel umzubringen. Schaarenweise kamen die Eingebornen um, als würden sie von der Pest hinweggerafft; was der Hunger verschont hatte, fraß das Schwert, und was auch von diesem unerreicht blieb, wurde ein Raub verzehrender Seelenschmerzen. Bald wandelten die Spanier rings umher auf Wüsten des Todes; es ging ihnen, wie jenen Geharnischten der Fabel, die aus einer Saat von Drachenzähnen entsprossen waren; sie kehrten ihre Waffen gegen sich selbst und löschten ihren Golddurst in dem eigenen Blute.

Auch auf Columbus fiel plötzlich aus scheinbar unbewölktem Himmel ein Wetterstrahl; der spanische Hof rief ihn zur Verantwortung zurück; ein Abgeordneter sollte im Namen der mit ihm unzufriedenen klagenden Colonie, wie es hieß, sein Verhalten untersuchen. Der Entdecker der neuen Welt, der durch Geist und Herz verdiente, ihr Herr zu sein, bezwang seinen Unmuth, und stieg nach einer langen und beschwerlichen Fahrt den 11. Julius

1496 in Cadix ans Land. Seinen Bruder Bartholomäus hatte er bei seiner Abreise als Adelantado oder Gouverneur-Lieutenant und Roldan Ximenes als Oberrichter eingesetzt; ein Vertrauen, das dieser später schlecht rechtfertigte.

Der zurückgekehrte Columbus schlug die Verleumdung durch seine Gegenwart siegreich zu Boden; von dem Könige wie von der Königin ehrenvoll aufgenommen, hatte er Theil an den Berathschlagungen des Hofes, der die neue Colonie mit Soldaten, Seeleuten und Handwerkern zu bevölkern beschloß. Man schickte zugleich Franziskaner dahin ab, nicht nur zum Seelenheile der Spanier, sondern auch zum Unterricht der Insulaner. Man öffnete ferner Domingo allen Unterthanen der spanischen Krone, welche aus eigenen Mitteln die Reise bestreiten wollten; nur die Prokuratoren und Advokaten waren namentlich ausgeschlossen; man fürchtete, sie möchten den Geist der Chikane über ein Land verbreiten, wo diese Plage glücklicherweise noch unbekannt war. Wenige reizte die Aussicht, als tüchtige Anbauer oder arbeitsame Handwerker, ihr Glück unter einem fremden Himmel zu versuchen; den Mangel derselben ersetzte herrenloses, herumstreichendes Gesindel.

Während Columbus in Spanien war, verlegte Bartholomäus den Sitz der neuen spanischen Herrschaft von der Stadt Isabelle, deren Boden den Erwartungen nicht entsprochen hatte, nach dem eben erbauten St. Domingo, dessen Gründung eine Volkssage also berichtet.

Diaz, ein junger Spanier, flüchtig wegen eines

Zweikampfes, hatte an der Mündung der Ozama, und zwar am westlichen Ufer, eine Niederlassung von Eingebornen gefunden; sie wurden von einer Frau beherrscht, deren Gunst er zu gewinnen wußte. Sie faßte eine solche Neigung zu dem Fremdling, daß sie ihm vorschlug, sich auf ihrem Boden anzusiedeln; die Bequemlichkeit des von der Natur gebildeten Hafens, die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes und ganz vorzüglich die Nähe der Goldminen in einer Entfernnng von 8 Meilen, waren Ueberredungsgründe, die auf den Lippen einer Frau auf ein spanisches Herz unmöglich ihre Wirkung verfehlen konnten.

Diaz hatte bei seiner Rückkehr nach Isabella zu einer Zeit, wo er keine weitern Verfolgungen befürchten durfte, seine Abenteuer dem Gouverneur Bartholomäus mitgetheilt. Zehn Tage entwarf dieser schon an dem östlichen Ufer des Flusses den Plan zu einer neuen Stadt und Feste; er nannte die Stadt St. Domingo, wie man sagt, aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Vater, dessen Namenspatron der heilige Domingo war; die meisten Einwohner von Isabelle ließen sich in derselben, als dem Sitze der Regiernng, häuslich nieder.

Neue Angriffe der gemißhandelten Eingebornen zwangen Bartholomäus zum offnen Kampfe, der mit einem schnellen Siege endete. Gefährlicher war bald darauf die Empörung, welche Roldan Ximenes in der Verblendung ränkevollen Ehrgeizes gegen seinen Wohlthäter Columbus erregte, in der Meinung, daß dieser nie wieder auf die Insel zurückkehren würde; seine Partei bestand aus miß-

vergnügten Spaniern und aufgewiegelten Haytiern. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Herrscher von Xaragua für sein verbrecherisches Unternehmen zu gewinnen, den Bartholomäus erst kürzlich überwunden und begnadigt hatte, so fand er doch in dem Cazifen Majobanex einen Bundesgenossen, und in dessen kriegerischem Volke in der Gegend des Cap Labron einen entschiedenen Beistand.

Bartholomäus brach gegen die Insulaner auf, schlug sie und bemächtigte sich ihres Fürsten. Unter der Menge von Gefangenen befand sich eine seltene Schönheit, die Tochter des Majobanex, erst kürzlich verehlicht mit einem der Vornehmsten im Lande. Kaum hatte dieser die Gefangenschaft seiner Gattin erfahren, so versammelte er seine streitbare Mannschaft, stellte sich an ihre Spitze und schlug die Richtung der Sieger mit solcher Schnelligkeit ein, daß er fast zugleich mit ihnen in Conception eintraf. Er nahte sich hierauf dem Bruder des Columbus, warf sich ihm zu Füßen, benetzte sie mit Thränen und unter den dringendsten Bitten, ihm seine Gattin zurückzugeben. Bartholomäus willfahrte ihm, ohne ein Lösegeld zu nehmen. Die Dankbarkeit des Ueberglücklichen äußerte sich auf die lebhafteste Weise. Nach einer kurzen Entfernung kam er mit vier oder fünf seiner Unterthanen zurück; sie trugen am Feuer gehärtete Stöcke, deren sie sich bedienten, die Erde aufzuwühlen. Er verlangte, daß man ihnen ein Stück Landes zur Bearbeitung anweisen sollte, und in einigen Tagen hatten sie eine Strecke urbar gemacht, wofür spanische Soldaten, wie der Geschicht-

schreiber Herrera versichert, mehr als dreißigtausend Dukaten in diesem goldreichen Lande verlangt haben würden.

Die Großmuth des Bartholomäus gegen die Tochter des Majobanex ließ die Eingebornen auch für ihren Fürsten hoffen; sie wandten zu seiner Rettung Bitten, Thränen, Geschenke an, aber umsonst. Es schien nothwendig, durch ein strenges Beispiel von Gerechtigkeit die übrigen Häupter des Landes zu schrecken und in den Schranken des Gehorsams zu halten. Die ganze Familie des Empörers erhielt die Freiheit, er selbst wurde in St. Domingo hingerichtet.

So standen die Sachen, als Columbus den 30. Mai 1498 aus dem Hafen von San Lucar absegelte, den zweiten August die Insel St. Trinidad entdeckte, und endlich das feste Land von Amerika, das er ebenfalls für eine Insel hielt. Der Mangel an Lebensmitteln und der schlechte Zustand seiner Schiffe hatten ihn gehindert, weiter vorzudringen; nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und einigen Monaten erschien er zum dritten Male auf Hayti in St. Domingo, unter den Jubelgrüßen aller derer, die ihm treu geblieben waren. Er brachte unglücklicherweise eine Ladung von Missethätern mit, die man aus den spanischen Gefängnissen entlassen hatte, um die Colonie anzubauen und zu bevölkern; ein gefährlicher Ballast, der seiner Natur nach dem Fortschreiten jeder gesellschaftlichen Ordnung mit einem unausbleiblichen moralischen Schiffbruch droht. Columbus fühlte gewiß mit dem bittersten Schmerze, daß der Auswurf

der Menschheit eine schlechte Pflanzschule für die neue Welt abgeben müßte; aber so sehr verfolgte ihn das Mißgeschick in Spanien, daß er selbst um solche Reisegefährten wie um ein Almosen betteln mußte, wollte er nicht in Ermangelung besserer und tauglicher Leute auf den nothwendigen Zufluß frischer Ansiedler verzichten und als Augenzeuge den Untergang der Kolonie erleben.

Wer ihn darüber tadeln will, rechnet diesem Märtyrer seiner Thatkraft als freien Entschluß an, was lediglich die Giftfrucht der drückendsten Verhältnisse war, von den unzulänglichen Maßregeln der spanischen Regierung geflissentlich wie in einem Treibhause zur Reife gezwungen.

Auch die Meuterei des Roldan Ximenes konnte Columbus nicht in der Wurzel ausrotten; vergeblich suchte er den Anführer zu gewinnen, umsonst bot er ihm sicheres Geleit an. Der Verräther brauchte diese Gunst bloß dazu, ihm noch einige Soldaten abwendig zu machen und sich in seinem Widerstande zu befestigen. Den Empörern wurden Ländereien im Innern bewilligt, da man nicht im Stande war, sie durch Gewalt zu unterwerfen; das hieß sie gewissermaßen belohnen und auch Andere für die Zukunft zu gleicher Abtrünnigkeit auffordern. Die Eingebornen, die unter diesen neuen Herren wohnten, sollten nicht mehr den festgesetzten Tribut entrichten, dafür aber, zum Vortheile jener, ein Stück Land bestellen.

Roldan hatte zahlreiche Freunde am spanischen Hofe, sie konnten dem Columbus seinen Ruhm nicht verzeihen; auch unter der Bande von Böse-

wichtern, die nur durch ihn dem Gefängnisse und selbst dem Tode entronnen waren, standen Undankbare auf, die ihre Beschuldigungen mit den Anschwärzungen Roldan's vereinigten, und an dem Sturze des Weltentdeckers mit aller der höllischen Schwarzkunst arbeiteten, die sie früher im Gewerbe des Lasters eingeübt hatten. Der Hof lieh den Anklagen bereitwillig sein Ohr, rief Columbus zurück, und sandte an seine Stelle in der Eigenschaft eines Oberrichters Franz von Bovadillo, Commandeur des Ordens Calatrava. Auf diese Weise, so lautete der königliche Befehl, wolle man dem Verlangen des Admirals entgegen kommen, der zur Schlichtung seiner Streitigkeiten mit Roland die richterliche Entscheidung nachgesucht habe; man könne folglich bei der Ankunft des Oberrichters nicht zugleich einen Mann in der Kolonie lassen, der die zwei hochwichtigen Posten eines Admirals und Vicekönigs in seiner Person verbinde. Während man auf diese Weise arglistig den Schein des Gesetzmäßigen zu retten suchte, sprach man doch auch von einer andern Seite allen edlern Gefühlen der Menschheit mit einer beispiellosen Grausamkeit öffentlich Hohn.

Bovadillo ließ sich im Besitze der Stadt und Feste St. Domingo als Generalgouverneur anerkennen, und sandte an Columbus einen Brief des Königs und der Königin, abgefaßt in folgenden Worten: Don Christoph Columbus, erster Admiral im Ocean, wir haben dem Commandeur Don Franz von Bovadillo befohlen, euch Mancherlei zu sagen, und wir bedeuten euch, ihm zu glauben und das zu

thun, was er euch in unserm Namen eröffnen wird. Madrid, den 26. Mai 1499. Ich der König; ich die Königin.

Columbus höchst befremdet darüber, daß er nicht mehr wie in den frühern königlichen Briefen Vicekönig genannt wird, nichts destoweniger aber fest entschlossen zu gehorchen, begiebt sich zu Bovadillo; dieser läßt ihn, ohne ihn zu sehen und zu hören, unverzüglich verhaften, in die Feste einschließen und in Ketten legen. Mit diesem spottenden Zeichen der Anerkennung, mit diesem eisernen Kreuze des Verdienstes, kam Columbus, begleitet von seinen beiden Brüdern, Bartholomäus und Diego, in Spanien an; aber alle Kronen der spanischen Könige glänzen zusammengenommen im Laufe der Zeiten nicht so hell und dauerhaft, als jene Fesseln, die unter den Händen der Geschichte zu einem Diadem der leidenden Größe geworden sind, welches das Haupt des unsterblichen Mannes in ruhiger Majestät umgiebt, wie der Gürtel der Cordilleras den Erdtheil, mit welchem der Drang seines heldenmüthigen Genies die Weltkunde bereichert hat.

Als Ferdinand und Isabella die unwürdige Behandlung des Columbus erfuhren, dem sie nach ihrem eigenen, vielleicht drückenden Gefühle, und noch mehr in den Augen der Zeitgenossen, so tief verpflichtet waren, bemühten sie sich, die himmelschreiende Ungerechtigkeit ihres voreiligen Kerkermeisters wieder gut zu machen; die drei Gefangenen erhielten ihre Freiheit und außerdem dreitausend Thaler, um die Reise nach dem Hoflager in Granada antreten

zu können, wohin sie unmittelbar beschieden wurden. Um diesen nichtigen Preis wollte man ihnen die erlittene Kränkung abkaufen. Diese Belohnung war ein neuer Schimpf, mit dem sich die Gnade der beiden Monarchen nicht weniger brandmarkte, als kurz vorher ihre Ungnade.

Bovadillo war vollkommen der Mann, um über Räuber zu herrschen, die man dem Henker entrissen hatte, in der Absicht, aus ihnen Colonisten zu bilden. Er begann sein Schergenamt damit, daß er die unglücklichen Eingebornen zählen ließ, sie unter die Spanier als Lastthiere vertheilte, und auch den Caziken so lange zusetzte, bis sie ihr Ansehen dazu mißbrauchten, ihr Volk seiner Barbarei dienstbar zu machen. Die Unzufriedenheit wuchs mit jedem Athemzuge, die Eingebornen versuchten noch einmal, das unerträgliche Joch abzuschütteln, und von Neuem floß ihr Blut.

Die tyrannische Verwaltung Bovadillo's gereichte dem Columbus zu einer Rechtfertigung, die selbst seine Feinde beschämte und seine menschenfreundliche Weisheit ins schönste Licht setzte. Ungeachtet der Auffindung der ergiebigsten Goldminen von St. Christophe, aus denen, sowie aus den übrigen Bergwerken, starke Sendungen nach Spanien abgingen, durch welche Bovadilla mit eigennütziger Klugheit um die Gunst des Hofes buhlte, wurde er dennoch von seinem Posten zurückberufen. Das Angstgeschrei des haytischen Schlachtopfer drang laut über's Meer, und hallte von allen Seiten so nachdrücklich umher, daß auch Ferdinand und Isabelle es hören mußten, wenn nicht aus reinem Mitgefühl, doch

aus politischer Besorgniß für den unvermeidlichen Verfall der Kolonie bei längerer Fortsetzung der vertilgenden Barbarei. Der Himmel rächte bald darauf die unterdrückten Haytier an Bovadillo und seinen Mitschuldigen, als er mit diesen seine Ueberfahrt nach Spanien antreten wollte.

Sein Nachfolger war Don Nicolaus Ovando, Commandeur des Ordens von Alcantara; er erschien auf St. Domingo den 15. April mit Verhaltungsmaßregeln, die auf den Zustand der Kolonie klug berechnet waren. Aus seiner bisherigen Laufbahn begleitete ihn der Ruf der Rechtschaffenheit und Mäßigung; die spanischen Geschichtschreiber rühmen ihn als das Muster eines Gouverneurs, andere Stimmen klagen ihn einer methodischen Grausamkeit an; bei diesem Zwiespalt der Meinungen ist es am besten, die Thatsachen reden zu lassen. Er war ohne Zweifel ein kräftiger Charakter, der nach festen Grundsätzen handelte und in sein Verfahren eine systematische Strenge zu bringen suchte; hätte er es weniger auf Kosten der unglücklichen Haytier gethan, man könnte ihm die Bewunderung nicht versagen. Seinem Auftrage gemäß sollte er die bisherigen Gewaltthätigkeiten einstellen, den herrschenden Geist der Zügellosigkeit unterdrücken, die Lasten der Eingebornen erleichtern, die Hälfte des geschmolzenen Goldes in den königlichen Schatz liefern und noch sonst mit aller der Mäßigung verfahren, welche die Verhältnisse nur immer erlauben würden. Er beschränkte sich auch anfänglich mit Ernst auf diese Befehle, und der Zustand der Insel gewann eine geordnetere Gestalt.

Columbus verweilte unterdessen noch in Spanien; wie klar auch seine Unschuld am Tage lag, wie angelegentlich er auch den Plan zu weiteren Entdeckungen betrieb, er konnte damit nicht zum Ziele gelangen; man machte ihm bloß Hoffnungen, um sie heimlich wieder zu vereiteln. — Müde des elenden Gaukelspiels, erklärte er, allen fernern Entdeckungsreisen zu entsagen und sich in den Schooß der Ruhe zu flüchten. Bald darauf erhielt er folgendes königliches Schreiben:

„Ihr dürft überzeugt sein von dem Mißvergnügen, das uns eure Gefangenschaft verursacht hat, da wir nicht einen Augenblick gezögert haben, euch wieder in Freiheit zu setzen. Die Welt kennt eure Unschuld, ihr wißt, mit welcher Auszeichnung und Huld wir euch behandelt haben; die ersten erhaltenen Gnadenerweise werden nicht die letzten sein; wir bestätigen euch die zugesagten Vorrechte und wollen, daß ihr und eure Kinder dieselben genießt. Wir bieten euch an, dieselben von Neuem zu bestätigen, und auf euren ältesten Sohn alle eure Würden überzutragen, wenn ihr es wünscht. Seid gewiß, daß wir auch für eure übrigen Kinder Sorge tragen werden; wir ersuchen euch, sobald als möglich abzureisen. Valencia, den 14. März 1505."

Wie sehr es mit diesem Versprechen Ernst war, wird die Folge lehren; auf das gerade, versöhnliche Gemüth des Columbus wirkten sie indessen so mächtig, daß er ohne Zögern mit seinem Bruder und dem zweiten seiner Söhne, der ein Alter von dreizehn Jahren hatte, den Hafen von Cadix den neunten Mai desselben Jahres verließ.

Daß die spanische Regierung bei der Ausrüstung des Ovando größere Absichten als je verfolgte, ergiebt sich aus der bedeutenden Macht, mit welcher sie ihn abgeschickt hatte; sie bestand aus 32 Schiffen, auf denen sich 2500 Pflanzer befanden.

Columbus gehörte zu den Menschen, deren Leben einen ununterbrochenen Kampf bildet, und deren Beharrlichkeit durch den Widerstand nur um so mehr geläutert und gestählt wird; selbst das Unglück dient nur, ihre Erhebung über jede Macht des Schicksals zu bewähren. Columbus hatte auch bei seiner vierten Entdeckungsreise, wie fast immer, mit der Macht der Elemente ringen müssen; eins seiner Schiffe war stark beschädigt worden; er richtete deshalb seinen Lauf nach St. Domingo, um es gegen ein anderes von Ovando's Flotte umzutauschen; dazu kam die vorausgesehene Gefahr eines nahen Sturmes, vor welchem er achtzehn segelfertige und beladene Schiffe, die nach Spanien abgehen sollten, ebenfalls nachdrücklich warnte. Aber so groß war die rohe Unempfindlichkeit, daß man weder auf seine Bitte, noch auf seinen Rath hörte. Er selbst entging durch seine zweckmäßigen Sicherheitsanstalten dem drohenden Verderben, während jene achtzehn Schiffe mit ihren erpreßten Reichthümern, die sich über 300,000 Thaler beliefen, ein Raub der Wellen wurden. Auf denselben fanden zugleich Bovadillo, Roldan und zahlreiche Genossen ihrer Verbrechen, die gemeinschaftlichen Verfolger des Columbus und der Haytier, den längst verdienten Untergang. Die Erde war ihrer müde, darum verschlang sie das Meer.

Mit allen schmerzlichen Gefühlen eines unschuldig Verbannten entfernte sich Columbus von einer Insel, deren Gouverneur ihn so schnöde zurückwies; wenn er es noch immer nicht wußte, so konnte und mußte er jetzt merken, was er von der wiederholten königlichen Verheißung zu erwarten hatte; denn Ovando's Uebermuth hatte wohl noch andere und geheimere Quellen, als die Triebfeder des besorgten Eigennutzes.

St. Domingo, das ein Orkan gänzlich zerstört hatte, wurde von Ovando mit so vieler Pracht wieder aufgebaut, daß er es laut mit den schönsten und bequemsten Städten vergleichen durfte.

Zum letzten Male landete Columbus auf St. Domingo, das er als die vornehmste Wiege seines Ruhms ansah und liebte; er kehrte übrigens mehr gezwungen als freiwillig dahin zurück, denn nicht nur war ihm der Versuch weiterer Entdeckungen mißlungen, sondern er hatte noch unterwegs Schiffbruch gelitten, so daß er ein Jahr auf Jamaika hatte zubringen müssen, verlassen von jeder Hülfe, diejenige ausgenommen, welche ihm die Unerschöpflichkeit seines Geistes und Muthes gewährte. Ovando schien jetzt zu fühlen, was er einem so außerordentlichen Gaste im Namen Spaniens und der theilnehmenden Welt schuldig sei; er leistete ihm Beistand, sich von seinen Unfällen zu erholen, und nahm ihn bei seiner Ankunft auf St. Domingo mit aller der Auszeichnung auf, die dem Range seines Verdienstes gebührte. Vielleicht war auch diese Aufmerksamkeit nicht ganz rein, denn da Columbus sich zur Rückreise nach Spanien anschickte,

so schien er eben deshalb für den Ehrgeiz seines Nebenbuhlers weniger gefährlich, und diesem Umstande mochte er jetzt größtentheils die günstige Aufnahme zu danken haben. Während der Rückkehr nach Spanien mußte Columbus wieder mit den Stürmen, seinen alten unversöhnlichen Feinden kämpfen, und 700 Seemeilen mit Nothmasten segeln.

Bei seiner Ankunft in Spanien gegen Ende des Jahres 1504 erfuhr er den Tod der Königin Isabella, an der er seine Hauptstütze verlor, wenn sie gleich nicht stark genug gewesen war, ihn vor so vielen und tiefen Kränkungen zu schützen. Ihr Tod war ein Vorzeichen seiner eigenen sinkenden Lebenssonne, die ihm nur noch glänzte in der Erinnerung an die von ihm ausgeführten Wunderthaten. Vergeblich bot er Alles auf, um wieder in die verlorne Stelle eines Vicekönigs einzutreten; er konnte und wollte es nicht glauben, daß selbst Fürsten bisweilen mit Eiden, also noch viel leichter mit bloßen Versprechungen wie mit Würfeln spielen. Der hohe Rath, dem er seine Ansprüche vorlegte, theilte sich in verschiedene Meinungen über die Gültigkeit derselben, und die Mehrzahl erklärte sich dahin, daß seine Foderungen seine Verdienste überstiegen, indem es sich nicht zieme, einen Privatmann, besonders einen Fremden, zu einer solchen Stufe der Macht zu erheben. Viele hielten den König für den versteckten Urheber dieser Entscheidung; Ferdinand hatte Columbus niemals geliebt, und nach seinem argwöhnischen, ehrgeizigen, ränkevollen Charakter konnte er schwerlich der Schwachheit wider-

stehen, auf den Ruhm des Genuesers eifersüchtig zu sein. Unablässig verfolgt von den schwersten Mißhandlungen, die ein tugendhaftes Heldenherz treffen können, gewaltsam losgerissen von dem Schauplatze der süßesten Thätigkeit, immer wieder von Neuem betrogen und zuletzt sogar durch richterlichen Spruch um den irdischen Lohn des thätigsten und mühevollsten Lebens, starb Columbus in Valladolid den 20. Mai 1505, funfzehn Monate nach seiner Ankunft. Seine bewundernswürdige Standhaftigkeit kann diejenigen stärken, die bei weit geringern Ansprüchen über das Loos der Verkennung zu klagen haben; so bleibt er auch im Grabe noch ein Leitstern, wie er es einst, wenn auch im andern Sinne, auf den Fluthen des Oceans war. Nicht einmal die Genugthuung ist ihm zu Theil geworden, daß der von ihm entdeckte Erdtheil seinen Namen trägt; die Gunst der Umstände spielte diese Ehre einem tief unter ihm stehenden Manne, Americo Vespucci zu. Mag aber auch die Gerechtigkeit auf Erden lange schlafen, so erwacht sie endlich doch in dem Herzen dankbarer Völker. Die junge Freiheit hat Amerika laut an die rückständige Schuld gemahnt; zwei Länder desselben, die nach Columbus heißen, theilen sich jetzt wetteifernd in die geographische Verewigung seines Namens.

Columbus hatte in seinem Testament verordnet, daß man seinen Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beerdigen sollte; auch diese letzte kleine Gunst wurde ihm verweigert, man begrub ihn in dem Kloster der Carthäuser zu Sevilla. Erst einige Jahre später brachte man seine Asche nach St.

Domingo, und 1796 wurde sie in Havannah beigesetzt.

Isabellens Tod und der Sturz des Columbus drohete den Haytiern, die noch bis jetzt ihr Leben gerettet hatten, mit einer neuen Periode des Elends. Seit 1506 hatte eine Verordnung des spanischen Königs die Eingebornen förmlich unter die Eroberer vertheilt. Ovando, dem es an Arbeitern fehlte, wälzte alle Last auf die Insulaner, die haufenweise einer Anstrengung erlagen, die durchaus mit ihrer bisherigen Lebensweise, den Einflüssen des Klima's und ihren liebsten Neigungen stritt. Der Hof war entweder unbekannt mit diesen zahllosen Auftritten des Jammers, oder er heuchelte eine geflissentliche Unwissenheit; vielleicht ließ er sich auch durch die gute polizeiliche Ordnung einwiegen, welche Ovando allerdings aufrecht erhielt; einen starken Ausschlag gaben endlich ohne Zweifel auch die reichbeladenen Gallionen, die in Spanien ankamen. Viermal des Jahres wurde damals auf St. Domingo das Gold geschmolzen. Der Gesammtbetrag stieg ungefähr auf 460,000 Mark.

Vier Jahre lang kam es zu keinem offenen Ausbruche der allgemeinen Unzufriedenheit. Mit der Grausamkeit der Spanier entwickelte sich die Erbitterung der Eingebornen im gleichen Maaße, auf mehreren Punkten brachen sie haufenweise los; die Europäer wurden in verschiedenen Kämpfen geschlagen, die Sieger verweigerten den angebotenen Frieden; bald aber umringt von allen Seiten und unabläßig verfolgt von der spanischen Blutgier, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade.

Die Empörung schien nur gedämpft, das Feuer derselben sammelte unter der glühenden Asche neue Kraft. Anacoana, die Fürstin der Provinz Xaragua, der man verrätherische Umtriebe mit flüchtigen Europäern beimessen wollte — sie bedurfte solcher Verbindungen nicht für ihren gerechten Haß gegen die Spanier — traf mächtige Rüstungen, um sich an ihren und des Landes Feinden zu rächen. Mehrere Theilnehmer an der Empörung Roldan's lebten auf dem Gebiet von Xaragua, ohne daß man sich bis jetzt ihrer Personen hätte bemächtigen können; sie waren als Unzufriedene der Aufwiegelung allerdings verdächtig. Ovando, schnell unterrichtet von den erwähnten kriegerischen Vorbereitungen, stellt sich, als wisse er nicht darum, und anstatt zur Vertheidigung zu schreiten, läßt er der Fürstin den Wunsch melden, sie in ihrer Provinz zu besuchen, unter dem Vorwande, den rückständigen Tribut zu erheben. Er nahm 360 Mann Fußvolk und 70 Pferde mit sich auf den Weg. Sei es, daß dieser Antrag die Fürstin wirklich täuschte über seine wahren Gesinnungen, oder daß sie es für vortheilhafter hielt, den Angriff noch zu verschieben; genug, Ovando wurde mit großen Freudensbezeigungen, wie ein höchst willkommener Gast empfangen. Anacoana feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, zu denen sie die vornehmsten Einwohner und ihre nächsten Diener einlud. Nach einer andern Nachricht veranstaltete Ovando selbst ein Fest, um in der Mitte der herbeigerufenen Eingeborenen ihnen öffentlich für die gefundene Aufnahme zu danken. Das arglose Volk war von allen Seiten herbeigeströmt,

es suchte das Vergnügen und fand den Tod; denn plötzlich verwandelte sich der Schauplatz der gehofften Freude in einen Sitz des Schreckens, die Spanier rückten zum Kampf an, und während das Fußvolk die Zugänge besetzte, stürzte Ovando mit den Reitern auf die Wohnung der Fürstin los, die unter den Ihrigen nicht einmal durch den schnellen Anlauf beunruhigt worden war, so wenig hatte sie irgend eine Gefahr besorgt. Bald sah sie mit Entsetzen den verderblichen Irrthum ein; sie wurde sogleich fortgeführt; die andern, welche nicht in den rings umher verbreiteten Flammen umkamen, unter ihnen viele Vornehme, starben durchs Schwert und Anacoana selbst endigte am dritten Tage ihrer Gefangenschaft auf dem Blutgerüst. Dieser einzige Zug reicht hin, dem Ovando das Siegel der Verwerfung aufzudrücken, mögen ihn auch die Lobredner aus seinem Volke den klügsten und gerechtesten aller Gouverneure nennen. War er klug, so mußte er die unausbleiblichen Folgen eines so empörenden Wortbruchs fürchten, durch den er gleichsam der ganzen Bevölkerung den Tod verkündigte; war er gerecht, so konnte er unmöglich das Gesetz des Krieges, welches nur den offenen Kampf erlaubt, auf eine so banditenmäßige Weise unter die Füße treten. Es scheint überhaupt, daß er zwischen den Eingebornen und Spaniern eine Demarkationslinie zog, die es ihm unmöglich machte, jene noch als Menschen gelten zu lassen; nur daraus läßt sich die Verschiedenheit seines Betragens erklären, das sonst in mancher Hinsicht Lob verdient. Anfänglich war er wirklich darauf bedacht gewesen, das Schicksal

der Insulaner zu mildern, später mochte die gefährliche Lage der Spanier, die von Tage zu Tage schlimmer wurde, ihn zu unnatürlichen Gewaltschritten fortreißen. Wenigstens beweisen die verrätherischen Mordanschläge, die er gegen die Bewohner von Xaragua ausführte, daß er einen Krieg mit ihnen für so gefährlich hielt, daß ihm kein Mittel zu schlecht dünkte, um seinen Zweck zu erreichen. Die näheren Umstände dieser angeblichen Verschwörung haben sich nicht aufgeklärt, nur die Gewaltthat Ovando's ist in der Hauptsache gewiß, wenn auch auf einzelnen Nebenumständen Dunkel ruht.

Nach dieser furchtbaren Metzelei verflossen drei Jahre, ohne daß die Ruhe bedenklich gestört wurde. Erst 1506 brach unter der Verwaltung Ovando's in der Provinz Hyguey eine neue Empörung aus, die nur nach einem hartnäckigen Kampfe, und nach Zerstörung einer Feste und der Hinrichtung des Caziken Kotubanama, des letzten fürstlichen Sprößlings, durch Esquibel gedämpft werden konnte. Von jetzt an hatten die Martern der Eingebornen keine Grenzen mehr, sie überschreiten jede Macht der Vorstellung, um so mehr der Beschreibung, wenn es gilt, die tobende Sündfluth des Elends vollkommen zu erschöpfen. Man kettete die Verzweifelten paarweise aneinander, strafte unbedeutende Fehler mit Verstümmelungen, ersetzte An- und Zurechtweisungen durch Peitschenhiebe, so daß die Unglücklichen den Tod als die höchste Gnade erflehten, und eben so viele durch Selbstmorde untergingen, als durch die würgende Faust der Spanier. Von der

Million Seelen, welche die Insel zur Zeit ihrer Entdeckung gezählt haben soll, waren 1507 nur noch 60,000 übrig; diese ungeheure Abnahme der Bevölkerung ist der sicherste, aber auch schreiendste Beleg für die europäische Vertilgungswuth. „Die Zusammengebundenen" — so erzählt der scharfblickende, menschenfreundliche, wenn auch zuweilen einseitige Raynal — „zwang man durch Schläge, unter dem Druck ihrer Lasten wieder aufzustehen. Beide Geschlechter hatten nur einen verstohlenen Umgang; die Männer kamen in Bergwerken um, die Weiber erlagen in ihrer Schwachheit den Beschwerden der Feldarbeit. Eine ungesunde, unzulängliche Kost rieb vollends den von ungewohnten Anstrengungen ausgemergelten Körper auf. Die Milch versiegte in den Brüsten der Mütter, sie verschmachteten vor Hunger und Erschöpfung, indem sie ihre todten oder sterbenden Kinder gegen den vertrockneten Busen drückten. Die Väter vergifteten sich, erhängten sich an Bäumen, nachdem sie ihre Söhne und Gattinnen durch dieselbe Todesart von den Qualen des Lebens befreit hatten; ihr Geschlecht ist nicht mehr."

Die Spanier fürchteten nicht ohne Grund, daß dieser ungeheure Menschenverlust in seinen reißenden Fortschritten ihnen die Quellen der eignen Erhaltung und Wohlfahrt entziehen könne; zur Arbeit hatten sie selbst wenig Lust; auch reichte ihre geringe Anzahl für ihre Habgier nicht aus. Unter diesen drohenden Umständen verfielen sie in ihrer Grausamkeit auf den Gedanken, die Bewohner der benachbarten lucayischen Inseln ihrem mütterlichen

Boden zu entreißen, um sie auf St. Domingo in das Joch der Sclaverei zu spannen. Gewalt und Lüge waren dabei ihre Werkzeuge, und diese Ruchlosen, die im Namen des Gottes des Friedens schon so viele Ströme von Blut vergossen hatten, mißbrauchten nun auch noch die Religion durch den frevelhaftesten Betrug zu einer Maske ihrer verbrecherischen Absichten. „Verlaßt euer Geburtsland," sagten sie den bezeichneten Nachbarstämmen, „kommt zu uns herüber, ihr werdet innerhalb unseres köstlichen Gebietes nichts mehr zu wünschen haben, die Gottheit von Angesicht zu Angesicht sehen und die Schatten eurer Vorfahren wiederfinden." Die umwohnenden treuherzigen Insulaner folgten zu Tausenden den verführerischen Lockungen, nach einem Lande, wo Teufel in Menschengestalt auf sie lauerten, um ihre gutmüthige Zuversicht mit Sclaverei, Martern aller Art, und einem frühen und gewaltsamen Tode zu lohnen. Man hatte Ferdinands Einwilligung zu diesem Unternehmen erhalten durch die Vorspiegelung, in unmittelbarer Nähe mit einem um so größeren Erfolge an der Bildung und dem christlichen Seelenheile der neuen Pflanzer arbeiten zu können. Dieser Kunstgriff war überflüssig, um einen König zu gewinnen, dessen erstes Gesetz die Politik eines rücksichtslosen Eigennutzes war.

Ovando hatte während der Zeit seiner Herrschaft das Augenmerk nicht bloß auf den Bergbau gerichtet; er sah sehr bald ein, daß der gesellschaftliche und sittliche Zustand der Colonie so lange nicht gedeihen könne, als die ausnehmende Fruchtbarkeit

des Bodens unbenutzt blieben. Ihm verdankt St. Domingo die Begründung der ersten Zuckerpflanzungen und somit eine von den Grundlagen seines spätern Gedeihens. Peter von Atença hatte das erste Zuckerrohr von den canarischen Inseln herübergebracht; die damit angestellten Versuche gelangen über alle Erwartung, und von dieser Zeit an nahm der Eifer für diesen bisher unbekannten Zweig des Einkommens merklich zu. Um Ovando unparteiisch zu beurtheilen, darf man seine Stellung zum Könige nicht übersehen. Dieser hatte zahlreiche Schaaren von Eingebornen wie Heerden an seine Hofleute und besonders an seine Günstlinge verschenkt; sie verkauften oder verpachteten das königliche Vermächtniß des schändlichsten Menschenwuchers wieder an Andere, die in der möglichsten Steigerung ihres Gewinnes weder Maaß noch Ziel kannten, und die blutsaugenden Vampyrn weit übertrafen. Ovando wollte entweder gegen solche Beispiele nicht zu stark abstechen, oder er hielt unter diesen störenden Einflüssen eine durchgreifende gemeinnützige Verwaltung für ein Unding, oder er überließ sich fessellos seiner Natur, die er sonst in einem gleißenden Licht gezeigt hatte; kurz, er verpachtete nun seinerseits auch den Fischfang, die Jagd, die Salzwerke des Landes, bis ein Befehl Ferdinands, hervorgerufen durch die öffentlichen Klagen, dem Unwesen ein Ende machte.

Diego, Sohn des Columbus, behauptete um diese Zeit seine Ansprüche auf die Stelle eines Vicekönigs mit großem Nachdruck und vieler Kühnheit, indem er sich ohne Weiteres an den Rath von In-

dien wandte und vor diesem sein gutes, altes Recht gegen Ferdinand durchzusetzen suchte. Die Richter entschieden für ihn; ihre strenge Unparteilichkeit würde noch einen angenehmeren Eindruck machen, wenn man dabei vergessen könnte, daß Diego diesen überraschenden Erfolg großen Theils den bedeutenden Verbindungen zu danken hatte, in die er durch eine glänzende Heirath gelangt war. Ovando mußte ihm Platz machen; er trat 1509 als Vicekönig mit einer Pracht und einer Vollmacht auf, wie man diese dort bis dahin noch nicht gekannt hatte. Seine Regierung war weder kraftlos noch gewaltthätig; er zeigte eben so viel Neigung als Geschick, das Glück der Kolonie zu befördern, wurde aber in seinen wohlgemeinten Bestrebungen durch die Spannung der Verhältnisse und durch die Ränke der angestellten Unterbehörden vielfach gehemmt.

Sein Oheim Bartholomäus starb 1514 mit dem Ruhme eines unbescholtenen, talentvollen, tüchtigen Mannes; über seine bestimmtere Theilnahme an den öffentlichen Geschäften auf St. Domingo schweigt die Geschichte.

Die Vertheilungen der Indianer, die sogenannten Repartimentos, bildeten jetzt einen eignen Zweig der Verwaltung, den Roderigo Albuquerque, der Verwandte eines königlichen Ministers, in seinen unreinen Händen hatte. Eingriffe, Beeinträchtigungen, Widersetzlichkeiten aller Art verleideten dem Vicekönig einen längern Aufenthalt dergestalt, daß er freiwillig von einem Posten abstand, den er nicht mit Würde bekleiden konnte. Vor seiner Abreise nach Spanien setzte er eine Ver-

waltung ein, wie sie die Umstände erlaubten, nicht, wie dieselben sie erforderten.

Albuquerque, der ihn ablöste, übertraf an Grausamkeit und Erpressungen alle seine Vorgänger; seine Armuth war noch ein besonderer Stachel seiner Habsucht. Die Zahl der Eingebornen betrug jetzt nicht mehr als 15,000, welche Albuquerque truppweise versammeln und öffentlich versteigern ließ.

Die Kolonie war an einem Abgrunde, dessen Tiefe die Missionäre längst bemerkt hatten; unter ihnen nahmen besonders die Dominikaner das grenzenlose Elend der Eingebornen zu Herzen; sie sprachen laut gegen die Sclaverei derselben, die alle Segnungen der Religion verschlang; sie fühlten, daß ihre Sendung an die Lebendigen und nicht an die Todten lautete, denn geschah der Verheerung nicht schnell Einhalt, so waren sie zuletzt selbst überflüssige Personen. Die Franziskaner machten dagegen die Sache des Eigennutzes und der Unterdrückung zu der ihrigen, und entschuldigten das Uebel, wie alle herzlose Schwächlinge, mit der Unmöglichkeit, es abzuwenden.

Als Fürsprecher der Unterdrückten stand damals ein Mann auf, der seinen Namen mit Engelszügen auf die Tafeln der Geschichte geschrieben hat; seine Begeisterung für die unvertilgbaren Rechte der Menschheit war so unauslöschlich, daß sie kalten Seelen Schwärmerei dünkte; seine Beharrlichkeit konnte kein Hinderniß ermüden; von dieser Seite glich er Columbus; seine Beredtsamkeit erschütterte auch die Unempfindlichsten; sie flammte

in der Nähe des Throns, wie auf dem ausgestorbenen Domingo; dieser vom Himmel gesandte Apostel der Freiheit und Liebe war Las Casas. Er hatte Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet, seitdem das namenlose Elend der Eingebornen mit eigenen Augen in seinem tiefsten Grunde kennen gelernt, und alle Mittel, alle Anstrengungen, alle Gründe der Vernunft, der Menschlichkeit, der Religion bei dem Gouverneur, den Behörden und Kolonisten vergebens aufgeboten, um seinen preisgegebenen Freunden ein besseres Schicksal zu bereiten. Es war ihm früher zwar gelungen, durch seine persönliche Gegenwart und die Kraft der siegenden Wahrheit dem Könige Ferdinand, der, dem Grabe nahe, die Vergeltung der Ewigkeit mehr als vorher zu fürchten anfing, günstigere Gesinnungen gegen St. Domingo einzuflößen; aber auch die zweckmäßigsten Verordnungen hatten das eilende Verderben nicht aufhalten können. Zu diesen Verfügungen gehört die Freigebung der Indianer im Dienste der Spanier, die Absendung dreier Aufseher in Verbindung mit dem Rechtsgelehrten Zuazo, und die Ernennung des Las Casas zum Beschützer der Unterdrückten, der als solcher das überall wachsame Auge der Colonie vorstellen sollte. Mehrere Vorschriften gingen dabei mit löblicher Aufmerksamkeit ins Einzele, und wären sie ausgeführt worden, sie hätten nothwendig die Insel retten müssen. Allein von Worten bis zu Thaten ist ein weiter Sprung, und so schimmerte denn auch hier eine glücklichere Zukunft nur in einer lichten Wolke heran, die bald darauf wieder in der dicken allgemei-

nen Finsterniß verschwand. Die weite Entfernung von Spanien, die eine strenge unmittelbare Aufsicht unmöglich machte; die Furcht vor der gänzlichen Unabhängigkeit der Eingebornen, wenn sie unter erträglichern Bedingungen ihre Kräfte kennen lernten; die Schwierigkeit, auf die Dauer einen wohlfeilen und hinreichenden Ersatz für die entsetzliche Blutarbeit der Sclaverei zu finden, und vor allen der unermeßliche Eigennutz der Spanier; diese Umstände zusammen genommen erklären vollkommen, warum das Vorhaben einer Verbesserung nicht viel mehr blieb als ein Gedanke, ein Wunsch, den man der Colonie für einige Augenblicke des Trostes zuwarf.

Niemand hatte bei diesen fruchtlosen oberflächlichen Versuchen der Abhülfe mehr gelitten als Las Casas; darum wollte er das Verderben in seinem Mittelpunkte angegriffen und weggeräumt wissen; in dieser Absicht erschien er jetzt wieder am spanischen Hofe vor dem neuen Könige Karl I.

„In welchem Lande der Welt — rief er ihm in die Seele — haben die Apostel und apostolischen Männer je vermeint, ein Recht auf das Leben, die Güter und die Freiheit der Ungläubigen zu haben? Welche seltsame Weise, das Evangelium zu predigen, dieses Gesetz der Gnade und Heiligkeit, das uns aus der Dienstbarkeit des Teufels zu der Freiheit der wahren Kinder Gottes führt, und auf der andern Seite freigeborne Menschen in die Sclaverei zu stürzen, Unschuldige mit Peitschenhieben zu zerfleischen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie unter den aufgelegten drückenden Arbeiten

erliegen; ihr Land mit Blut zu überschwemmen, ihnen die ersten Nothwendigkeiten zu rauben und durch die schändlichsten Ausschweifungen Aergerniß zu geben! Das ist es, was man Ew. Majestät verbirgt, was ich gesehen habe und worüber mich Niemand Lügen strafen soll. Urtheilen Sie jetzt über die Sache der Indier nach Ihrer Weisheit, Billigkeit und Religion; ich bin versichert, daß diese letztern Ihren Beschluß gut heißen werden."

Die Feuerrede hatte auf den sonst so gefaßten und innerlich abgeschlossenen König einen lebhaften Eindruck gemacht, aber seine Flotte ging in Corunna unter Segel, und ihn erwartete die Kaiserkrone zu Wien. Las Casas konnte nichts weiter erhalten, als die Entfernung einiger Feinde der Eingebornen, und den Befehl, ihre Leiden zu mildern und ihrer gänzlichen Ausrottung vorzubeugen. In dieser äußersten Noth verfiel er auf ein Mittel, das er unter andern Umständen gewiß mit Abscheu von sich gestoßen hätte; sein Herz überwältigte in einer Anwandlung von Schwachheit seinen Kopf; seine rege Phantasie verblendete ihn über die Zukunft, während er sich unumschränkt den Eindrücken der Gegenwart hingab. Er schlug vor, um den Eingebornen eine Erleichterung zu verschaffen, von den afrikanischen Küsten Sclaven einzuführen, die durch ihre gewohnte Beschäftigungen und stärkern Körperbau angreifenden Arbeiten allerdings mehr gewachsen waren. Hatten sie aber nicht dasselbe unveräußerliche Recht der Freiheit, als die Indianer auf St. Domingo? Ist das eine Wohlthat, was mit Grausamkeit erkauft wird? Und war das

Gegenmittel, tiefer betrachtet, nicht eben so schlimm, als das Uebel, welches gehoben werden sollte? *) So schwer ist es selbst den Besten, überall die Liebe mit der Gerechtigkeit zu verbinden; die Fülle ihrer Vereinigung wohnt nur in Gott.

Aber auch die Sclaveneinfuhr aus Afrika, von der die Portugiesen das erste Beispiel gegeben hatten, entsprach keineswegs den dringenden Bedürfnissen. Las Casas that hierauf einen Schritt, über den man lächeln kann, wenn man ihn nach den Grundsätzen der Welterfahrung beurtheilt, der aber darum seinem glühenden Eifer für Menschenwohl und Menschenwürde nicht weniger Ehre macht. Er drang in die Regierung, aus dem Mutterlande Arbeiter herüber zu senden; diese würden, so meinte er, den Einwirkungen des Klima's leichter trotzen, durch Beschäftigung mit dem Anbau des Landes ihre Vermögensumstände wesentlich verbessern, den Geist einer geordneten Thätigkeit verbreiten, und durch diesen endlich auch die Liebe zur Tugend und Religion. Dieser Plan mußte der Regierung, welche die Trägheit, den Gewohnheitstrieb, den Stolz und Eigensinn der Spanier besser kannte als Las Casas, natürlich nur als ein gutmüthiger Traum vorkommen; er wurde unbedingt verworfen, so daß es nicht nöthig ist, den feindseligen Widerstand des

*) Engel hat in der Entzückung des Las Casas, einem Aufsatze seines Philosophen für die Welt, diesen Irrthum des außerordentlichen Mannes mit der edelsten und wärmsten Beredtsamkeit ins Licht gesetzt.

Bischofs von Burgos dabei noch besonders in Anschlag zu bringen. Las Casas ließ sich jedoch in seinen menschenfreundlichen Hoffnungen und Bemühungen nicht entmuthigen; sein Glaube floß aus seiner Liebe und diese war unerschöpflich. Er ging damit um, eine Kolonie, wie er sie aus Spanien erwartet hatte, auf dem festen Lande von Amerika anzulegen; sie sollte in der neuen Welt der alten das Muster einer bessern und glücklicheren Menschheit aufstellen. Kumana war zu dieser gesellschaftlichen Erziehungsprobe ausersehen. Von allen Seiten stieß er auf Hindernisse, er konnte zuvörderst nicht mehr als 200 Kolonisten zusammenbringen und war später nicht einmal im Stande, sie in die Gegend ihrer Bestimmung zu führen. Die Spanier haßten und verfolgten ihn als einen Freund der Indianer, und diese ließen gegen ihn und die Seinigen auf dem fernen Zuge alle die Rache aus, welche die Spanier durch ihre Unmenschlichkeiten und vorzüglich durch ihre räuberischen Kreuzzüge im höchsten Grade verwirkt hatten. So wurde die Kolonie schon im Keime ihres Entstehens das Opfer der beiden erbitterten Parteien; und Las Casas selbst, abgewiesen von jedem Zufluchtsort, abgeschnitten von jeder Hülfsquelle, ohne Freund und ohne Obdach, trat in ein Dominikanerkloster und starb hier seinen zu Grabe getragenen Entwürfen und Erwartungen bald darauf nach. Sein Ende war dem des Columbus nicht unähnlich; in einer zweiten Welt sind sie würdig, einander zu trösten.

1523 erschien Diego Columbus noch einmal auf

dem Schauplatze Indiens und zwar auf Jamaika, um daselbst in Abwesenheit des Gouverneurs einen Aufstand zu stillen. Vor seinem Tode 1525 hatte er noch das Glück, oder besser die Gerechtigkeit erlebt, daß die ihm früher gemachten Zusicherungen auf seine Familie waren übertragen worden. Dazu kam noch die Auszeichnung des Marquisats.

1519 fand eine Hand voll der übrig gebliebenen Insulaner an Valençuela einen tüchtigen Anführer; er widerstand mit ihnen dreizehn Jahre allen Gefahren, allen Angriffen der Spanier, bis es diesen endlich mehr durch Güte als durch Gewalt gelang, ihn zu unterwerfen. Barrio Nuevo unterzeichnete als General und Abgeordneter des Königs Karl einen Vertrag, zufolge dessen Valenzuela, den jetzt Spanien zum Zeichen der Gnade Don Heinrich nannte, mit den Seinigen unter den ehrenvollsten Vergünstigungen in eine Gegend zog, deren Wahl man ihm freistellte; er ließ sich in Boya nieder, dreizehn oder vierzehn Meilen von der Hauptstadt. Noch 1750 lebten einige Abkömmlinge der alten Waffengefährten im Genusse der ihnen verliehenen Vorrechte.

Seit diesem Vertrage geschah bis 1586 nichts Merkwürdiges auf der Insel. In diesem Jahre erschien der berühmte englische Admiral Franz Drake auf Befehl der Königin Elisabeth, bemächtigte sich St. Domingo's, zerstörte es fast von Grund aus, und ließ sich 7000 Pfd. Sterling zahlen für die wenigen Gebäude, die er verschont hatte, mehr gezwungen als freiwillig.

Aus Mangel an Arbeitern war man gezwun-

gen, auf den Bergbau zu verzichten, der jetzt größere Anstrengungen kostete. Die spanischen Kolonisten wurden Seeräuber, und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts betrug die Anzahl der im tiefsten Elende schmachtenden Eingebornen noch nicht 200.

Habsucht, Fanatismus und jede Art des Sittenverderbnisses hatten sich zum Untergange derselben vereinigt, und diese reiche Insel, die, wohl verwaltet, Spanien auf den Gipfel der Macht hätte erheben können, lag wüste und unbebaut.

Da das Verzeichniß von Gouverneuren, die weder etwas Großes noch Gutes gethan haben, nur ein zurückstoßender Auswuchs sein würde, und St. Domingo außerdem durch die Einförmigkeit seiner traurigen Schicksale während eines langen Zeitraums kein neues und besonderes Interesse darbietet; so tritt hier in der Erzählung ein natürlicher Ruhepunkt ein.

Zweite Periode.

Niederlassung der Franzosen auf St. Domingo. — Die Spanier räumen den neuen Ansiedlern den westlichen Theil der Insel ein.

Die Niederlassung einer kleinen Anzahl von Franzosen und Engländern auf der Insel St. Christophe, jener unter Desnambuc, dieser unter Warner, weckte die Aufmerksamkeit der spanischen Re-

gierung. Sie befahl Friedrich von Toledo auf seinem Zuge gegen die Holländer in Brasilien, diese neuen Abkömmlinge zu vertilgen, als ob die neue Welt das ausschließende Eigenthum Spaniens gewesen wäre. Vertrieben von St. Christophe, flüchteten sich diese Abenteurer auf die Schildkröteninsel; einige begaben sich auf die Nordküste von St. Domingo.

Man nannte sie Boucaniers, weil sie das Fleisch, welches sie aßen, nach Art der Wilden am Rauche trockneten, in Orten, die Boucans (Rauchhütten) hießen. Ohne Weiber und Kinder pflegten sich zwei und zwei zusammen zu gesellen, und einander die Dienste zu leisten, die man sich gegenseitig in Familien gewährt. Die Güter waren in diesen Verbindungen gemeinschaftlich, und fielen später jedesmal an denjenigen, der seinen Gefährten überlebte. Diebstahl war unbekannt, obwohl nichts verschlossen wurde; was dem einen abging, nahm er von seinen Nachbarn ohne eine andere Verbindlichkeit, als diese davon in Kenntniß zu setzen, wenn sie gegenwärtig waren, oder im Fall der Abwesenheit sie bei ihrer Rückkehr davon zu unterrichten. Streitigkeiten waren selten und wurden leicht beendigt; wenn die Parteien sie mit Hartnäckigkeit betrieben, so wurden sie durch Flintenschüsse geschlichtet. Hatte die Kugel von hinten oder in die Seite getroffen, so galt dieß für ein Zeichen der Tücke, und man zerschmetterte dem Urheber der vermeinten Meuchelei den Kopf. Jedes Mitglied erhielt bei der Aufnahme in den Bund

einen kriegerischen Namen, der meistens auf seine Nachkommen forterbte.

Ein Hemde, gefärbt mit dem Blute der auf der Jagd erlegten Thiere, schmutzige Pluderhosen, die in Gestalt einer Schürze herabschlotterten, ein gürtelartiges Leder, in dem ein kurzer Säbel nebst mehrern Messern hing, ein Hut, der nur vorn eine Krempe hatte, wo er aufgeschlagen war, Schuhe ohne Strümpfe: dieß war der Anzug der Boucanier. Ihr Ehrgeiz beschränkte sich auf den Besitz einer Meute von 25 bis 30 Hunden und eines Gewehrs, das Kugeln von dem Gewichte einer Unze trug; dieses tüchtig zu handhaben, und jene gut zu führen, war ihr erstes Bestreben.

Sie betrieben keine andere Beschäftigung, als die Jagd der Stiere, die sich außerordentlich vermehrt hatten, seitdem sie von den Spaniern waren herübergebracht worden. Man zog den getödteten die Haut ab, und hielt mit der Jagd oft nicht eher inne, als bis man so viele erlegt hatte, als Jäger vorhanden waren. Dann kochte man einige Stücke Fleisch, und würzte sie mit Piment und Orangensaft; der Genuß des Brodes war unbekannt, Wasser das einzige Getränk. Die Beschäftigung blieb jeden Tag dieselbe, bis man so viel Häute zusammengebracht hatte, als man den Schiffen der verschiedenen Völker liefern wollte, welche diese Gegend besuchten. Die Häute wurden zum Verkaufe nach irgend einer Rhede getragen, und zwar von Söldlingen, die sich in Europa verkauft hatten, um während dreier Jahre als Sclaven in den Kolonien zu dienen. Einer dieser Elenden, dem seine Ernie-

drigung noch so viel religiöses Bewußtsein übrig gelassen hatte, um sich zu erinnern, daß der Sonntag zur Ruhe bestimmt ist, wagte sich gegen seinen Herrn, der ihn an diesem Tage jedesmal beladen fortschickte, mit der Vorstellung heraus, daß Gott diese Beschäftigung verboten habe durch die Worte: Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten ruhen. — Und ich, erwiederte der wilde Boucanier, ich sage: sechs Tage sollst du Stiere tödten und sie enthäuten, und am siebenten sollst du die Häute an das Ufer des Meeres tragen.

Leute von einem solchen Character, die in fortwährenden Anstrengungen und dabei alle Tage von frischem Fleische lebten, wußten nichts von körperlichen Schwachheiten und Uebeln; nur flüchtige Fieber, die den nächsten Tag vorüber waren, unterbrachen zuweilen ihre Jagden. Das Klima entkräftete sie aber mit der Zeit unter einem Himmel, der für eine so thätige Lebensweise zu brennend heiß war.

Außer dem Klima hatten sie indessen auch fast keinen andern Feind zu fürchten. Die spanische Kolonie war nur noch ein Schatten gegen die Zeit, als die Flüchtlinge von St. Christophe auf der Schildkröteninsel landeten. Versäumt, vergessen von dem Mutterlande, hatte sie selbst die Erinnerung ihrer frühern Bedeutsamkeit verloren; die wenigen Einwohner vergeudeten die Zeit im Müßiggang. Ihre Sclaven hatten kaum ein anderes Geschäft, als sie in ihren Hamaks *) zu schaukeln.

*) Hamaks sind große Stücke Zeuch, die an 4

Die Flibustier hatten, troß ihrer abweichenden Beschäftigungen, mit den Boucaniers einen gemeinschaftlichen Ursprung. Wie diese ausschließend der Jagd der Stiere oblagen, so jene der Seeräuberei; dadurch unterschieden sie sich von einander. Sie bildeten kleine Banden von funfzig, hundert, hundert und funfzig Mann; eine größere oder kleinere Barke war ihre ganze Ausrüstung, auf ihr brachten sie sehr häufig Tag und Nacht zu, ausgesetzt allen Widerwärtigkeiten der Atmosphäre, in einem Raum, der kaum zu den nöthigen Schlafstellen ausreichte. In vollkommener Unabhängigkeit haßten sie jede gegenseitige Einschränkung, welche der Zustand der Geselligkeit für das gemeinsame Beste mit sich führt; die Gewalt, die sie ihrem Anführer einräumten, erstreckte sich nicht weiter als bis auf die Macht des Befehls, so lange der Kampf dauerte; war er vorüber, so sank Alles in die größte Verwirrung zurück. Wie die Wilden ohne Furcht vor Mangel, ohne Sorge für Unterhalt, litten sie oft vom grausamsten Hunger und Durst; aber die Noth gab ihrem Muthe einen desto kühnern Schwung. Der Anblick eines Schiffes versetzte sie in eine Art von Wahnsinn und trieb sie augenblicklich zum Angriff. Ihre Tactik bestand in der Kunst des Enterns. Die Kleinheit ihrer Fahrzeuge und die Art, sie zu regieren, schützten sie vor der feindlichen Artillerie. Die Schützen auf dem Vorder-

---

Zipfeln aufgeknüpft werden, und so, wie auf den Schiffen die Hangematten, in den warmen Gegenden von Amerika zu Betten dienen.

theile beschossen die Stückpforten mit so ausnehmender Geschicklichkeit, daß sie die besten, geübtesten Kanoniere in Verwirrung brachten. Hatten sie einmal die Anstalten zum Entern getroffen, so konnte ihnen selten ein noch so großes Schiff entschlüpfen oder widerstehen.

In Zeiten der Noth griffen sie die Schiffe aller Nationen ohne Unterschied an, die spanischen aber bei jeder Gelegenheit. Sie hatten den Spaniern unversöhnlichen Haß geschworen wegen der Grausamkeiten, welche von denselben an den Einwohnern der neuen Welt verübt worden waren. Zu dieser Erbitterung gesellte sich noch ein persönliches Rachgefühl, entsprungen aus dem Verbot der Jagd und des Fischfanges; zu beiden Beschäftigungen glaubten sie mit Grund ein natürliches Recht zu haben; denn obschon ihre Begriffe von Religion und Gerechtigkeit in vielen Fällen seltsam waren, so kann man doch nicht sagen, daß es ihnen gänzlich daran fehlte. Sie bestiegen nie ihre Fahrzeuge, ohne dem Himmel den Erfolg ihrer Unternehmung und den Untergang ihrer Feinde anempfohlen zu haben; sie kamen nie von ihren Rückzügen zurück, ohne Gott für ihren Sieg zu danken, und ihm für ausgeführte Hauptschläge ihre besondere Huldigung darzubringen.

In der ersten Zeit begaben sie sich auf die Schildkröteninsel, um, im Falle eines beträchtlichen Fanges, ihn daselbst zu theilen; in der Folge wandten sich die Franzosen zu gleichem Zwecke nach St. Domingo und die Engländer nach Jamaica. Jeder erhob die Hand, indem er zum Him-

mel emporblickte, und schwur, daß er nichts von der Beute entwendet habe. Wenn einer, was selten geschah, einen falschen Eid geschworen hatte, so setzte man ihn bei der ersten Gelegenheit auf eine wüste Insel aus, als einen der Gesellschaft unwürdigen Verräther. Bei der Theilung wurden die Tapfern, die verstümmelt zurückkehrten, zuerst bedacht. Der Verlust eines Arms, einer Hand, eines Beins, eines Schenkels wurde mit 200 Rthlr. bezahlt; wer im Kampfe ein Auge, einen Finger, eine Zehe eingebüßt hatte, erhielt nur die Hälfte der angeführten Summe. Alle Verwundete bezogen während zweier Monate täglich einen Thaler zum Behufe ihrer Verpflegung; konnte man aus Mangel diese unverbrüchliche Verpflichtung nicht erfüllen, so trat die Mannschaft einen neuen Zug an, um von dem Ertrage der Beute die haftende Schuld zu tilgen.

Nachdem man so die Ansprüche der Gerechtigkeit und Menschlichkeit befriedigt hatte, wurde die noch übrige Beute in so viele Loose getheilt, als die Zahl der gesunden Flibustier betrug. Der Anführer hatte nach der bestehenden Ordnung nur ein Recht auf ein einziges Loos gleich seinen Genossen; er empfing aber als Geschenk drei bis vier, oder noch mehrere, je nachdem man mit seiner Leitung oder persönlichen Tapferkeit mehr oder weniger zufrieden war. War das Fahrzeug nicht Eigenthum der Mannschaft, so bekam derjenige, der es mit Kriegs- und Mundvorräthen ausgerüstet hatte, ein Drittel der Beute. Die Gunst hatte keinen Einfluß bei diesen Theilungen; das Loos entschied durchgängig,

und die Strenge der Gerechtigkeit erstreckte sich selbst bis auf die Todten. Man gab den Antheil derselben ihren ehemaligen Kameraden, weil diese nach dem Gesetze der paarweisen Vereinigung den Verstorbenen beerbten. Hatte der letztere keinen Gefährten, so wurde der ihm gebührende Betrag an seine Verwandten ausgeliefert, wenn diese bekannt waren; widrigenfalls vertheilte man denselben an die Armen und Kirchen, denen damit die Pflicht der Fürbitte zufiel.

Hatte man sich aller dieser Verbindlichkeiten entledigt, so begann das ausgelassenste Vollleben. Der rasende Genuß des Spiels, des Weins, der Weiber, kurz alle Ausschweifungen endigten nur mit dem erworbenen Ueberflusse. Ohne Kleider und ohne Lebensmittel erschienen dann dieselben Leute wieder auf dem Meere, das sie erst kurz vorher bereichert hatte. Der neue Gewinn nahm denselben Weg wie der frühere. Zahllosen Gefahren ausgesetzt, sagten die Flibustier, führen wir ein Leben, das völlig von der Weise der übrigen Menschen abweicht. Wozu sammeln, da wir morgen vielleicht nicht mehr sind? Wir zählen nur auf den Tag, der uns gehört, nicht auf die Unsicherheit des kommenden; wir denken mehr daran, unser Leben zu brauchen, als es zu erhalten. Damit suchten sie ihre eben so unerhörte als tolle Vergeudung zu entschuldigen.

Unter den Flibustiern haben sich mehrere durch ihre außerordentlichen Thaten und seltenen Eigenschaften einen berühmten Namen erworben. Montbar, ein Edelmann aus Languedoc, betrat diese

Laufbahn eines abenteuerlichen Heldenmuthes aus romantischem Schwindelgeist und brennendem Haß gegen die Unterdrückungswuth der spanischen Ansiedler. Als er einst bei einer dramatischen Belustigung einen Franzosen vorstellte, der einen Streit mit einem Spanier auszumachen hatte, entkam der Darsteller der letztern Rolle nur mit genauer Noth dem Tode, so gränzenlos schwärmte seine verwilderte Einbildungskraft in den Gedanken einer fanatischen Rache. Im Besitze eines Schiffes wollte er den Flibustiern seine Dienste anbieten; auf der Ueberfahrt griff er ein spanisches Fahrzeug an, enterte es mit seinen Leuten und durchtobte es zweimal mit dem Säbel in der Faust von einem Ende zum andern unter dem furchtbarsten Blutvergießen; bei Austheilung der Beute wies er jeden Lohn zurück, denjenigen ausgenommen, womit ihn der Anblick der zahlreichen erschlagenen Feinde beseligte, denn das Verderben der Spanier war sein Himmel. Montbar setzte später als Anführer der Flibustier durch seine unwiderstehliche Tapferkeit auch die kühnsten seiner Leute in Erstaunen, er blieb bei ihnen während seines ganzen Lebens; die Furcht der Spanier legte ihm den Namen des Vertilgers (Exterminador) bei.

Noch größern Ruf erlangte Morgan der Welsche, entsprossen aus einer angesehenen Familie in Glamorganshire, die er frühzeitig aus unruhigem Thatendrange verließ, um, nach der damaligen Art zu reden, sein Glück zu machen. Er schiffte sich nach Westindien ein, verdungen an einen

dortigen Pflanzer, dem er die vier festgesetzten Jahre treu diente; nach Verlauf derselben schloß er sich an die Flibustier an, und erhob sich bei ihnen schnell durch Muth und Talent. Seine erste große, sehr planmäßig ausgeführte That war die Einnahme von Porto bello, das später der Admiral Vernon nur mit vieler Anstrengung erobern und zerstören konnte. Unter den mannigfaltigsten Hindernissen zur See und zu Lande setzte sich Morgan in den Besitz von Panama, wo ungeheure Schätze aufgehäuft lagen. Hier verlor er sein Herz an eine Dame. „Mein Vermögen und meine Freiheit, welche von andern abhingen, habt ihr bereits" — so rief sie ihm entgegen — „aber für meine Ehre will ich selbst sorgen." Bei diesen Worten zog sie einen Dolch hervor, und wollte Morgan damit durchbohren; er wich dem Stoße glücklich aus, und so sehr ihn auch die Leidenschaft verzehrte, nahm er doch weiter keine Rache, sondern ehrte die muthige, tugendhafte Schönheit durch die schwerste Selbstüberwindung. Er entfernte sich so schnell von dem Gegenstande der heftigsten Neigung, daß seine Gefährten ihm nicht sogleich zu folgen vermochten. Nach dem zwischen England und Spanien geschlossenen Frieden siedelte er sich auf Jamaica an, entwickelte hier als Pflanzer den löblichsten Fleiß, und stieg als ruhiger Landwirth zu demselben Ansehen, das ihn als unternehmenden Seehelden ausgezeichnet hatte. Zum öffentlichen Zeichen der erworbenen Achtung und Zufriedenheit erhielt er Antheil an der Regierung der Insel, und später sogar die Stelle eines Gouverneur-Lieutenants

von Jamaica und den Ritterschlag. Er soll sich auch in diesen glänzenden Verhältnissen seinen verschiedenen Pflichten mit Eifer, Klugheit, Freigebigkeit und Milde unterzogen haben, wie denn das Auge der Unparteilichkeit auch in seinen Briefen den Mann von Kopf und Herz erkennen muß. Drei Jahre vor seinem Ende wurde er auf Ansuchen des spanischen Königs unter Jacob dem zweiten in den Tower gebracht; die Beschuldigungen gegen ihn müssen nicht schlagend gewesen sein, da man nicht wagte, ihm den Prozeß zu machen oder ans Leben zu greifen. Manche Schriftsteller haben bei der Schilderung dieses seltenen Kraftmenschen der Leidenschaft und dem Interesse ihres Landes Gehör gegeben; sie stellen Morgan nicht selten als ein wüthendes Ungeheuer dar, fremd allen Empfindungen der Menschlichkeit; wenn es aber auch Schattenzüge in seinem Leben giebt, die von einer räuberisch hausenden Gesellschaft unzertrennlich sind; so soll man darüber doch auch nicht die Lichtseiten seines originellen Characters vergessen.

Ein anderes berühmtes Haupt der Flibustier war Peter, zubenannt der Große. Mit einem einzigen Schiffe, das nur 28 Mann an Bord hatte, besiegte er einen spanischen Viceadmiral.

Noch verdient van Horn, aus Ostende gebürtig, eine besondere Erwähnung. Seine Tapferkeit erhöhte er noch durch den Ruhm strenger unerbittlicher Mannszucht; er führte den Befehl über eine Fregatte, die sein Eigenthum war. In der Hitze des Kampfes schien er allgegenwärtig zu sein; bemerkte er, daß jemand bei dem unerwarteten Don-

ner einer Kanone zusammenfuhr, so tödtete er ihn als einen Feigen auf der Stelle. Die Ehrfurcht vor seinem alles zermalmenden Muthe stieg bei den Braven bis zur Vergötterung; sie fand in der Großmuth, mit welcher er die Beute theilte, noch einen andern Nahrungsstoff der Bewunderung.

Die Niederlassung dieser Abenteurer auf der Schildkröteninsel beunruhigte den Hof von Madrid. Aus Furcht vor dem weitern Fortschreiten so kühner Nachbarn hatte er den Befehl gegeben, die neue Kolonie zu zerstören. Der spanische Anführer wählte für die Ausführung dieses Auftrags einen Zeitpunkt, wo die meisten und tapfersten Bewohner der Schildkröteninsel auf dem Meere oder auf der Jagd waren; er ließ die Zurückgebliebenen oder Zerstreuten hängen oder über die Klinge springen, mit aller der Grausamkeit, die damals den spanischen Namen schändete; hierauf zog er ab, ohne eine Besatzung zurückzulassen, überzeugt, daß die eben vollzogene Rache eine solche Maßregel der Vorsicht nicht erheische.

Als die Banden der Boucanier und Flibustier die Vorgänge auf der Schildkröteninsel erfuhren, und zugleich vernahmen, daß man auf St. Domingo ein fünfhundert Mann starkes Corps zu ihrer weitern Verfolgung bilde; so sahen sie ein, daß sie ihrem Untergange nur durch eine innigere und festere Verbindung ausweichen konnten. Jeder opferte demnach seine persönliche Unabhängigkeit der gemeinschaftlichen Sicherheit auf; der Engländer Willis, der sich durch seine Klugheit und Tapferkeit bei mehrern Gelegenheiten ausgezeich-

net hatte, trat an die Spitze der neuen strengern Ordnung. Unter diesem Anführer wurde die Schildkröteninsel gegen Ende des Jahres 1638 wieder erobert, und um diesen Besitz für die Zukunft zu sichern, legte man Festungswerke an.

Die Verfassung der Kolonie, welche nun eine regelmäßige Gestalt annahm, führte Zerwürfnisse herbei, die sie in den Zeiten der Gesetzlosigkeit nicht gekannt hatte. Die Franzosen empfanden bald die Parteilichkeit des Nationalgeistes. Willis, der, um die Herrschaft des Gesetzes zu gründen, eine beträchtliche Zahl seiner Landsleute herbeigezogen hatte, behandelte die übrigen Kolonisten als Unterthanen. Der Befehlshaber de Poinci, Generalgouverneur der Inseln im Winde, benachrichtigt von den Klagen der französischen Flibustier, ließ auf der Stelle von St. Christophe vierzig Mann aufbrechen, zu denen noch funfzig als Verstärkung von der Küste St. Domingo stießen. Dieser bewaffnete Haufen landete auf der Schildkröteninsel, und in Verbindung mit den Ansiedlern aus ihrem Volke forderten sie die Engländer auf, sich zu entfernen. Diese, welche ein so unerwartetes und kräftiges Verfahren in Verwirrung setzte, und die stolze Zumuthung als Beweis einer größern nachrückenden Macht ansahen, räumten die Insel, um nie wieder auf dieselbe zurückzukehren.

Das einzige Hinderniß, welches der Sicherheit der neuen Kolonisten in den Weg trat, war die spanische Regierung in den Antillen. Die Corsaren, welche täglich von der Schildkröteninsel ausliefen, verursachten derselben beträchtliche Verluste.

Ihre Ehre verlangte eben so sehr als ihr Vortheil die Erdrückung des Feindes in der Wiege seines Wachsthums. Dreimal gelang es den Spaniern, sich der Insel zu bemächtigen, die den gefährlichen und verwegenen Freibeutern als Zufluchtsort diente, und dreimal wurden sie wieder von derselben vertrieben; endlich blieb sie im Bisitz der französischen Ansiedler, die sie so lange behielten, bis sie auf St. Domingo dergestalt Fuß gefaßt hatten, daß eine so kleine Niederlassung ihnen nicht mehr wünschenswerth sein konnte.

Die Fortschritte der Sieger waren langsam; nur erst 1665 richtete der Mutterstaat seine Blicke auf dieselben. Freilich schwärmten mehrere Seeräuber und Jäger von einer Insel zur andern, aber die Zahl der Anbauer, in denen die eigentliche Kraft der Kolonie bestand, stieg nicht über 400. Man fühlte die Nothwendigkeit einer stärkern Ansiedelung. Bertrand Dogeron, ein unbemittelter Edelmann aus Anjou, erhielt um diese Zeit die Leitung der Kolonie; man konnte das schnellere und kräftigere Gedeihen derselben in der That keinem tauglichern Manne anvertrauen. Spanien faßte von nun an ernstlichere Besorgnisse für den fortdauernden Besitz der Insel; denn die Berührung mit einer bedeutenden Macht des europäischen Festlandes schien bei weitem gefährlicher, als die Nähe herumschweifender Rotten, die keine feste Eroberung, sondern nur eine flüchtige Beute suchten.

Frankreich war übrigens nicht der einzige Feind, den Spanien in Westindien zu fürchten hatte; schon 1655 war eine englische Expedition auf Ver-

anstaltung Cromwells nach den Antillen abgegangen und vor der Stadt St. Domingo zum Angriffe erschienen. Die Einwohner hatten sich bei dem Anblicke des zahlreichen Geschwaders, das Penn befehligte, und der 9000 Mann starken Landungstruppen, die Venables anführte, in die Wälder geflüchtet; die Fehler des Feindes machten den Einwohnern Muth; sie kehrten zurück und zwangen die Engländer zu einem schimpflichen Abzuge. Die Insel dankt ihre Rettung hauptsächlich den verkehrten, unzusammenhängenden Maßregeln des Feindes.

Dogeron hatte funfzehn Jahre als Seesoldat gedient, ehe er zum ersten Male in der neuen Welt auftrat; seit seiner Ankunft bis zum Jahre 1665, wo er Gouverneur der Kolonie wurde, war er troß der besten Entwürfe in der Schule des Unglücks mannigfach geprüft worden; seinen klugen und standhaften Betragen unter den mißlichsten Verhältnissen, so wie der Achtung und Zuneigung seiner Landsleute auf St. Domingo und der Schildkröteninsel, verdankte er seinen gegenwärtigen Posten.

Er schlug den Sitz seiner Regierung auf der Schildkröteninsel auf. Hispaniola zählte damals ungefähr 14,000 Spanier, Mestizen oder freie Mulatten; die Zahl der Sclaven war weit ansehnlicher, die zweitausend Flüchtlinge ungerechnet, die in den Wäldern lebten. Die Hauptstadt St. Domingo enthielt etwa 500 Häuser; man hatte jene seit dem feindseligen Versuche der Engländer mit Mauern umgeben; drei Festen dienten zu ihrer Verthei-

gung, wovon noch eine übrig ist, natürlich in sehr verändertem Zustande.

St. Jago war nächst St. Domingo der einzige bedeutende Platz, bevölkert von Kaufleuten und Arbeitern.

Die französischen Besitzungen umfaßten einen schwachen Streifen der Nord- und Westküste. Die Schildkröteninsel war noch immer der Haupt- und Mittelpunkt für die Entwickelung der Kolonie. Gegen den Friedenshafen zu hatte man angefangen, den Boden urbar zu machen; der Hafen Margot zählte einige Bewohner, die sich mit dem Anbau des Orleansbaumes und des Tabaks beschäftigten. Leogane, wo sich die Holländer einige Jahre vorher niedergelassen hatten, und woraus sie von den Spaniern waren vertrieben worden, diente den Corsaren gleichfalls zum Schutze; indessen wog die beste dieser drei Niederlassungen den schlechtesten Flecken der spanischen Besitzungen nicht auf, und dennoch bedrohten jene schon die letztern.

Die Ernennung eines französischen Gouverneurs erneuerte und steigerte die Unruhe des spanischen Kabinets; es schickte sich wieder, aber etwas spät, zum Widerstande gegen die Fortschritte der Flibustier an.

Ein alter flamändischer Offizier Van Delmof wurde nach St. Domingo gesandt. Im Augenblicke seiner Ankunft entdeckte er einen beträchtlichen Haufen von Feinden, nahe bei Gonaives, in der sogenannten verbrannten Savane. Sogleich brach er an der Spitze von fünfhundert auserlesenen Leuten auf, in der Hoffnung, durch einen

schnellen Marsch die Ueberrumpelung zu vollenden. Ein Flibustier, der an dem Fluß Artebonite jagte, gewahrte die Spanier, welche fast am Ziele waren. Kaum hundert seiner Kameraden konnten in diesem entscheidenden Augenblicke zusammengebracht werden; dennoch gingen sie auf die Spanier los, ohne sie zu zählen, tödteten Van Delmof nach den ersten Schüssen, und nachdem sie, ohne einen Fuß breit zu weichen, einen langen und furchtbaren Kampf ausgehalten, behaupteten sie zuletzt die Oberhand.

Zuweilen befleckte die Erbitterung und Siegestrunkenheit die glücklichen Waffen der Flibustier, oft war aber auch ihre Grausamkeit ein Werk erzwungener Gegenwehr.

Dieser lebhafte und blutige Krieg, gewöhnlich günstig für die Franzosen, versetzte ihnen mitunter auch empfindliche Schläge; denn mehr als einmal wurden sie von den Spaniern überfallen und niedergemacht, wenn sie diesen oder jenen erhaltenen Vortheil, nach ihrer gewohnten Weise, durch sorglosen und unmäßigen Genuß feierten. Dessenungeachtet traten die spanischen Niederlassungen mit jedem Tage gegen die französischen tiefer in Schatten zurück; als Ogeron mit ihrer Pflege beauftragt wurde, sollten diese endlich durch ihn einen Halt erlangen, der im Stande wäre, die Aufmerksamkeit des Kabinets von Versailles zu rechtfertigen. Die Aufgabe des Gouverneurs war sehr schwer. Es kam darauf an, wilde Seelen, die bis dahin in einer völligen Unabhängigkeit gelebt hatten, in die Bande der Ordnung zu fügen; Soldaten, die

nur im Raube ihr Vergnügen und ihre Ehre fan- den, an Arbeit zu gewöhnen, und endlich dem Vorrecht einer ausschließenden Gesellschaft, die 1664 für alle französische Niederlassungen gegrün- det war und die indische hieß, Menschen zu un- terwerfen, welche bis dahin einen freien Handel mit allen Völkern getrieben hatten. Es war nicht genug, alle diese Opfer zu erhalten; die Milde eines väterlichen Ansehens mußte auch neue Bewohner in ein Land locken, dessen Klima eben so verschrien als die Fruchtbarkeit desselben noch unbekannt war.

Dogeron trotzte im Gefühl seiner Kraft der Meinung aller Kleinmüthigen, die an dem Gelin- gen seiner Unternehmung zweifelten. Durch seinen frühern Umgang mit eben den Leuten, die er jetzt regieren sollte, hatte er die Mittel gelernt, sie zu gewinnen. Die Flibustier, getäuscht in den Hoff- nungen, die sie auf ihre Unterhandlungen mit Frankreich gesetzt hatten, waren entschlossen, vor- theilhaftere Küstengegenden aufzusuchen. Dogeron hielt sie zurück, indem er ihnen den Antheil an der Beute überließ, auf welchen er vermöge seiner höhern Stellung ein Recht hatte; zugleich wirkte er ihnen bei den Portugiesen die Vollmacht aus, auf die Spanier Jagd machen zu dürfen, selbst nach- dem diese beiden Völker Frieden geschlossen hatten. Dieß war das einzige Mittel, dem Vaterlande Menschen zu gewinnen, die weit eher bereit waren, dessen Feinde zu werden, als dem Plündern zu ent- sagen. Die Boucaniers oder Jäger, die sich nur Unterstützung wünschten, um Wohnungen anlegen zu können, erhielten zinsfreie Vorschüsse aus seiner

Kasse oder durch seinen Credit. Die Landbebauer, an denen er mit besonderer Vorliebe hing, ermunterte er durch alle Begünstigungen, die seiner erfinderischen und belebenden Thätigkeit zu Gebote standen.

Diesen glücklichen Veränderungen fehlte nichts als ein fester Bestand. Es gab in der neuen Niederlassung nicht ein einziges Frauenzimmer, sie konnte ohne Verbindung mit dem zweiten Geschlecht auf die Länge unmöglich dem Untergange ausweichen. Diese unvermeidliche Gefahr erkannte Dogeron sowohl in ihrer Nähe als Größe. Um die Liebe zum Eigenthum bei diesen Leuten zu wecken, denen die Gegenwart Alles und die Zukunft nichts galt, suchte er sie mit dem Genusse des Familienlebens zu befreunden. Er forderte vom Mutterlande Weiber für sie; man sandte funfzig herüber, und fügte die Versicherung hinzu, daß man noch andere bewegen würde, dem Beispiele dieser Vorgängerinnen zu folgen. Die Zahl derselben war zu klein, als daß sie hätte ausreichen können; eine Vertheilung würde Eifersucht unter den Kolonisten und Haß gegen den Gouverneur erregt haben; Dogeron wußte sich zu helfen; das Recht zu heirathen wurde öffentlich versteigert und jedes neu angekommene Frauenzimmer mit dem Meistbietenden verehlicht.

Nur auf diese Weise, sagt Raynal, ließ sich die ungestümste Leidenschaft befriedigen, ohne Streitigkeit zu erregen und das Blut des Menschengeschlechts fortpflanzen, ohne es zu vergießen. Nach und nach mehrten sich die einwandernden Frauen-

zimmer, die Heirathen wurden durch sie weniger selten und kostspielig, aber bei diesem Bevölkerungsplane mußte nothwendig der wohlthätigste Zweck desselben verloren gehen. Die neuen Kolonisten erwarteten aus ihrem Vaterlande Lebensgefährtinnen, die im Stande wären, Achtung und Neigung einzuflößen; allein Frauenzimmer aus gesitteten und arbeitsamen Familien hatten einem so weiten und abenteuerlichen Rufe zur Ehe nicht folgen wollen, aus Furcht vor den Gefahren der Ueberfahrt, des zehrenden Klima's und einer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Männern, die ihrer harrten, und welche ihnen die Zunge des Gerüchts keineswegs in anziehenden Farben schildern mochte. Der größte Theil der weiblichen Ankömmlinge bestand sonach aus Lustdirnen, dem Auswurfe Frankreichs; mehrere unter ihnen schlugen die Ehe aus Liebe zur Ungebundenheit aus, und verpflichteten sich nur auf drei Dienstjahre. Diese Art, das Mutterland durch Ansteckung der Kolonie zu reinigen, zog so große Unordnungen nach sich, daß man von diesem verderblichen Hülfsmittel abstand, aber ohne den dringenden Bedürfnissen, die man dadurch hatte befriegen wollen, auf eine andere und zweckmäßigere Weise entgegen zu kommen. Diese Versäumniß hielt nicht nur die Fortschritte der Bevölkerung auf, sondern verschlimmerte auch den sittlichen Zustand der Insel, der durch jene verworfenen Frauenzimmer mit einer Auflösung aller Zucht und Scham drohte. Was würde Dogeron nicht unter günstigern Verhältnissen gelungen sein, da seit seiner Ankunft binnen vier Jahren, trotz so vieler und großer

Hemmungen, die Zahl der Kolonisten von 400 auf 1500 gestiegen war? Die meisten kamen aus Frankreich, in der Hoffnung, ihr Glück zu machen; einige wollten den Folgen ihrer unregelmäßigen Aufführung entgehen, oder Besserung versuchen.

Die neuen Einwohner setzten sich längs der Nordküste zwischen dem Friedenshafen und dem Hafen von Margot fest; dieser Theil der französischen Besitzungen war damals am meisten bevölkert, und hat diesen Vorzug auch in den spätern Zeiten behauptet.

In dem Maaße, als die Kolonie gedieh, nahm auch die Erbitterung der Spanier zu, und mit dieser Erbitterung wuchsen auch auf Seiten des Feindes die Kräfte des Widerstandes. Lange hatte er sich begnügt, sein Besitzthum zu vertheidigen; jetzt dünkte er sich stark genug zu größern Dingen. Im Jahre 1669 beschloß der französische Gouverneur, der nach der Eroberung der ganzen Insel trachtete, St. Jago, die zweite spanische Stadt zu nehmen; er beauftragte mit dieser Unternehmung Delisle, einen Anführer aus den Reihen der Flibustier, einen Mann von Muth und Erfahrung. Dieser setzte sich mit 500 Freiwilligen in Marsch, denen die Ausführung des überraschenden Schlages Ruhm, Gefahren und Beute versprach. Sie zogen nach ihrer Landung in Puerto-di-Plata wohlgeordnet gegen St. Jago, drangen glücklich durch die gefährlichen Engpässe, deren leichte Vertheidigung der Feind aus Furcht aufgegeben hatte, und gelangten bald darauf zu der von den Einwohnern verlassenen Stadt. Von diesem Punkte sandte Delisle ein-

zele Haufen in die Wälder, machte Gefangene, die bald darauf theuer ausgelöst wurden, und nach unermeßlichen Verwüstungen schlug er wieder den Weg nach Puerto-di-Plata ein, mit einem Gewinn von 25,000 Piastern, welche die Einwohner von St. Jago hatten zahlen müssen, um ihre Stadt vor den Flammen zu bewahren. Diese Summe wurde getheilt; jeder Soldat erhielt 100 Thaler.

Das folgende Jahr zeichneten weit wichtigere Vorfälle aus, an denen der Haß der Spanier keinen Theil hatte, uud die dennoch die Kolonie in die bedenklichste Lage versetzten.

Dogeron hatte beim Antritte seiner Verwaltung die Hoffnung begünstigt, daß die ihm unterworfenen Häfen den Fremden nicht verschlossen werden würden. Auf Befehl der französischen Regierung mußte er der obenerwähnten indischen Gesellschaft Vortheile einräumen, die endlich den Handel der Insel ausschließend in ihre Hände brachten. Das Glück machte dieselbe ungerecht; sie verkauften die Waaren um zwei Drittel theurer, als sie bisher bei den Holländern gegolten hatten. Dieses verderbliche Vorrecht empörte die kriegerisch gesinnten Kolonisten, in denen die Erinnerung ihrer frühern Freiheit und Kraft noch mächtig fortlebte; sie griffen zu den Waffen, und legten sie nur erst nach einem Jahre voller Unruhen nieder, unter der Bedingung, daß alle französische Schiffe die Freiheit haben sollten, mit ihnen zu handeln, wenn die Kompagnie fünf Procent beim Landen und Absegeln als Entschädigung erhielte. Dogeron, der diesen gütlichen Vergleich getroffen hatte, setzte sich in Besitz

zweier Schiffe; sie hatten zwar zum Scheine die Bestimmung, den Absatz seiner Producte in Europa zu vermitteln, dienten aber in der That mehr zum Besten der Kolonisten, als zu seinem eignen Gewinn. Für eine mäßige Fracht nahmen sie ohne Unterschied Privatgüter mit. Kamen sie aus Europa zurück, so ließ der edelmüthige Gouverneur die Ladung vor den Augen des Publicums ausstellen; jeder nahm, was er brauchte, nicht bloß für den ursprünglichen Kaufpreis, sondern auf Credit ohne Interessen, und selbst ohne schriftliche Gewährleistung. Dogeron wollte durch den Beweis eines solchen Zutrauens die Gemüther veredeln und erheben, indem er keine andere Bürgschaft als das bloße Wort annahm. Der Tod überraschte ihn in Paris am Ende des Jahrs 1675. Es war sein Lieblingsplan gewesen, die ganze Insel der französischen Herrschaft zu unterwerfen, die Gleichgültigkeit der Minister widerstand diesem entscheidenden Schritte, zu dem er sie noch in seinen letzten Augenblicken hatte bewegen wollen. Ungeachtet zahlloser Gelegenheiten, sich zu bereichern, ließ er als Erbschaft nichts zurück, als das Muster seiner weisen und menschenfreundlichen Verwaltung und schwer zu vollendenden Unternehmungen. Die beste Lobrede auf ihn bleibt die tiefe und allgemeine Trauer, welche sein Verlust in der Kolonie erregte.

Er hatte seinen Neffen Pouancey zum Nachfolger. Dieser war nicht so groß als Dogeron, sagt ein glaubwürdiger Geschichtschreiber, weil er mehr aus Nachahmungsgeist als aus Charakter in die Fußstapfen des Vorgängers trat. Die Menge, die

an der äußern Erscheinung hängt, faßte den tiefern Unterschied nicht und schenkte zu ihrem Glück dem neuen Gouverneur dasselbe Vertrauen, wie dem verstorbenen.

Als Ponancey die Verwaltung von St. Domingo übernahm, blühte die französische Niederlassung vorzüglich an der Bai von Samana; der größte Theil der Bevölkerung drängte sich dort zusammen. Der Gouverneur bemerkte, daß sie selbst leichten feindlichen Angriffen nicht widerstehen konnte; er versetzte deswegen die Bewohner derselben in die Ebene des Cap français, und von dieser Zeit war hier der Sitz der Regierung.

Nicht nur die Spanier strengten sich an, den Theil der Insel wieder zu erobern, den sie an die Franzosen verloren hatten, sondern auch die Empörungen der Neger wurden häufiger, und verwikkelten den Gouverneur mehrmals in große Gefahren. Padrejean, ein Schwarzer aus den spanischen Besitzungen, der von dort wegen eines Mordes entflohen war, gab zuerst als Rädelsführer das Zeichen zum Aufstande. Man hatte zuviel auf die Geduld und Sanftmuth der unglücklichen eingeschleppten Africaner gerechnet, die sich mit den übrigen Sklaven des Landes zusammenrotteten und weit umher Schrecken und Tod verbreiteten; sie verschanzten sich auf dem Berge Tarare mit Bäumen, und konnten nur durch Hülfe der stürmenden Flibustier überwunden werden. Die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der erlittenen Mißhandlungen hatte sie zu den tollkühnsten Unternehmungen und zum hartnäckigsten Widerstande vermocht.

Wie es übrigens auch mit den Verdiensten Ponancey's stehen mag, er ließ die Colonie bei seinem Tode 1682 ungefähr in demselben Zustande zurück, in welchem er sie gefunden hatte, ohne daß man ihm besondere Lobeserhebungen oder Vorwürfe machen kann.

Erst nach Verlauf eines Jahres schickte die französische Regierung einen neuen Gouverneur ab; er hieß de Cussy und galt für einen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften; dennoch konnten seine Talente in dem Geschäfte der Verwaltung den Verfall der Colonie nicht hemmen. Die aus Frankreich abgesandten Commissäre strengten sich vergeblich an, das Loos der Ansiedler zu verbessern; sie waren nur im Stande, einige Fesseln des Handels zu lüften. Die Knickerei der Minister war ein unübersteigliches Hinderniß, an dem die besten Absichten und Entwürfe scheiterten. In den spanischen Niederlassungen war das Elend noch größer, als in den französischen; die meisten, wo nicht alle spanischen Colonisten, trieben Seeräuberei und machten ganz vorzüglich auf die schlecht bemannten und ausgerüsteten spanischen Schiffe Jagd, weil sie am leichtesten zu nehmen waren.

Endlich schien das französische Ministerium 1689 sich über seine bisherige Apathie etwas erheben zu wollen; es fing an, die Eroberung von St. Domingo nach ihrem Werthe zu schätzen, und versah zu dem Ende de Cussy mit Verhaltungsmaßregeln. Dieser eben so tapfere als einsichtsvolle Mann setzte sich selbst an die Spitze von 8—900 Mann, unter denen viele Neger waren, und nach einigen Tage-

märschen drang er ohne Schwerdschlag in St. Jago ein, welches die Spanier bei der ersten Aufforderung mit ihrem Hausrath und den besten Habseligkeiten verlassen hatten, ohne viel mehr zurückzulassen, als vergiftete Getränke und Fleischspeisen, wie dieß der schnelle und gewaltsame Tod mehrerer französischen Soldaten bewies, die davon genossen hatten. Diese Abscheulichkeit entflammt den Unwillen der Sieger; sie schwören, die Stadt zu verbrennen, und nur mit Mühe erhält es Cussy von ihnen, daß die Kirchen und Klöster verschont werden. Dieses Unternehmen, das so glücklich angefangen hatte, zog im folgenden Jahre eine harte Wiedervergeltung herbei. Die aus St. Jago vertriebenen Spanier hatten sich vereinigt und richteten ihren Marsch auf Cap français. Cussy wollte einen Hinterhalt anlegen, aber gezwungen, besonders durch den unbesonnenen Widerspruch Franquesnay's, des Königslieutenants, trotz der unverhältnißmäßigen Truppenzahl im flachen Felde mit den fast dreitausend Mann starken Spaniern zu kämpfen, wird er geschlagen, verliert seine besten Offiziere, und bleibt selbst tödtlich verwundet auf dem Platze. Die Spanier hielten ihm eine furchtbare Leichenfeier, indem sie alles mit Feuer und Schwerd verwüsteten.

Auf die Nachricht von diesem Mißgeschick beeilte sich die französische Regierung sogleich, Cussy einen Nachfolger in der Person des Ducasse zu geben. Er kam am Ende des Jahres 1691 in St. Domingo an. Die französischen Besitzungen waren damals in einer mißlichen Lage; die Spanier sperr-

ten mit ihren zahlreichen Schiffen fast alle Häfen derselben, und zugleich trug ihre Landmacht, die wieder angriffsweise vordrang, jeden Tag irgend einen Vortheil über die französischen Waffen davon. Es gehörte viel Talent und Entschlossenheit dazu, um den anwachsenden Sturm zu beschwören, der gegen die Colonie losbrechen wollte; glücklicherweise war Ducasse der ihm anvertrauten Sendung gewachsen; er drängte den Feind im Innern der Insel zusammen, trieb die Schiffe desselben von den Küsten weg, und brachte die bewaffneten Boucanier, welche die schwierigen Umstände gegen die Franzosen benutzen wollten, zu ihrer Pflicht zurück.

Die Engländer, welche 1687 die Insel St. Christoph genommen hatten, glaubten, daß ihnen die Eroberung von St. Domingo nicht schwer fallen würde; allein zwei Jahre waren für das Genie des Ducasse genug gewesen, die Lage der Dinge völlig zu ändern. Er fühlte sich nicht nur stark genug, die Colonie gegen die vereinigten Anstrengungen der Spanier und Engländer zu vertheidigen, sondern er faßte auch noch den Plan, in Person die Engländer auf Jamaica anzugreifen. Das kühne Vorhaben wird 1694 ausgeführt. Die Franzosen landen auf Jamaica, plündern die dortige Colonie, und kehren mit einer reichen Beute an Indigo und andern kostbaren Producten zurück. Die Rache folgte den Glücklichen bald nach. Im Julius des folgenden Jahres drangen die vereinigten englischen und spanischen Eskadren, 24 Segel stark, mit 4000 Landungstruppen in die Bai von Mancenille ein,

wo sie noch eine Verstärkung von 2000 Mann aus der Stadt St. Domingo erhielten.

Den 29. Julius näherte sich die feindliche Flotte dem Cap und eroberte es unter Begünstigung eines großen Sturmes, der das Feuer der französischen Batterien löschte. Auch der Friedenshafen und die umliegenden Gegenden geriethen in die Gewalt des Feindes. Unter den Franzosen selbst gab es Verräther, welche die wichtigsten militairischen Punkte aufgaben, wenn man nicht annehmen will, daß Bestürzung und Verzweiflung sie zu feiger Unthätigkeit fortriß. Alles wurde eingeäschert. Die männlichen Gefangenen fielen den Engländern, die Weiber und Kinder den Spaniern zu, welche sie nach der Stadt St. Domingo schickten.

Ungeachtet dieser großen Vortheile trennten sich die Verbündeten einige Tage in Folge der Zwistigkeiten, die unter ihnen herrschten, und die bald darauf offen ausbrachen. Ducasse hatte es während des Kampfes weder an Muth noch Geschicklichkeit fehlen lassen; er erlag der Uebermacht und den Ränken; fast wäre er selbst den Siegern ausgeliefert worden, und zwar von denjenigen, die er geschworen hatte, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Und als ob die französischen Minister alle Besinnung und Urtheilskraft verloren hätten, so ertheilten sie ihm noch in demselben Jahre den Auftrag, Vorbereitungen für die Aufnahme der Colonisten von Saint-Croix zu treffen, welche diese Wohlthat der Gastfreundschaft durch ihre frühere Härte gegen die heimathlose Bevölkerung von St. Christophe schlecht verdient hatten. Der Krieg dauerte in den beiden folgenden Jahren fort, ohne zu einem bedeutenden Ergebniß zu führen, es blieb bei langsamen Unternehmungen und einigen Kanonenschüssen, welche die Schiffe gegen einander wechselten.

Ungeachtet der erlittenen schweren Unfälle dachte

Ducasse fortwährend an die gänzliche Eroberung der Insel St. Domingo. Die letzten Ereignisse zeigten ihm nur noch deutlicher die Nothwendigkeit eines vollständigen Besitzes; er lag deshalb dem Cabinet von Versailles mit wiederholten Vorstellungen dringend an, indem er vorstellte, daß die Nähe der feindlichen Besitzungen auf einer und derselben Insel das Gedeihen der französischen Colonie immerwährend und höchst gefährlich bedrohe, durch die Zuflucht und den Schutz, welchen die Unzufriedenen und insonderheit die flüchtigen Sklaven auf dem Gebiete der benachbarten Nebenbuhler fänden. Er wurde gleichgültig von Ministern überhört, die mehr auf die Sprache der Schmeichelei, als der Wahrheit achteten, ihren Eigensinn für Würde ausgeben wollten, und blind bei ihren Entscheidungen beharrten, mochten die offenbaren Folgen derselben auch noch so gefährlich sein. Endlich erhielt er von Frankreich die Nachricht, daß man ein größeres, weiter aussehendes Unternehmen beabsichtige und vorbereite. Der Oberanführer legte an der Spitze einer Eskadre von sieben Kriegsschiffen, einiger leichten Fahrzeuge und mit 2000 Mann Landungstruppen auf der Insel an, mit dem Befehl, alle zur Verfügung stehende Truppen zu versammeln. Die wenigen Flibustier, die auf der Insel noch übrig waren, stellten sich, der ergangenen Aufforderung gemäß, mit ihnen die dienstpflichtigen Bewohner; sie machten zusammen 1000 bis 1100 Mann aus, die auf der Eskadre des Pointis sogleich gegen Carthagena segelten, damals die blühendste Stadt der Spanier in Westindien. Auch diese Unternehmung, an welcher Ducasse persönlich Theil nahm, ging nicht von der französischen Regierung, sondern von Privatpersonen aus, die dazu Erlaubniß erhalten hatten. Den 15. April kam man vor Carthagena an, das in ziemlich gerader Richtung tief unter Jamaica liegt, und sogleich begann die Belagerung.

Der Widerstand war nicht sowohl anhaltend als muthig; nach funfzehn Tagen ergab sich Carthagena, auf Bedingungen, die bald darauf verletzt wurden, obwohl sie hart genug waren. Der unterzeichnete Vertrag überlieferte den Siegern alle vorhandenen Schätze des Königs von Spanien, alle Summen des Handelsstandes auf Rechnung europäischer Aufträge oder anderer amerikanischen Besitzungen, und die Hälfte von dem beweglichen Eigenthum der Einwohner; der französische Admiral verpflichtete sich, weder an die Klöster, noch an die Kirchen Hand anzulegen, die indessen später eben sowohl geplündert wurden, als die übrige Stadt.

Der Gesammtbetrag dieser schändlichen Erpressung ist nie genau bekannt geworden. Pointis gab ihn auf 8 bis 9 Millionen an; glaubwürdige Zeitgenossen schätzten ihn viel höher. Ludwig XIV. ließ das entwandte Kirchengut zurückgeben, die vertragswidrig beraubten Einwohner gingen leer aus.

Die Flibustier hatten nur einen geringen Theil von der unermeßlichen Beute bekommen. Die Eskadre kehrte mit ihrem Raube zurück. Anfänglich wollten die Flibustier über das Schiff des Admirals herfallen, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen, und schon rüsteten sie sich zum Angriffe, als einer von ihnen in seiner rohen Sprache ausrief: „Brüder, wir thun Unrecht, uns an diesen Hund zu halten; er führt nichts von dem Unsrigen mit sich; er hat unsern Antheil in Carthagena gelassen, dort müssen wir denselben suchen.“ Ein wildes Gelächter und allgemeiner Beifall gaben die Losung; alle Flibustier segelten gegen die Stadt zurück, die sie noch nicht aus dem Gesicht verloren hatten, unter gewaltigen Eidschwüren, nie wieder nach St. Domingo zurückzukehren.

Bei ihrer Landung hatten sich die erschrockenen Einwohner von Carthagena in die Hauptkirche eingeschlossen; die Flibustier setzten Schildwachen an den Thüren aus, und ein Abgeordneter richtete an

die zitternden Bürger folgende Rede: „Wir wissen wohl, daß ihr uns als Leute ohne Treue, ohne Religion, und mehr für Teufel als für Menschen ansehet; die Beschimpfungen, deren ihr euch bei jeder Gelegenheit gegen uns bedient, beweisen uns laut eure Gesinnungen. Hier sind wir mit den Waffen in der Hand, und können uns rächen, sobald wir wollen, auch erwartet ihr ohne Zweifel die grausamste Rache; die Blässe eurer Gesichter zeigt es, und euer Gewissen muß euch sagen, daß ihr sie verdient."

„Wir wollen euch eines Bessern belehren und euch darthun, daß die verhaßten Namen, mit denen ihr uns belegt, uns nicht gebühren, daß sie einzig gegen den General gelten, unter dessen Befehlen ihr uns habt kämpfen sehen. Wir sind von dem Treulosen betrogen worden; denn wiewohl er allein unserer Tapferkeit die Eroberung eurer Stadt verdankt, so hat er sich dennoch geweigert, mit uns nach der übernommenen Verbindlichkeit zu theilen, und dadurch setzt er uns in die Nothwendigkeit, euch einen zweiten Besuch zu machen."

„Nur ungern sehen wir uns dazu gezwungen, und wir meinen, daß ihr unsere Mäßigung und Redlichkeit loben sollt. Wir bürgen mit unserm Wort dafür, daß wir uns zurückziehen werden, ohne die geringste Unordnung anzurichten, wenn ihr uns werdet fünf Millionen gezahlt haben; mehr verlangen wir nicht; aber wenn ihr auf einen so vernünftigen Vorschlag nicht hört, so giebt es kein Unheil, das euch nicht erwartet, und ihr könnt deswegen niemand anklagen, als euch selbst und den General Pointis, den ihr mit allen denkbaren Flüchen beladen möget."

Ein Mönch bestieg die Canzel und ermahnte die Einwohner, das angedrohte Unglück abzuwenden, und sich von der Gegenwart der Flibustier durch Aufopferung alles dessen zu befreien, was ihnen noch an Gold, Silber und Kleinodien übrig ge-

blieben war. Er drang umsonst in sie; ihre Habsucht war stärker als seine Beredtsamkeit, und der Ertrag der Einsammlung, die auf seine Rede folgte, erreichte bei weitem die verlangte Summe nicht.

Jetzt gingen die Flibustier über jedes Maaß hinaus, sie verbreiteten sich in den Häusern, drangen in die Kirchen, öffneten die Gräber, folterten die Einwohner, kurz, sie erneuerten alle die Gräuel, die der französische Admiral begangen hatte.

Müde endlich so vieler Barbareien, die ihnen nicht sonderlich viel eingebracht hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List; sie forderten die beiden reichsten Einwohner vor. Als diese sich zu ihnen begeben hatten, hörte man von außen einige Schüsse, und sogleich verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß diese Unglücklichen so eben erschossen worden wären, weil sie ihre verborgenen Schätze nicht hätten entdecken wollen, und daß gleiches Schicksal alle erwarte, die dasselbe Stillschweigen beobachten würden.

Diese Wendung der Dinge erschreckte diejenigen, welche die Beredtsamkeit des Mönchs nicht hatte bestimmen können. Noch an demselben Tage brachte man den Siegern über eine Million Piaster, und da diese nicht hoffen durften, mehr zu finden, so beruhigten sie sich und dachten an ihren Abzug; allein die vereinigten Eskadren der Engländer und Holländer begegneten ihnen auf dem hohen Meere; sie verloren einen Theil ihrer Fahrzeuge und Beute, und was gerettet wurde, erreichte in dem übelsten Zustande St. Domingo.

Während der Unternehmung gegen Carthagena versah der Graf du Boissy die Geschäfte eines Gouverneurs auf der Insel; er unterzog sich denselben mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit, und unterdrückte eine Empörung der Neger, zu welcher die Liebe und Hoffnung der Freiheit dieselbe ermuthigt hatte.

Der Zug gegen Carthagena bezeichnet ungefähr

die letzte Periode in der Geschichte der Flibustier, deren Untergang und Ausrottung offenbar im Plan der französischen Regierung lag, wie man aus den lebensgefährlichen Aufträgen sieht, zu welchen sie dieselben brauchte; sehr viele waren schon früher bei ähnlichen Verwendungen nach dem Südmeer umgekommen.

Die Lage der französischen Colonisten wurde auf St. Domingo mit jedem Tage beklagenswerther. Die Regierung schien sie völlig vergessen zu haben. Sie waren nicht weiter im Stande, den Spaniern den mindesten Widerstand zu leisten, und schon trafen diese Anstalten, die elenden Niederlassungen ihrer gesunkenen Nebenbuhler wegzunehmen, als die Nachricht von dem Ryßwicker Frieden auf St. Domingo ankam, und einen Strahl der Hoffnung in die Gemüther warf. Spanien trat, vermöge des abgeschlossenen Friedens, einen beträchtlichen Antheil von St. Domingo an Frankreich ab; allein die Drangsale, welche während so vieler Jahre auf den Colonisten gelastet, hatten auch die Zahl derselben sehr beträchtlich vermindert. Es war so weit gekommen, daß der südliche Antheil, einer der ausgedehntesten Besitzungen, kaum noch einige armselige Hütten enthielt, in welchen etwa gegen hundert Bewohner ihr trauriges, halb bewußtloses Leben hinschleppten.

Ende des ersten Bändchens.



Allgemeine historische Taschenbibliothek für Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo. (Hayti.)

Zweites Bändchen.

Dresden,
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.



Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti.)

Zweites Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1826.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo, (Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Zweites Bändchen.

Sä't in die Zeiten der Zukunft
Guten Saamen! Es reift das Gute, das Große
nur langsam,
Aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Ernte.
Conz.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.

Dritte Periode.

Entstehung und Untergang einer Gesellschaft, welche die Wohlfahrt und Bevölkerung der Insel befördern sollte. — Blick auf die herrschenden Sitten und Regierungsgrundsätze.

Nach dem Frieden von Ryßwick schien sich endlich Frankreich zu erinnern, daß es Colonien habe; es spürte eine Anwandlung von Willenslust, den Zustand derselben zu verbessern. Da aber die meisten, wo nicht alle Handlungen der Minister, damals den Stämpel der Mittelmäßigkeit trugen, so wußten sie auch jetzt nichts anderes zu thun, als den südlichen Theil von St. Domingo auf den Zeitraum von dreißig Jahren an eine Gesellschaft abzutreten; sie erhielt den Namen St. Louis und gewann die erwähnten Besitzungen unter folgenden Bedingnissen. Sie sollte eine Kasse von 1,200,000 Franken bilden, und aus derselben einen Schleichhandel mit den Kolonisten des spanischen Antheils treiben; innerhalb fünf Jahren das abgetretene Gebiet mit 1500 Weißen und 2500 Schwarzen bevölkern; allen denen Ländereien überlassen, die dergleichen verlangen würden, und ihnen Sklaven verkaufen, die erst drei Jahre nachher bezahlt zu werden brauchten.

Diese Gesellschaft, deren Vorrecht darin bestand, in dem Theile der Insel, der ihr abgetreten worden war, ausschließend kaufen und verkaufen zu dürfen, erhielt sich bis 1720, wo sie ihren gänzlichen Untergang fand. Ihre Vorrechte gingen auf die indische Gesellschaft über, denn die Regierung kannte damals nichts als Pächter; ohne Einführung von Monopolen schien ihr die öffentliche Wohlfahrt unmöglich. Indessen machte der Anbau der Insel schnelle Fortschritte. Der Friede von Utrecht 1713 kündigte die Periode eines neuen dauerhaften Glücks an; von mehrern Seiten blühten fröhliche Hoffnungen auf. Da fiel plötzlich ein unerwarteter harter Schlag; alle Cacaobäume der Colonie gingen 1715 zu Grunde. Von Dogeron waren 1665 die ersten gepflanzt worden. Dieses Gewächs hatte sich seit der Zeit beträchtlich vermehrt, besonders an den westlich gelegenen Bergschluchten; einige große Pflanzungen enthielten bis 20,000 Bäume.

Dieser Verlust war unermeßlich; doch der günstige Fortgang des erneuerten und anderweitigen Anbaues schien ihn mit Wucher zu ersetzen, als 6 Jahre später die Colonie von neuen Unfällen heimgesucht wurde. Um 1720 ungefähr waren viele Colonisten, die ihre Jugend unter dem brennenden Himmel St. Domingo's zugebracht hatten, um sich ein glückliches Alter zu sichern, nach dem Mutterlande zurückgekehrt, mit bedeutenden Ladungsgütern, die sie hier gegen Geld umsetzen wollten. Die Bank des Schottländers Law war eben gegründet worden; ihre Producte wurden ihnen in Papieren bezahlt, die bei dem Umsturze jenes finan=

ziellen Luftschlosses in ihren Händen bis auf Nichts herabsanken. Dieses drückende Mißgeschick zwang sie, arm auf dieselbe Insel zurückzukehren, die sie reich verlassen hatten; sie mußten nun im vorgerückten Lebensalter die Stellen von Oeconomen bei denselben Personen nachsuchen, die früher in ihren Diensten gewesen waren. Der Anblick so großer Zerrüttungen verbreitete gegen das Law'sche System und die indische Gesellschaft, die man für diese unheilvolle Finanzoperation verantwortlich machte, den gerechtesten Abscheu. Es ist merkwürdig, daß St. Domingo die Anerkennung seiner Freiheit von Seiten der französischen Regierung fast einem eben so verderblichen Finanzplan, der Reduction der Renten, verdankt. Denn um diese Maßregel mit Nachdruck zu betreiben, stand man von dem Gedanken ab, die Insel wieder erobern zu wollen; unter günstigern Zeitumständen wäre man wahrscheinlich zum Kriege geschritten.

Die indische Gesellschaft hatte seit zwei Jahren den ausschließenden Negerhandel erhalten, unter der Verbindlichkeit, jährlich 2000 Schwarze herbeizuschaffen, während kaum ein fünfmal so starker Zufluß für die Bedürfnisse der Colonie hinreichte; auch erhöhte der Mangel an Sclaven den Preis derselben. Das Mißvergnügen brach 1722 gewaltthätig aus; die Colonisten griffen zu den Waffen, und kehrten sie gegen die Beamten, die durch ihren Uebermuth die Erbitterung gegen die Herrschaft des Monopols noch vermehrt hatten. Die Gebäude der indischen Gesellschaft wurden verbrannt, ihre Schiffe sollten nicht mehr zugelassen

werden. Der Gouverneur, der diese Unruhen beilegen wollte, wurde verhaftet, und der Aufstand nahm einen so drohenden Character an, daß die Empörer nur erst nach langen Unterhandlungen zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden konnten. Der Herzog von Orleans, damals Reichsregent, gab ein großes Beispiel der Mäßigung; er litt nicht, daß die Urheber und Förderer des Aufruhrs aufgesucht und bestraft würden. Durch dieses Mittel beruhigte er die Gemüther viel schneller, als wenn er den Gegenkämpfen ein freies Feld geöffnet hätte; und seitdem schritt die Wohlfahrt der Colonie mächtig vor, ohne daß die folgenden Kriege dieselbe aufhielten. Das Jahr 1724, in dem die Bewegungen gegen das System der Gesellschaft aufhörten, schien dem Handel von St. Domingo glücklichere Zeiten zu versprechen. Indessen ging nur ein Theil der mit gutem Recht gehofften Verbesserungen in Erfüllung; der einzige Vortheil, der aus der neuen Ordnung der Dinge entsprang, bestand darin, daß von nun an sämmtliche französische Besitzungen nach denselben Handelsgesetzen regiert wurden, d. h. daß man allen Unterthanen der Krone Frankreichs freie Ein- und Ausfuhr erlaubte mit Vorbehalt der Rechte des Fiscus, die anfänglich von der Tonne 6 Franken betrugen. Ein Beschluß vom 9. December 1669 hatte diese Gebühr in fünf Procent des Waarenpreises verwandelt; im Junius 1671 waren diese auf drei herabgesetzt worden, und bei dieser Abgabe ist es bis zum Ausbruche der Revolution 1789 geblieben.

Eine Auflage von dieser Beschaffenheit wäre

nicht übermäßig gewesen, wenn die Verbotsgesetze gegen jeden fremden Handel die Herrschaft der Vorrechte nicht unter anderer Form zurückgeführt hätten, und eben die Vertilgung derselben sollte, wie es schien, durch die Aufhebung der den Gesellschaften bewilligten Patente erreicht werden. Es fand aber gegen sonst nur der Unterschied Statt, daß jetzt nicht mehr eine Privatgesellschaft die Erzeugnisse Westindiens für ihren Vortheil ausführte, sondern daß der ganze Handel Frankreichs bei diesem Monopol betheiligt war; und nach dem falschen Grundsatze, daß eine Colonie vor allen Dingen den Zwecken des Mutterlandes dienen müsse, wurde nur die Habsucht des letztern berücksichtigt, und die Beschwerde der erstern überhört.

Englands Beispiel und das Glück, dessen seine Colonien unter dem Bestande der Verbotsgesetze genossen, hatte die unüberlegte Annahme derselben in Frankreich herbeigeführt; es war der damaligen französischen Staatskunst genug, daß jene auf Jamaica Früchte trugen, um sie auch auf St. Domingo anzuwenden; und gleichwohl war die verhältnißmäßige Lage der beiden Staaten wesentlich verschieden. England, das die Häfen seiner Inseln den fremden Lebensmitteln und Erzeugnissen verschloß, besaß auf dem nordamerikanischen Festlande ausgedehnte, bevölkerte Gebiete, reich an Vieh, Bauholz und Eisenbergwerken; seine Flotten beherrschten das atlantische Meer, und sein Welthandel sicherte den Kaufleuten des Mutterlandes den Absatz derjenigen Lebensbedürfnisse, welche seine Colonisten in ihren Häfen den Neutralen nicht über-

lassen durften. Frankreich hatte umgekehrt auf dem amerikanischen Festlande nur Canada und Missisippi; beide Länder waren noch unbebaut, überaus schwach bevölkert, schlecht vertheidigt, ohne Canäle, ohne Hülfskräfte der innern Schifffahrt, und immerwährend bedroht von der ganzen Macht Englands. Dennoch hoffte Frankreich, daß diese beiden Colonien zur Versorgung seiner Zuckerinseln hinreichen würden, deren ergiebiger Boden alle Reichthümer hervorbrachte, diejenigen ausgenommen, deren Monopol beim Ueberflusse aller andern den Sieg des Elends vollendet. Missisippi und Canada sollten sämmtliche französische Besitzungen des westlichen Archipel mit Vieh, Reiß, Eingesalzenem, Geräthschaften versehen, und diese Länder hatten oft selbst nicht genug für den eigenen Verbrauch. In Kriegszeiten setzte dieses falsche System, das schon im Frieden verderblich war, die Colonien einer ununterbrochenen Einschließung aus. Als Frankreich 1745 über den Sieg bei Fontenoy jauchzte, waren die Inseln des neuen Indiens allen Schrekken der Hungersnoth preisgegeben. Diese Drangsale erneuerten sich 1756, als nach dem Aachner Frieden zwischen den europäischen Mächten der Krieg in helle Flammen aufloderte.

Man mußte auf den Inseln im Winde und auf St. Domingo für ein Faß Mehl, das noch lange nicht zwei Zentner wog, gegen 600 Franken zahlen, ein Stückfaß Bordeauxwein kostete bis auf 1200 Franken, also das Zehnfache des Preises im Mutterlande; dabei war der Centner Zucker auf 3 Franken gefallen, der Centner Kaffee galt nicht

viel mehr als zehn Franken, und ein Paar Schuhe hatten den Tauschwerth von 1500 Pfund rohen Zuckers.

Das Elend der Colonisten stieg mit der Anzahl ihrer Sclaven; sehr viele Pflanzer erlaubten ihren Schwarzen zu arbeiten, wo sie wollten, weil sie dieselben nicht mehr ernähren konnten; diese Unglücklichen starben aus Mangel an Beschäftigung größtentheils den Hungertod. Der Pariser Friede, der 1763 abgeschlossen und zufolge dessen Canada und Missisippi abgetreten wurde, schien den Zuckerinseln eine neue Ordnung der Dinge anzukündigen. Guadeloupe, Martinique, Grenade, St. Vincent, St. Lucie, von den Engländern seit einiger Zeit genommen, hatten sich damals ziemlich von ihren Verlusten erholt, ohne dieselben vergessen zu haben. St. Domingo, das jenen Eroberern entgangen war, stand auf dem Punkte, sie in seine Mitte zu rufen. Mehr als die Hälfte der Sclaven war umgekommen, der Boden ohne Anbau; die Verwaltung der Colonien konnte sich nicht zu einem offnen Bruch der Gesetze von 1727 entschließen; indessen zwang die klägliche Lage der Insel die Regierung zur Nachsicht gegen den Schleichhandel, der sich von allen Seiten festsetzte und ausbreitete.

Dieses Gegenmittel, oder vielmehr dieser Nothbehelf, konnte die Uebel der Colonie natürlich nicht in der Wurzel heben; die Folge davon war eine wachsende Unsicherheit der schwankenden Verhältnisse. Zahlreiche Gesuche ließen sich auf einmal vernehmen und drangen über's Meer, um die Un-

terdrückung eines Gesetzes zu verlangen, das so traurige Früchte trug. Man stützte sich bei diesen Forderungen besonders auf die Abtretung der Colonien auf dem Festlande, durch welche die Handhabung der früher festgesetzten Verbote gegenwärtig ihren Gegenstand verloren hatte.

Nach 2 Jahren ordnete der Staatsrath durch den Beschluß vom 29. Julius 1767 zwei Niederlagen in den französischen Colonien an, und erklärte für die Inseln im Winde den Hafen auf St. Lucie für neutral, so wie den des Molo von St. Nicolas für St. Domingo. Dem Fremden war bloß erlaubt, Reiß, Holz, Gemüse und lebendige Thiere einzuführen; Fleischspeisen, gesalzene Fische und Geräthschaften aller Art blieben nach wie vor ausgeschlossen.

Die Kaufleute innerhalb der Häfen traten laut gegen diesen Beschluß auf; ihre Klagen waren umsonst, die Verordnung wurde vollzogen.

Die Erfahrung bewies, daß man auf die genommenen Maßregeln zu viel gerechnet hatte. Der gehoffte Vortheil löste sich fast ganz in Nichts auf, weil man langsam zu Werke ging und die Küstenfahrt zwischen den verschiedenen Theilen der Insel und den beiden einzigen Häfen, wo das Auflagern erlaubt war, Schwierigkeiten hatte. Außerdem vertheuerten häufige Seeschaden, die Kosten eines doppelten Transports und die des Lagerns die Gegenstände sehr beträchtlich in Vergleich zu ihrem wirklichen Werth.

Der Schleichhandel, der jederzeit aus einer Ordnung der Dinge entsteht, die den Kaufpreis über

das Verhältniß des wahren Werths hinauftreibt, nahm einen neuen Umschwung auf Kosten des innern Handels der Inseln. Die Unerfahrenheit der Urheber des Beschlusses von 1767 gab sich in der Wahl des Molo von St. Nicolas noch fühlbarer kund; denn da ihn eine sechzig Meilen lange Strecke vom Cap trennte, so bot er den Wachtschiffen des Staatseigenthums keine Sicherheit dar, vorzüglich um die stürmische Zeit der Nachtgleichen, und außerdem erleichterte er die verstohlenen Unternehmungen der Schleichhändler.

Die Küstenfahrer, welche die Syrupe und Zukkerbranntweine der Insel nach der Rhede bringen sollten, nahmen unter diesem Vorwande soviel Zukker, Caffee, Indigo mit, als sie zusammenbringen konnten. Leute wie sie, von allen Klassen und allen Völkern, fügten den Colonisten der Ufergegenden beträchtlichen Schaden zu; sie verbreiteten sich längs der ganzen Küste, und kauften während der Nacht Lebensmittel, welche sehr oft die Sclaven ihren Heern gestohlen hatten. Einige unter ihnen entführten Neger in ihren Fahrzeugen und verschwanden, um diese Unglücklichen ohne Zweifel in den fremden Besitzungen des Archipels wieder zu verkaufen.

Als man sich für die Errichtung einer Niederlage am Molo von St. Nicolas entschied, schmeichelte man sich mit der Aussicht, daß die daraus entspringende Küstenfahrt für künftige Kriege eine Menge erfahrner Matrosen liefern würde; als aber die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, wurden die Küstenfahrer, welche

die Hoffnung eines schnellen Gewinnes auf die Insel gezogen hatte, plötzlich unsichtbar. Ein Theil derselben bereicherte sich auf den feindlichen Kaperschiffen und erinnerte sich nur an die Gastfreundschaft der französischen Inseln, um die wohlbekannten Küsten derselben zu plündern.

Noch von einer andern Seite wurde der französische Hof in seiner Absicht getäuscht, auf diesem Wege den Preis derjenigen Waaren herabzudrücken, deren Einfuhr erlaubt war, und den Colonisten einen schnellen Absatz in Syrup und in den andern Erzeugnissen zu verschaffen, worüber dem Mutterlande kein Vorrecht eingeräumt worden war.

Die am Molo von St. Nicolas wohnhaften Kaufleute, vereinigt durch einen förmlichen Bund, bestimmten nach ihrem Vortheile und Gutdünken den Preis der eingebrachten Gegenstände, und sie hatten ihre Maßregel dergestalt genommen, daß kein fremdes Lebensbedürfniß in andere Hände als die ihrigen kommen konnte. Sie waren zugleich auch als Verwahrer aller aus dem Innern kommenden Tauschwaaren aufgetreten. Aus ihren Magazinen gingen die auswärtigen Lebensmittel in die Schiffe der Küstenfahrer, und aus diesen Schiffen in die Hände der Kaufleute des Cap über, die also erst das dritte Geschäft damit machten, und gegen einen zehnfach erhöhten Preis oft noch schadhaftes Gut erhielten. Die Syrupe nahmen im entgegengesetzten Sinne dieselben Wege; es geschah nicht selten, daß Reiß, wofür der Kaufmann des Molo, der es aus Neuengland bezog, 15—18 Franken bezahlt hatte, bei der unmittelbaren Verwendung

zum Genuß 60 bis 70 Franken kostete; und daß umgekehrt der Syrup, den der Colonist dem Kaufmann des Cap für den Tauschwerth von 25—30 Sous hatte hingeben müssen, im Molo von St. Nicolas beim Verkaufe bis auf 40 Franken stieg. In kurzer Zeit häufte sich das Vermögen auf diesem unbebauten Felsen und in dem Sitze der Regierung; aber der Wachsthum desselben fand nur Statt auf Kosten des öffentlichen Reichthums, und das Monopol, welches zwar auf einzelnen Punkten Reichthümer schuf, richtete nichts desto weniger die Colonie zu Grunde, indem es zugleich durch die Kostbarkeit der angelegten Fesseln den fremden Handel vertrieb.

Kurz, die Errichtung einer Niederlage auf dem Molo von St. Nicolas führte nicht alle die Vortheile herbei, die daraus hätten entspringen können, und verursachte große Uebel, besonders durch den Umstand, daß sie eine Menschenklasse unterhielt, die in Friedenszeiten die Diebstähle der Neger verhehlte, und während des Krieges den Feinden Frankreichs diente. So trat auch hier die Wirkung aller halben Maßregeln ein, dem Guten nur eine enge Thür zu öffnen, und den Mißbräuchen freien Lauf zu lassen.

Es dürfte schwer fallen, den Betrag des Schleichhandels, der von dieser Niederlage ausging, richtig zu schätzen, da die Lage derselben eine ununterbrochene genaue Bewachung unmöglich machte; auch griff diese zu keiner Zeit vollkommen durch. Man kann jedoch vielleicht ohne Uebertreibung für die im Schleichhandel gemachten Geschäfte 15 bis 20 Mil-

lionen Franken annehmen. Es ist übrigens zu bemerken, daß, ungeachtet dieses ungeheuern Eintrags, welchen der regelmäßige Handel erlitt, die Ausfuhr auf französischen Schiffen bis dahin zu keiner Zeit höher gestiegen war, wiewohl sie noch eine beträchtliche Steigerung erlaubte, hätte man umfassendere Gesichtspunkte genommen, und nicht durch die Beschränktheit derselben dem Betruge das Recht der Nothwehr aufgedrungen.

Man sollte meinen, der geringe Erfolg des Beschlusses von 1767 müßte die Regierung über die ihm anhaftenden Uebel schnell aufgeklärt und zu Gegenmitteln vermocht haben. Indessen verflossen acht Jahre, ehe man an eine Verbesserung dachte. Es ereignete sich um diese Zeit ein großes Unglück, das eine große Lehre geben konnte. Im Junius 1770 wurde die ganze Insel Domingo von einem Erdbeben erschüttert, wie keins seit Menschengedenken die Antillen heimgesucht hatte, wo dergleichen Naturereignisse eben nicht selten sind. Jede Erntehoffnung wurde vernichtet; fast nirgends waren die öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen stehen geblieben. Port-au-Prince litt besonders von diesem entsetzlichen Mißgeschick. Diese kaum seit 20 Jahren gegründete Stadt wurde von Grund aus zerstört.

Alle Klassen des Volks und sämmtliche Behörden irrten in Staub- und Schwefelwolken auf den Trümmern umher, und stießen das Klaggeschrei der Verzweiflung aus. Mit Tagesanbruche trat die Furchtbarkeit ihrer Lage in ein noch helleres Licht; sie versammelten sich auf dem Regierungs-

platze; zahlreiche Gefangene, unter ihnen viele Rebellen, die dem Tode entronnen und der Freiheit wieder geschenkt worden waren, warfen sich dem Gouverneur und Intendanten zu Füßen. Die Sclaven boten, indem sie ihre Herren mit allen Zeichen des Schmerzes umringten, das rührendste Schauspiel dar, welches stärker für die Treue der einen, als für die Menschlichkeit der andern zeugte. Die Sclaven wurden seit dieser Schreckenszeit nicht besser behandelt, und die Gefangenen entweder in Freiheit gesetzt, oder Strafen überliefert, welche die erschütterte Natur, um einen fremden Ausdruck zu entlehnen, wie es schien, ihnen hatte ersparen wollen, indem sie die Mauern ihrer Kerker einstürzte.

Man fürchtete eine Hungersnoth und keine Empörung. Ein Bürger, dessen Eifer Lob verdient, schlug die Einschiffung nach Jamaika vor; er wollte sein Vermögen und seinen Credit — beide waren beträchtlich — zu Hülfsleistungen anwenden, aber die Capitäne der auf der Rhede liegenden Schiffe widersetzten sich mit der Erklärung, daß sie für 14 Tage Lebensmittel hätten, und daß während dieser Frist Schiffe aus Frankreich ankommen könnten, zu deren Nachtheil man dem Handel mit England keine Befugniß leihen dürfe. Man brauchte Zeit, um die Backöfen wieder herzustellen, die Capitäne wurden auf ihren Schiffen zu Bäckern, und vertheilten Brod ans Volk gegen versprochene Zahlung. Man achtete weder auf die Beschaffenheit, noch auf den Preis; jene war schlecht und dieser ausschweifend. Sobald als es Oefen gab, und man in der

Stadt wieder Brot backen konnte, steigerten die Capitäne den Preis des Mehls; es bedurfte der Gewalt und der Drohungen, um ihnen eine erträgliche Taxe abzudringen. Es gab viele Arme in der Stadt; die französischen Handelsagenten verlangten mit Wucher den Geldersatz des Brotes zurück, welches unglückliche Familien in der Noth hatten borgen müssen. Jene schritten auf allen Wegen ein; sie nannten ihre Forderungen heilige Schulden, und weil man den Tag vorher ernährt worden war, so mußte man nach ihrer Meinung ohne Seufzer sich für den folgenden Tag derjenigen Mittel berauben, von denen das Leben abhangt. Die Regierung mißbilligte zwar das Betragen derselben, leistete ihm aber durch ihre Strenge Vorschub; man murrte, aber man mußte zahlen, und diese Beklagenswerthen bekamen noch während ihres Aufenthalts unter Zelten die Weisung zu hören, daß es bereits wieder Gefängnisse gäbe.

Frankreich genoß damals auf allen Meeren der alten und neuern Welt einen tiefen Frieden, dennoch trafen auf St. Domingo in diesem Jahre weniger Schiffe ein, als je. Die Colonisten gaben dem Mutterlande Schuld, daß es auf die verwüstende Trockenheit ihrer Insel ein Augenmerk gerichtet, und deshalb gefürchtet habe, seine Fahrzeuge möchten von dort ohne Fracht zurückkehren, wenn man Lebensmittel zuführen würde.

Die unglücklichen Sclaven im Norden St. Domingo's litten die fürchterlichste Hungersnoth; diese dehnte ihre Verheerungen auch auf die zugehörigen Ortschaften von Fort Dauphin, Gros Morne, Jean

Nabel aus. Bei dem gänzlichen Mangel an Kabeljau und dem außerordentlichen Verluste an Vieh, welches eine schreckliche Seuche auf den Grasungen der Spanier hinraffte, fingen diese an, alle ihre kranken oder todten Thiere einzusalzen oder zu räuchern, und in die französischen Niederlassungen zu bringen. Diese Nahrung theilte den Sclaven den Keim der Krankheit mit, wovon das Vieh angesteckt war. Eine Art Pest verbreitete sich über das ganze benachbarte Gebiet der Spanier und der von ihnen betretenen Wege, so wie über die Gegenden, wo die Sclaven diese Giftspeisen gekauft hatten. In weniger als sechs Wochen kamen mehr als 15,000 weiße und schwarze Colonisten an dieser grausamen Krankheit um, und ihre verderbliche Wuth legte sich nur erst, als die oberste Verwaltungsbehörde, die Obrigkeit und die Einwohner alle ihre Kräfte gegen die Landplage vereinigten, welche die spanische Habsucht eingeführt hatte.

Außer den zahlreichen Opfern der Krankheit starben wenigstens 15,000 Neger vor Hunger, und die Flucht der Sclaven in die Wälder und Gebirge nahm in den nördlichen Besitzungen so zu, daß sie ernstliche Besorgniß für die Sicherheit der Colonie erregte.

Nach einem solchen Elende schien der Anbau des Zuckers aus Mangel an Arbeitern gänzlich aufhören zu müssen, auch den in den Pflanzungen noch übrigen Negern drohten die fehlenden Lebensmittel mit einem nahen Tode. Die Kaufleute in den französischen Häfen suchten sich, wegen der Hülflosigkeit, worin sie die Colonie gelassen, da-

mit zu entschuldigen, daß die Colonisten einen heimlichen Handel mit den Fremden trieben. Die Colonisten wälzten die Schuld ihrer Verbindungen mit dem Auslande auf die Nothwendigkeit der drückenden Lage, worein sie das französische Handelssystem versetzt hatte.

Von der einen Seite hörte man nicht auf, die Aufhebung der beiden erwähnten Niederlagen nachzusuchen, von der andern wünschte man wieder noch mehrere und besonders in Absicht auf die Oertlichkeit eine zweckmäßigere Wahl.

Zwischen den Abgeordneten des französischen Handels und des Colonialinteresse kam es zu Erklärungen, durch welche jede der streitenden Parteien ihren persönlichen Vortheil feststellen wollte; es war schwer, zwischen den entgegengesetzten Ansichten die rechte Mitte herauszufinden; die französische Regierung schwankte unentschieden und kraftlos von einer Richtung zur andern.

Der Krieg zwischen England und seinen nordamericanischen Colonien hatte damals einen lebhaften Fortgang; die Engländer bedeckten das atlantische Meer mit Fregatten, die fast alle englisch-americanischen Fahrzeuge wegnahmen, von denen St. Domingo einige Unterstützung hoffen konnte. Die Nordamerikaner, ganz mit ihrem Land- und Seekriege beschäftigt und gezwungen, ihren Fischfang und ihre Handelsschifffahrt aufzugeben, konnten nicht mehr bei so vielseitigen Gefahren auf die französischen Inseln und namentlich auf St. Domingo die Lebensbedürfnisse herbeischaffen, wie sie früher gethan hatten.

Im Jahre 1778 brach der Krieg zwischen England und Frankreich von Neuem aus. Das letztere schloß mit den abgefallenen Provinzen des englischen Amerika einen Vertrag. Man erinnerte sich an die Unfälle, welche während der Kriege von 1744 und 1756 über die Colonien gekommen waren; das Ministerium sah ein, daß die Zulassung der Neutralen in die Häfen des westlichen Archipels unumgänglich war, um den Lebensunterhalt der Küstenbewohner während einer Krisis zu sichern, die mit ihrem ganzen Gewicht zunächst auf jene fiel. Die Kaufleute der französischen Häfen, eifersüchtig darüber, daß ihnen ein Monopol entwunden werden sollte, das sie nicht mehr ohne Gefahr benutzen konnten, bewirkten den Widerruf des Befehls vierzehn Tage später, als er war bekannt gemacht worden. Sie versprachen den westlichen Handel, troß des Krieges, mit Lebensmitteln zu unterhalten; aber alle ihre Schiffe geriethen in die Gewalt des Feindes; zwölftausend französische Matrosen kamen in den Gefängnissen Englands um, oder mußten gezwungen auf dessen Flotten Dienste nehmen; die Engländer griffen an Colonialwaaren für mehr als 150 Millionen Franken auf. Die ins Meer der Antillen geschickte Macht richtete die Colonien zu Grunde, ohne sie beschützen zu können; alles fehlte dort der Flotte und der Armee. Die Regierung mußte für Gegenstände von der ersten Nothwendigkeit das Vier- und Fünffache ihres wirklichen Werths bezahlen.

Dieses verderbliche System herrschte zwei Jahre, während dieser Zeit erneuerten sich in den Colo-

nien alle Unfälle der vorigen Kriege. An einigen Orten galt das Faß Mehl 500, ein Stückfaß Wein 800 Franken, ein Karst, der in Frankreich 20—22 Sous kostete, wurde mit 17 Franken bezahlt. Der Preis aller andern zur Arbeit in den Fabriken erforderlichen Werkzeuge stand in demselben Verhältnisse.

Das Ministerium wechselte und mit ihm der Kriegsplan. Auch das System für die Verproviantirung der Colonien erlitt eine Aenderung; man fühlte, daß die Kaufleute der Häfen eine unbesonnene Verpflichtung übernommen, und das Dasein der Colonie, so wie der Truppen und Schiffe in den Antillen gefährdet hatten. Man sah endlich ein, daß es keinen andern Ausweg gab, als den Gebrauch neutraler Schiffe. Von diesem Augenblick an fühlten die Colonien, ungeachtet des Kriegs, die Wohlthaten des Friedens. Die Verwaltung war im Stande, die französischen Flotten und Armeen, imgleichen die spanischen zu verproviantiren; denn Spanien war durch den Vertrag von Aranjuez der Bundesgenosse Frankreichs und der vereinigten Staaten geworden.

Der Preis aller Nahrungsmittel oder sonst unentbehrlichen Dinge sank von Neuem; der Staatsschatz fühlte eine Erleichterung, und die Generale, welche sich bis dahin auf die Vertheidigung hatten beschränken müssen, konnten nun zum Angriffe der Engländer schreiten.

Es wurde 1783 Friede, nun erfolgten die genausten Befehle, forthin den Fremden die Colonien zu verschließen, die ganze Strenge der Ver-

botsgesetze kehrte zurück. Nur die Anglo-Amerikaner behielten freien Eingang, nicht in alle Häfen Domingo's, sondern bloß in den Hafen des Molo, unter der Einschränkung des Befehls vom 29. Julius 1767.

Die Regierung der Colonie vollstreckte diese Verordnungen mit einem Nachdruck, der ihr von Seiten der französischen Kaufleute viel Lob erwarb. Die Ausnahme zu Gunsten der Anglo-Amerikaner war übrigens in ihren Wirkungen fast null und nichtig. Die Capitäne dieses Volkes erinnerten sich an den Druck des Monopols, dessen Opfer sie vor dem Kriege geworden waren; sie erschienen daher in den Häfen von Jamaica, wo ungeachtet aller englischen Verbotsgesetze der Gouverneur sie zuließ, kraft der Aufträge, die man ihnen beim Eingange des Hafens von Kingstown übermachte.

Die Wirkung dieser neuen Verbotsgesetze folgte ihrer Vollziehung auf dem Fuße nach. In wenigen Wochen erreichten die Lebensmittel, die man nur durch Einfuhr beziehen konnte, das Fünffache ihres Werths in Frankreich oder im Auslande. Der Schleichhandel, die nothwendige Folge so verkehrter Maßregeln, erhielt mehr Leben als je, nicht auf dem Cap, wo er unmöglich war, sondern in den kleinen Häfen der Küste von Margot bis zum Molo von St. Nicolas. Unter solchen Umständen erschien der Beschluß vom 30. August 1781, der bei der anerkannten Unzulänglichkeit der auf dem Molo von St. Nicolas errichteten Niederlage dieselbe aufhob, und die drei Häfen

von Cap français, Port-au-Prince und St. Louis eröffnete, in welche die Einfuhr aller Holzgattungen, alles lebendigen Viehs und außerdem des gesalzenen Rindfleisches freigegeben wurde. Es war die höchste Zeit zur Anwendung dieser Maßregel, denn die Vorzeichen einer bevorstehenden Hungersnoth hatten sich schon in den ersten schönen Tagen des Friedens spüren lassen.

Die Nachwehen der frühern Unfälle waren nicht ausgeblieben; die Zahl der geflüchteten Sclaven hatte zugenommen, und mit ihrer Menge war auch ihre Kühnheit gestiegen. Gegen Ende des Jahres 1784 zogen sich ungefähr hundert derselben in die Gebirge von Doko, wo alle Eingeborne, wie man versichern will, sich mit ihnen vereinigten. Man ließ Truppen gegen diese Feinde aufbrechen, die man Empörer schalt. Die ersten Kämpfe bewiesen, daß ihre Ausrottung theuer zu stehen kommen würde; auch auf vielen andern Punkten hatten sich zahlreiche, selbstbefreite Sclavenhaufen zusammengerottet, und man fürchtete die Folgen, welche das in den Gegenden von Doko gegebene Beispiel gab. Nachdem über 6 Monate in Unterhandlungen verflossen waren, welche oft von Scharmützeln unterbrochen wurden, die fast immer zum Vortheil der Schwarzen endigten, schloß endlich der Gouverneur Bellecombe einen Vertrag mit ihnen, und erkannte ihre Unabhängigkeit an, wie 260 Jahre früher Barrio-Nuevo die Freiheit des Caziken Henri und der Indianer von Boya anerkannt hatte.

Diese Begebenheit, die damals wenig zur Sprache kam, und welche die öffentlichen Blätter wie

eine Kleinigkeit nur flüchtig berührten, bezeichnet ungefähr das Ende der französischen Herrschaft auf St. Domingo; denn seitdem findet sich bis 1789, wo die Gestaltung neuer außerordentlicher Verhältnisse auch ein neues lebhaftes Interesse darbietet, nichts, was der Aufzeichnung werth wäre.

Das Schicksal der spanischen Besitzungen ist bisher in der Erzählung zurückgetreten, da es keine neue und bedeutende Wendepunkte darbietet. Die erste Demarkationslinie zwischen den französischen und spanischen Besitzungen war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gezogen worden. Die wiederholten und blutigen Streitigkeiten der Grenznachbarn nöthigten zu einer neuen Bestimmung der Gränzen. Es kam schon 1730 zur Ausführung, erhielt aber erst 1767 durch einen förmlichen Vertrag gesetzliche Kraft.

Die letzten Minen des spanischen Antheils waren 1724 verschüttet worden, ohne daß der Abgang derselben die trägen Colonisten zu edlern Erwerbszweigen hinleiten konnte und zu Quellen des Reichthums, die niemals versiegen. Fast ganz umsonst erklärte Karl III., König von Spanien, 1765 die Freiheit des Handels für die Inseln im Winde, und eben so fruchtlos blieb, zufolge des Gränzvertrags von 1776, dieselbe Freiheit für die beiden Länderabtheilungen St. Domingo's. Die französischen Kaufleute fanden nur einen schwachen Vortheil dabei, da ihre Nachbarn nichts anderes hatten als einiges Vieh, und das aus Spanien zum Unterhalt der Verwaltung und der Truppen herübergesandte Geld.

Der größte Theil der geistlichen Pfründen der Colonie war in den Händen des weltlichen Clerus. Es war ein erzbischöflicher Sitz in der Stadt St. Domingo, er stand, wie die übrigen spanischen Besitzungen, unter der Aufsicht einer vom römischen Stuhle unabhängigen Regierung.

Die Einwohner theilten sich in verschiedene Klassen; die erste bestand aus reinen Spaniern, die Chapetones hießen; zu ihr gehörten größtentheils nur die Theilnehmer an der Verwaltung, und die aus Europa gekommenen Truppen; sie genossen die größten Vorrechte und Auszeichnungen, die sie in stolzem Uebermuth zur Schau trugen.

Die zweite Klasse umfaßte die Creolen oder die Abkömmlinge solcher Europäer, die sich in Amerika niedergelassen hatten. Sie stammten zum Theil von den vornehmsten Familien ab, waren auch in der Regel reich oder doch wohlhabend; allein die Regierung that nur im Ganzen wenig für sie; durch diese Gleichgültigkeit von oben herab, so wie durch den Einfluß des auflösenden Klima waren sie in kraftlose Unthätigkeit versunken. Zwischen den Chapetones und Creolen herrschte fast durchgängig die feindseligste Spannung.

Die dritte Klasse bildeten die Kinder, welche Spanier mit Indianerinnen oder Negerinnen erzeugt hatten; jene hießen Mestizen, diese Mulatten. Sie waren sehr zahlreich. Die Regierung hatte ursprünglich die Vermischung der Spanier mit den Eingebornen und selbst mit den verpflanzten Afrikanern aus politischen Absichten begünstigt, und zu dem Ende dem Umgange der beiden Ge-

schlechter viele Freiheiten verstattet. Es gab unter dieser Klasse die mannigfaltigsten Farbenabstufungen von dem dunkelsten afrikanischen Schwarz und dem Kupferroth oder Braun der Amerikaner bis zur weißen europäischen Körperfarbe. Die beiden ersten Geschlechter unterschieden sich in der Farbe noch nicht auffallend von ihren Müttern, das dritte lichtete sich schon mehr, das fünfte näherte sich den Europäern so stark, daß kaum noch ein Unterschied zu bemerken war; es erhielt deshalb auch gleiche Vorrechte wie jene, denn leider richtete sich die Gesetzgebung nach dem verschiedenen Aussehen der Haut. Diesen starken, abgehärteten und wohlbegabten Menschenschlag brauchten die arbeitscheuen, stolzen Spanier im Genusse ihres dunkeln Pflanzenlebens zu den häuslichen und gesellschaftlichen Verrichtungen, so wie zu den Geschäften, die eine gewisse Ausbildung erfordern. Die Kinder, die ein Europäer mit einer Mulattin oder Mestizin erzeugte, hießen bei den Spaniern Terzerons, die mit einer Terzeronin Quarterons, die mit einer Quarteronin Quinterons; die letztern wurden, wie schon gesagt, den Europäern völlig gleich gestellt. Je nachdem ein Geschlecht stärkere Abzeichen der europäischen Abkunft an sich trug, desto weiter rückte es auch auf der Linie der bürgerlichen Auszeichnung vor.

Die aus Afrika eingeführten Schwarzen oder Neger, so wie diejenigen, welche in den Kolonien geboren wurden, machten die vierte und fünfte Klasse aus. Die Neger dienten auf St. Domingo häufig zum Luxus, sie trugen in diesem Falle eine prächtige Kleidung, und bethört von dem Glanze

ihres Elends, nahmen sie sich auch wohl den dünkelhaften übermüthigen Sinn ihrer Herrn zum Vorbilde.

Die Regierung der Städte war Gemeinderäthen anvertraut, deren Amtswirksamkeit sich in den meisten Fällen auf die Feststellung geringfügiger Handelsabschlüsse beschränkte. Die Stadt St. Domingo hatte einen Gerichtshof von sechs und einen andern von elf Mitgliedern zur Verwaltung der Rechtspflege in den sämmtlichen Colonien Amerika's. Die Entscheidungen dieser beiden Gerichtshöfe waren der Appellation an den Rath von Indien unterworfen, ausgenommen in rein bürgerlichen Angelegenheiten, und wenn der Gegenstand des Streits nicht die Summe von 37,000 Franken überstieg. Der Vicekönig von Neuspanien war das Oberhaupt der Regierung.

In dem französischen Antheile war die geistliche Leitung während des achtzehnten Jahrhunderts an verschiedene religiöse Körperschaften übergegangen. Man hatte durch wohlüberlegte Anordnungen den Mißbräuchen vorbeugen wollen, die von den verschiedenen Streitigkeiten der Orden unter sich und aus der Widersetzlichkeit von Personen entspringen konnten, die keine andere Gewalt anerkannten, als die Macht ihrer Ordensobern, und diese griff noch dazu schwach ein, wenn sie aus der Ferne wirkte. Auch stand zu fürchten, daß die Lockung eines leicht zu gewinnenden Vermögens auf einem Boden, der jedem Reichthümer versprach, der ihn betrat, diesen Aposteln des göttli-

chen Wortes das Ziel ihrer Sendung aus den Augen rücken möchte.

Man muß wissen, wie diese Mönche das Gelübde der Armuth beobachteten. Die Verpflegungshäuser oder Klöster, ursprünglich für die Unterhaltung der Missionen gegründet, waren in kurzer Zeit sehr bedeutende, eigenthümlich zugehörige Besitzungen geworden, so daß die Regierung 1703 die Zahl derselben und zugleich ihre Ausdehnung auf eine Strecke Landes beschränkte, die hinreichte, hundert Neger zu beschäftigen. Diese Beschränkung ist in den Patenten vom October 1704 für die Niederlassung der Jesuiten in dem nördlichen Theile St. Domingo's festgesetzt; die priesterliche Habsucht war Ursache, daß sie 1721 und 1743 erneuert werden mußte, und zwar unter dem ausdrücklichen Verbot, ohne Erlaubniß des Königs Besitzungen zu erwerben, widrigenfalls sie zur Strafe dem Staatseigenthum anheim fallen sollten.

Was die bloß auf sich selbst beruhenden Missionäre betrifft, so sah man wenige ohne ein mehr oder minder beträchtliches Eigenthum zurückkehren; sie wendeten es an, sich von der Regel in den Ordenshäusern entbinden zu lassen, oder was noch schlimmer war, zu ärgerlichen Secularisationen.

Dieses Eigenthum war die Frucht des von den Ordensmännern getriebenen Handels; der Geist des Besitzthums ergriff dieselben unwiderstehlich; troß des Gelübdes der Armuth, häuften sie Vermögen über Vermögen in baarem Gelde zusammen. Sie kauften unter entlehnten Namen Ländereien, und zogen sich auf dieselben zurück, unabhängig von je-

dem Obern und allen Amtsverrichtungen. Das Gelübde des Gehorsams wurde von ihnen nicht besser gehalten, als das der Armuth. Die Entfernung von ihren Obern erleichterte ihnen die Widersetzlichkeit, und kaum fügten sie sich der bürgerlichen Gewalt, wenn es dem Dienst in den ihnen anvertrauten Kirchspielen galt; in allen übrigen Dingen erkannten diese heiligen Männer weder einen weltlichen, noch geistlichen Herrn an. Diese Mißbräuche dauerten fort bis zum Ausbruche der französischen Revolution.

Die bürgerliche Verwaltung der Colonien war schon viel früher durch ein königliches Edict geregelt worden, es hatte einen obersten Gerichtshof und vier untergeordnete Behörden eingesetzt.

Die Geschäfte des Gouverneurs und des Justizintendanten, die in der Ausübung oft zusammenfielen, hatten dabei auch noch besondere angewiesene Kreise. Beide Männer wurden vom Könige ernannt auf den Vorschlag des Marineministers; ihre Regierung dauerte drei Jahre. Sie beschäftigten sich gemeinschaftlich mit der Gesetzgebung, der Besetzung lediger Stellen in der bürgerlichen und gerichtlichen Verwaltung und mit dem Verleihen der Krongüter. Die Colonisten konnten von keiner Seite gegen die Mißbräuche der Gewalt einkommen, die jenen beiden übertragen worden war. Glücklicherweise verschaffte ihnen oft die Uneinigkeit der Regierenden einige Augenblicke der Ruhe. Der Gouverneur vereinigte übrigens in seiner Person mehr Gewalt als der Justizintendant; er hatte das Recht, jeden nach Gutdünken verhaften zu las-

sen, ohne Rechenschaft von den Beweggründen seines Entschlusses ablegen zu dürfen. Die Land- und Seemacht gehorchte nur ihm allein, die von andern Behörden ausgegangenen Befehle hatten nur Kraft vermöge seiner Genehmigung; auch konnte er dem Gange der Gerechtigkeit Einhalt thun.

Der Intendant besorgte die Verwaltung der Finanzen und Einkünfte; die Geschäfte der Einsammler und Einnehmer der Gebühren und Taxen waren seiner Controle unterworfen; ihm stand auch allein die Handhabung und Verwendung der öffentlichen Gelder zu.

Die Auflagen und die Taxen wurden durch einen Rath bestimmt, der aus dem Generalgouverneur, dem Intendanten, den Präsidenten der Provinzialgerichtshöfe, dem Marinekommissär und einigen Befehlshabern der bewaffneten Macht zusammengesetzt war. Dieser Verein führte den Namen einer Colonialversammlung, wiewohl kein Colonist bei den Berathschlagungen zugezogen wurde.

Um die Verwaltung der Rechtspflege, die Vertheilung der Auflagen und die Erhebung der Einkünfte zu erleichtern, war die französische Colonie in drei Departements getheilt, in das nördliche, westliche und südliche. Jedem dieser Departements war noch ein besonderer Gouverneur zugeordnet, nebst Gerichtssitzen, die von den beiden obersten Justizbehörden abhingen, und wovon der eine für die nördliche Provinz auf dem Cap war, der andere für die westliche und südliche Provinz in Port-au-Prince. Die obersten Gerichtshöfe befaßten den Gouverneur, den Intendanten, die zugeordne-

ten Gouverneure, die Königslieutenante, zwölf Räthe, einen Auditeur, einen Generalprocurator und einen Schreiber in sich. Die Richter derselben waren nicht unabhängiger von dem Gouverneur, als die übrigen Glieder der Colonialverwaltung. Unter der Regierung des Fürsten Rohan wurden sechs Räthe, die es gewagt hatten, diesem Oberhaupte der Colonie zu mißfallen, aus ihren Bezirken gerissen, und nach Paris in die Bastille gebracht, wo sie nicht einmal die Gunst einer gerichtlichen Untersuchung erhielten.

Man sieht aus dieser Darstellung, so kurz sie auch ist, daß die verschiedenen Gewalten von keiner Seite fest und unabhängig begränzt, sondern der Willkühr des Gouverneurs überlassen waren. Man erreichte dadurch eine mechanische Einheit, aber sie war nichts anders als die Einheit des Despotismus, der durch die Entfernung vom Mutterlande, die Nothwendigkeit der Strenge, die buntscheckige Zusammensetzung der Regierungszweige, die stumpfe Gleichgültigkeit des französischen Ministeriums einen um so gefährlichern und größern Spielraum hatte.

Die nach der Colonie gesandte Truppenzahl betrug gewöhnlich zwei bis dreitausend Mann; jedes der 52 aus den drei Provinzen gebildeten Kirchspiele hatte eine Miliz, die aus einer oder mehrern Compagnien Weißer, einer Compagnie Mulatten und einer Compagnie freier Neger bestand. Der Gouverneur verfügte über die Offiziere der regelmäßigen Truppen und der Miliz provisorisch, seine Bestimmungen und Aufträge waren der königlichen

Genehmigung unterworfen. Die Milizen erhielten keinen Sold.

Die Bevölkerung der französischen Niederlassungen auf St. Domingo zerfiel, wie in dem spanischen Antheile in verschiedene Klassen, in Europäer, Creolen, Farbige, — worunter man die aus der Verbindung von Weißen und Schwarzen gebornen Mulatten begriff — in freie Neger, endlich in Schwarze und Mulatten unter dem Joche der Sklaverei.

Mit den lächerlichsten Vorurtheilen über den Vorrang ihrer Gattung und mit dem unsinnigsten davon unzertrennlichen Stolze, verbanden die weißen Creolen liebenswürdige Eigenschaften, und man konnte ihnen einen durchdringenden Geist keineswegs absprechen. Man unterschied zwei Klassen angesiedelter Europäer. Die Regierungsbeamten und die zur Armee gehörigen Personen waren von der übrigen Bevölkerung, welche sie unterdrückten, wie abgeschnitten. Die andern europäischen Abkömmlinge mischten sich nicht ungern unter die übrigen Colonisten; wogegen die Creolen, uneingedenk des Ursprungs ihrer Väter, diesen neuen Gästen wenig Achtung erwiesen. Die ganze Masse der weißen Bevölkerung unterschied sich eben so stark durch ihre Beschäftigungen, als durch ihre Abkunft. Die Pflanzer oder Colonisten wohnten auf dem Lande, wenn nicht Bevollmächtigte ihre Stelle einnahmen, während sie selbst in Frankreich die Einkünfte ihrer überseeischen Besitzungen verzehrten. Die Großhändler bewohnten die Städte, in diesen lebten auch die kleinen Weißen (petits blancs),

d. h. alle diejenigen, die in der Colonie die mechanischen Künste und den Detailhandel trieben. Einige Farbige waren Eigenthümer reicher Besitzungen; aber ihr Vermögen und die häusliche Tugend, durch welche sie es erworben hatten, konnten ihren Personen nicht jene Achtung erwerben, die einzig und allein an der Farbe des Gesichts haftete. Ihr Wohlstand erregte nur Haß und Neid, besonders bei den kleinen Weißen. Obgleich das Gesetz sie freisprach von der Unterwürfigkeit gegen einzelne Personen, so wurden die freien Farbigen dennoch in allen französischen Besitzungen wie ein öffentliches Eigenthum angesehen, und unter diesem Verhältniß waren sie allen Launen der Weißen ausgesetzt. Sie standen unter einer andern Gesetzgebung, als die Europäer. Wenn sie das männliche Alter erreicht hatten, so mußten sie drei Jahre als Landreiter dienen; man brauchte sie als solche gegen die geflüchteten Sklaven; dieser Dienst wurde später abbestellt, als die Klugheit der Regierung einsah, daß eine häufige Berührung zwischen den aufrührerischen Sklaven und den freien Schwarzen, die man zu unterdrücken suchte, für das Bestehen der Colonie gefährlich werden konnte. Die Farbigen waren außerdem einen großen Theil des Jahres zur Herstellung der Straßen der Frohn unterworfen, und in den Milizcompagnien, denen sie nach Verlauf ihres regelmäßigen Dienstes einverleibt wurden, ließen die Offiziere alle möglichen Plackereien gegen sie aus, theils zum Vortheil der Weißen, theils in der Absicht, ihnen wehe zu thun. Sie mußten sich auf ihre eignen Kosten ausrüsten

und dabei größere Abgaben erlegen, als die Weißen, mit welchen sie fast in gar keine Berührung kamen. Sie konnten keinen Posten im Seewesen oder in der Armee erhalten; bürgerliche Stellen waren ihnen ebenfalls versagt; auch durften sie keine von den bürgerlichen Beschäftigungen treiben, die eine sorgfältigere Erziehung voraussetzen, z. B. weder Advokaten, Aerzte, Priester, noch Apotheker oder Lehrer werden. Einem Farbigen, der einen Weißen schlug, wurde die Hand abgehauen, im umgekehrten Falle büßte der Weiße bloß mit einer Geldstrafe. Diese Härte, mit welcher die Farbe der Haut verfolgt wurde, dauerte so lange, bis die Vermischung mit dem Blute der Weißen fünf Geschlechter hindurch den vermeinten Schandfleck des schwarzen Abzeichens getilgt hatte.

Im Jahre 1789 bestand die Bevölkerung des französischen Antheils nach einer unverdächtigen Angabe aus 30,826 Weißen, 27,548 freien Farbigen und 465,429 Sklaven, die 1767 auf 290,000 herabgesunken waren. Es herrschte eine große Auflösung der Sitten in diesen Gegenden, welche häufig nur zu einem Zwischenaufenthalte dienten; dazu kam die Hitze des Klima's, unter dem die weißen Frauenzimmer, fast schon in der Kindheit heirathsfähig, eben so schnell nach ihrer Mannbarkeit alterten, und daher die Neigung nur sehr flüchtig fesseln konnten, während die Flamme des africanischen Blutes, und vielleicht noch mehr das Elend ihres Zustandes die Sklavinnen und Mulattinnen den Europäern in die Arme warf. Eine wohlverbürgte Angabe zeigt, daß auf 7000 freie farbige

Weiber 5000 Unverheirathete kamen, die in außerehelichem Umgange mit den Weißen lebten, und wovon nur die geringere Hälfte sich öffentlich preisgab. Die freie Bevölkerung der Insel stieg damals auf 41,300 Einwohner, wovon bloß 8000 Besitzer von Pflanzungen waren, und von diesen wohnten nur etwa 3000 auf ihrem Grund und Boden und in der Colonie. Man schätzte die Zahl der Wirthe auf 2500, und die im Dienste der Rechtspflege beschäftigten und bezahlten Personen auf 6000. Das war allerdings viel, wenn man damit die in den Gerichtssprengeln vorhandene Menschenmenge vergleicht; es war weit mehr, als der Geschäftsgang erforderte. Allerdings waren die Processe häufig; sie würden es aber nicht in dem Maaße gewesen sein bei einer geringern Zahl von Dienern des Rechts, wenn diese im Allgemeinen nicht eine so große Habsucht und eine so geringe Erfahrung gezeigt hätten. Die Processe und Urtheilsabfassungen kosteten der Colonie alle Jahre etwas mehr als 5,000,000 Franken.

Die Bvölkerung in dem spanischen Antheile betrug 1785 nach einer zuverlässigen Berechnung 152,640 Einwohner, darunter waren ungefähr 30,000 Sklaven. Sie nahm seit dieser Zeit auffallend ab, denn als die spanischen Besitzungen 1795 an Frankreich abgetreten wurden, zählte man daselbst nicht mehr als 125,000 Einwohner und unter denselben nur 15,000 Sklaven.

In dem einen wie in dem andern Theile der Insel hing der Zustand der Sklaven durchgängig von den Launen ihrer Herren ab. Die spanischen

Colonisten, bei denen die Vorurtheile der Geburt vielleicht noch tiefer wurzelten, als bei den französischen, behandelten ihre Schwarzen dennoch menschlicher, weil sie von ihrer Arbeit einen kleinern Gewinn zu hoffen hatten. Man nimmt an, daß in den Zeiten vor 1789 der Negerhandel, der durch französische Käufer oder doch fremde Einschwärzer getrieben wurde, jährlich allein den französischen Niederlassungen 30,000 Africaner zuführte, und daß innerhalb derselben seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 900,000 dieser Schlachtopfer abgesetzt worden sind. Indessen war nach den genauesten Berechnungen 1789 nicht viel mehr als die Hälfte davon übrig, und doch sollte man meinen, daß die Bevölkerung unter einem Himmel, der nur wenig von dem africanischen verschieden war, sich hätte vermehren müssen. Dieser Beweisgrund, der sich in seinem einfachen Ausdrucke durch Ziffern darstellen läßt, ist die schlagendste Antwort gegen diejenigen Vertheidiger der Sklaverei, welche behauptet haben, daß der Zustand der Schwarzen in den amerikanischen Inseln ihren Verhältnissen in der Heimath vorzuziehen sei. Wahr ist es, daß die Sklaverei der Zeit nach tiefer auf den Küsten von Guinea hinabreicht, als die Einfuhr der Neger nach Amerika; aber es leidet keinen Zweifel, daß der europäische Negerhandel die Beute einer so wilden Barbarei vermehrt hat, und eben so ausgemacht ist der hartnäckige Widerstand der Unglücklichen, wenn sie ihrem Vaterlande entrissen werden sollten, und der anhaltende Schmerz, womit sie den Verlust desselben betrauerten.

Die Gesetze, welche die Sklaverei in Afrika zu einem Rechte erhoben, verboten dem Herrn, einen in der Sklaverei Gebornen zu verkaufen; er konnte bloß über die Leibeigenen verfügen, die er selbst erworben hatte, entweder im Kriege — jeder nicht ausgewechselte Gefangene war der Sklaverei verfallen — oder als Schadenersatz für ein ihm zugefügtes Unrecht, oder endlich als Zeichen der Dankbarkeit. Dieses Gesetz, das scheinbar zu Gunsten des in der Sklaverei Gebornen abgefaßt war, wurde unzulänglich, als der europäische Handel den Preis der Köpfe an den Küsten von Guinea gesteigert hatte; auch ließ es sich jeden Tag umgehen durch verabredete Streitigkeiten unter den Eigenthümern, die sich wechselsweise einer gegen den andern statt der fälligen Geldstrafe, die in der Sklaverei Gebornen zuerkennen ließen, über die sie nach dem Buchstaben des Gesetzes freie Hand hatten.

Die Fürsten, weit davon entfernt, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, überließen sich denselben um so zügelloser, je mehr sie Gewalt hatten. Nicht damit zufrieden, die Kriege zu vermehren, um sich Sklaven zu verschaffen, hatten sie auch noch den Gebrauch eingeführt, nicht nur diejenigen mit der Sklaverei zu bestrafen, die einen Angriff auf fremdes Leben oder Eigenthum unternommen hatten; sondern überhaupt jeden, der nicht im Stande war, seine Schulden zu bezahlen, bis auf die Ehemänner herab, die des ehelichen Treubruchs schuldig waren. Die Sklaverei war im Laufe der Zeit eine Strafe geworden, welche schon die leichtesten Fehler nach sich zogen; früher hatte man sie bloß

für die schwersten Verbrechen aufbewahrt. Man wendete fortwährend die härtesten Gesetze, selbst auf gleichgiltige Dinge an, um den Gewinn aus den Strafen mit der Zahl der Uebertretungen zu häufen. Man ging noch weiter, man suchte endlich gar keinen Vorwand mehr. In beträchtlicher Entfernung von der Küste hielten sich Laurer auf, welche rings um die Dörfer alles fortschleppen ließen, was sich von Menschen vorfand, und zu dem fluchwürdigen Handel nur auf irgend eine Weise taugte. Man steckte Kinder in Säcke, und legte Männern und Weibern einen Maulknebel an, ihr Geschrei zu unterdrücken. Wurden die Räuber von einer überlegenen Macht festgehalten, so führte man sie vor den Fürsten, aber dieser läugnete jedesmal den Auftrag ab, welchen er zu dieser Treibjagd gegeben hatte, und unter dem Vorwande, die Gerechtigkeit zu vertreten, verkaufte er seine eignen Unterhändler an die Schiffe, mit welchen diese über den bevorstehenden Fang eins geworden waren.

Ungeachtet dieser scheußlichen und vielfachen Ränke waren die Küstenbewohner oft nicht im Stande, den Kaufleuten die verlangten Ladungen zu liefern. Da die Waare sich nicht eben so schnell erneuerte, als die Einnahme dafür verzehrt war; so verrückte sich die Handelsbilanz zwischen Käufer und Verkäufer. Der Preis der bejammernswürdigen Erzeugnisse stieg, und gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wo der afrikanische Kaufmann an amerikanischen Lebensmitteln noch einmal so viel für einen Sklaven erhielt, als ursprünglich, betrug der Preis eines solchen für den

Colonisten das Vierfache gegen sonst, da dieser aus jenen Lebensmitteln in Europa doppelt so viel zog, als ehedem. Natürlich wurden die Sklaven um so theurer, je tiefer sie aus dem Innern des Landes hervorgeholt wurden. Der Lohn der Zwischenhändler, die Kosten der Reise, die Gebühren, die an die Fürsten zu entrichten waren, durch deren Gebiet der Zug den Weg nahm, verschlangen den größten Theil des Verkaufspreises.

Die Menschenhändler vereinigten sich unter einander und bildeten carawanenähnliche Haufen, indem sie zwei bis dreihundert Meilen mehrere Reihen von 30—40 Sklaven führten, die sämmtlich mit Wasser und mit Getreide beladen waren, aus Sorge für den nothwendigen Lebensunterhalt auf dem bevorstehenden Marsche durch dürre Wüsten. Die Art und Weise, wie man sich dieser Gefangenen versicherte, ohne sie am Gehen zu hindern, ist sinnreich genug, um Erwähnung zu verdienen. Man legte nämlich jedem Sklaven eine hölzerne Gabel von 8 bis 9 Fuß Länge um den Hals. Ein eiserner angenieteter Haken schloß von hinten die Gabel, so daß der Kopf nicht hindurch konnte. Der Stiel der Gabel, welcher aus hartem und schwerem Holze bestand, fiel vorn herunter und hemmte den Träger dergestalt, daß derselbe, wiewohl er Arme und Füße frei hatte, mit seiner Last nicht fortkommen, ja sie nicht einmal aufheben konnte. Um den Trupp in Marsch zu setzen, stellte man die Sklaven hinter einander auf; man heftete das Ende jeder Gabel auf die Schulter des Vorangehenden, und so machte man es mit jedem

bis auf den ersten, den ein Führer wie an einem Leitseile in Bewegung setzte.

Um ruhig schlafen zu können, band der Führer die Arme jedes Sklaven an den Stiel der Gabel, welche derselbe trug; in diesem Zustande konnte er weder entfliehen, noch irgend etwas für seine Freiheit versuchen. Solche Vorsichtsmaßregeln waren nothwendig, weil der Sklave, wenn es ihm gelang, sich loszumachen, gesetzlich in den Stand der Freiheit trat, und der Käufer von diesem Augenblicke an alle Rechte auf ihn verlor.

Hatten die Sklaven das Meer erreicht, so warf man sie, mit Ketten belastet, auf die Schiffsböden. Dieselben Menschen, die sich vorher unbegränzt in Wüsten bewegt hatten, fanden nicht so viel Raum, als ein Sarg einnimmt. Erhob sich ein Sturm, so verschloß man, um die Schiffe zu sichern, die Oeffnungen, durch welche ein wenig Luft und Licht in die schwimmenden Kerker drang; oft erstickten die Unglücklichen unter Schwindel, Angst und Todeskämpfen. Um ihren fressenden Schmerz zu lindern, zwang man sie zum Tanze, man verhöhnte ihr Elend durch Musik. Die Unschuld und Keuschheit der Frauenzimmer wurde dem rohesten Laster preisgegeben. Litten sie an unheilbaren Uebeln, so warf man sie, eine verdorbene Waare, lebendig ins Meer. Bei Schiffbrüchen kümmerte sich Niemand um ihr Schicksal. Funfzehntausend Leichname, die ungefähr jedes Jahr in den Schoos des Meeres ausgesäet wurden, bezeichneten den Trauerzug des Negerhandels.

St. Domingo öffnete jährlich seine Märkte ge-

gen 20,000 Sklaven. Ein Schandzeichen erwartete sie gleichsam als Gruß auf der Schwelle der Sklaverei. Man drückte auf die Brust des Sklaven mit einem glühenden Eisen den ersten Buchstaben von dem Namen seines Herrn und seiner Wohnung, nicht nur, um ihn im Falle der Flucht wieder zu erkennen, sondern auch zur steten Erinnerung, daß sein Herz nur für die Sklaverei schlagen dürfe. Selbst der Busen der Frauenzimmer unterlag dieser Brandmarkung. Alles war neu für sie, der Himmel, die Sprache, die Lebensart, das Gesicht und die Sitten ihrer Herrn. Bei ihrer Ankunft in dem Aufenthalte, wo sie künftig leiden und sterben sollten, nahmen sie Platz unter ihren Unglücksgefährten, die nur von ihrem Elende redeten, und ihnen die zurückgebliebenen Spuren der körperlichen Strafen zeigten. Wenige unter ihnen wurden alt, es ging eine solche Umwälzung in ihrem Herzen vor, daß sie oft schnell vor Kummer starben und die Weiber in den ersten beiden Jahren unfruchtbar blieben.

Die Afrikanerinnen fanden übrigens in der Leidenschaft, welche sie ihren Herren einzuflößen wußten, ein Mittel, das Loos ihrer Sklaverei zu mildern. Sie wandten sich zu den Künsten der Wollust; sie waren von Natur nicht ohne anziehende und rührende Anmuth. Sie brauchten Liebkosungen, Eigensinn, Weigerungen, Blicke und die Gewalt der Thränen, ohne Putz, Tanz und duftende Bäder zu versäumen. So bedeckten sie scheinbar ihre Ketten mit einigen Blumen, schimpfliche Werkzeuge der männlichen Sinnlichkeit, die von ihnen

meistens bald zu andern Gegenständen der Lust irrte, ohne daß ihre Schmach durch das Band der Ehe hinweggenommen oder wenigstens vermindert wurde. Oft legten ihnen stolze und eifersüchtige Gattinnen die herabwürdigendsten Strafen auf. Die Liebe, welche sonst Alles überwindet, vermochte dennoch nicht, das Joch der Sklaverei zu lösen. Selbstmord, Vergiftungen, Meutereien, Brandstiftungen, kurz, alle Ausschweifungen, Laster und Verbrechen, welche die Sklaverei gebiehrt, nahmen immermehr überhand.

Im Jahre 1778 lieferte Afrika 104,100 Schwarze. Die Engländer hatten für ihre Inseln 53,100 weggeführt, ihre Colonisten auf dem nördlichen Festlande von Amerika 6,300, die Franzosen 23,500, die Holländer 11,300, die Portugiesen 8,700, die Dänen 1,200. Nicht alle diese Unglücklichen gelangten an den Ort ihrer Bestimmung; gewöhnlich kam der achte Theil bei der Ueberfahrt um; in den letzten Jahren, wo der Negerhandel gesetzliches Ansehen erhielt, schätzte man die Zahl der jährlich eingebrachten Schwarzen auf 60,000. Nimmt man an, daß jeder Kopf an Ort und Stelle 300 Franken kostet, so steigt die jährliche Summe, welche die afrikanischen Küsten aus diesem schändlichen Absatz zogen, auf 18 Millionen.

Ludwig XIV. bestimmte 1685 den Zustand der Sklaven auf den französischen amerikanischen Inseln durch eine Verordnung, die unter dem Namen des schwarzen Gesetzbuches (code noir) berühmt geworden ist. Es enthält 60 Artikel, und konnte von mehreren Seiten für eine Wohlthat gelten,

wenn es gleich in mancher Hinsicht noch starke Spuren der Barbarei und Unduldsamkeit an sich trägt. Dahin gehört das ausschließende Verbot jedes anderen christlichen Religionsbekenntnisses, als des katholischen; jedermann, welcher sich diesem Gewissenszwange nicht fügen wollte, galt für einen Empörer und wurde als solcher bestraft. So waren auch alle Verträge nicht katholischer Unterthanen für null und nichtig erklärt. Dem Sklaven, der entfloh, und vierzig Tage nach der gerichtlichen Anzeige seiner Entweichung wieder aufgegriffen wurde, sollten die Ohren abgeschnitten werden; außerdem stand ihm noch die Schmach der Brandmarkung auf der einen Schulter bevor; wurde er bei dem zweiten Versuch der Flucht ertappt, so mußte er nach Verlauf der angegebenen gerichtlichen Frist mit durchschnittener Kniekehle und mit der Brandmarkung auf der andern Schulter büßen; auf der dritten Flucht stand die Todesstrafe. Auch hatten die Herren die gesetzliche Freiheit, die Sklaven durch angelegte Ketten, imgleichen durch Hiebe mit Ruthen oder Stricken züchtigen zu lassen, wenn sie glaubten, das begangene Vergehen verdiene eine solche Strafe. Die Mißhandlungen, welche sich die Herren erlaubten, blieben dagegen so gut als ohne Ahndung, so lange sie sich nicht an dem Leben der Sklaven vergriffen. Die letzteren waren auch in sofern jeder Willkühr preisgegeben, da sie nicht in Person den Schutz der Gesetze anrufen durften. Einzelne Verfügungen über Nahrung, Kleidung und Beschäftigung der Sklaven lauteten dem Buchstaben nach zwar gelinder, wurden aber von den

Herren nach ihrem vollen Gehalt selten erfüllt. Den Gerichtsbeamten war es verboten, in den peinlichen Prozessen gegen Sklaven Taxen zu erheben; eine eben so weise als nothwendige Maßregel.

So stand es um St. Domingo eine Reihe von Jahren hindurch, ohne daß eine wesentliche Veränderung oder Verbesserung eingetreten wäre; erst mit dem neuen Umschwung, den das Mutterland Frankreich nahm, bereitete sich auch auf der Kolonie eine andere Ordnung der Dinge vor, begleitet von allen den furchtbaren Wehen, die an jeder politischen Wiedergeburt mehr oder weniger haften.

Vierte Periode.

Die ersten Rückwirkungen der französischen Revolution auf den gesellschaftlichen Zustand St. Domingo's. — Jacob Ogé empört sich. — Die Mitglieder der allgemeinen Versammlung kommen in Frankreich an. — Beschluß, der den Farbigen und Weißen Gleichheit der Rechte zuerkennt. — Der Bürgerkrieg fängt an zu wüthen. — Niedermetzelung der Weißen.

Eine Revolution schien in Frankreich unvermeidlich, sie war durch die zermalmende Last der immer stärker anwachsenden Uebel schlechthin nothwendig geworden, so lange es zufolge der Erfahrung und Geschichte wahr bleibt, daß die Kraft

des Widerstandes mit der Masse eines unnatürlichen Druckes fortschreitet, und sich endlich durch gewaltsamen Ausbruch einen Weg bahnt. — Die Ursachen der französischen Revolution sind nicht in einzelnen Bewegungen und Zeichen der Zeit zu suchen, wie der Parteigeist noch immer zu behaupten fortfährt, sie liegen vielmehr in allen den Hemmungen zusammen genommen, die bereits unter der eben so glänzenden als verderblichen Regierung Ludwigs XIV. das Triebwerk des Staats vielfältig und höchst gefährlich gelähmt hatten, und später durch die Unzulänglichkeit seiner Nachfolger, so wie durch die Schuld der Minister, die Zügellosigkeit der bevorrechteten Stände, insbesondere durch die Gräuel eines verworfenen Hofgesindes, endlich eine Spannung erreichten, bei welcher die tief zerrüttete Maschine, überflügelt von der raschen Entwickelung der größeren Volksmenge, als der Augenblick der gefährlichen, lange verschobenen Prüfung herankam, rettungslos auseinander gesprengt werden mußte. Die Liebe zur Freiheit, die im Lichte einer besseren Erkenntniß jetzt eine verzehrende Nahrung fand, da ihr das schmerzliche Gefühl der erlittenen Kränkungen und Unthaten fortwährend den brennendsten Stachel eindrückte, kannte keine Grenzen mehr, und der Despotismus der Unvernunft hatte so heillose Verwüstungen angerichtet, daß selbst die Vernunft bei ihrem Erwachen auf Abwege gerieth, und über den verdeckten Abgründen schwärmerisch von Paradiesen träumte. So furchtbar holt die Menschheit die ewigen Gerechtsame ein, welche das System einer verderbten Regierung ihr vorenthal=

ten will; so unabsehbar weicht sie über alle Schranken hinaus, wenn ihre edelsten und dringendsten Bedürfnisse von grausamen Uebermuthe und stumpfsinniger Verblendung unter die Füße getreten werden.

Die zusammenberufene Versammlung der Notabeln beschleunigte das Feldgeschrei der Parteien, indem sie das Volk laut an alles dasjenige mahnte, was es bisher hatte entbehren müssen. Bald standen die Forderungen der verschiedenen Gesellschaftsklassen einander schroff gegenüber; gegen die beiden obersten Stände, den Adel und die Geistlichkeit, erhob sich jetzt ein dritter, der Verein der Bürger; je leidenschaftlicher jene an der alten Ordnung der Dinge festhielten, desto ungestümer drang dieser auf alle Rechte oder Begünstigungen, die man ihm entrissen oder geschmälert hatte. So verschwand gleich anfänglich die Ruhe einer besonnenen Erörterung, und, wie bei einem gemeinen Faustkampfe, mußte früher oder später das Recht des Stärkeren eintreten mit allen den Mißbräuchen und Ausschweifungen, welche dem Siege der rohen Selbsthilfe zu folgen pflegen.

Der dritte Stand verlangte, mit guten unbestreitbaren Gründen, eine Vertheilung der Abgaben unter die drei abgesonderten Körper der Gesellschaft; seine Ansprüche waren um so gerechter, da er durch die ungeheure Verschleuderung der Staatseinkünfte, die immer neue Auflagen nothwendig machte, athemlos zu Boden gedrückt wurde. Die beiden anderen Stände hätten vielleicht in einigen Punkten nachgegeben, wären sie nicht der Meinung gewesen,

daß jedes Zugeständniß weiteren, gränzenlosen Wünschen des dritten Standes das Feld öffnen würde; sie vertheidigten daher jede Linie ihrer angefochtenen Stellung, als mache sie die Grundlage ihres gesellschaftlichen Daseins aus. Ein gewaltthätiger Bruch war jeden Augenblick zu erwarten, und drohte mit Folgen, die in ihrem irren wilden Fortgange jeder Berechnung Trotz boten.

Im Anfange des Jahres 1789 verbreiteten sich diese Nachrichten über die politische Wetterscheide Frankreichs und die bisher daselbst erfolgten Stürme auf St. Domingo; man vernahm zugleich, daß der König die Generalstaaten (états-généraux) unter der ausdrücklichen Verordnung zusammenberufen hatte, daß die Abgeordneten des dritten Standes in Absicht auf Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit gleich sein sollten. Die außerordentliche Wirkung, welche diese Neuigkeiten hervorbrachten, übersteigt jeden Begriff. Die Sklaven jubelten vor Freude; sie brauchten eben nicht viel Kraft der Ueberlegung, um einzusehen, daß jeder politische Umsturz im Mutterlande ihnen vortheilhaft sein mußte; denn da ihr Schicksal sich nicht noch tiefer verschlimmern konnte, so war nothwendig jede Veränderung für sie auch eine Verbesserung. Sie weideten sich an der Furcht, welche ihre Tyrannen anwandelte, und diese letzteren zitterten bei dem Gedanken, daß ihnen die Macht zu ferneren Uebelthaten entwunden werden sollte. In allen Theilen der Kolonie bildeten sich Versammlungen, in welchen das gemeinschaftliche Interesse erörtert wurde, und die höchsten Gegenstände der

Politik zur Sprache kamen. Diese Versammlungen, welche der Gouverneur vergeblich aufzulösen suchte, sprachen das Recht der Kolonisten öffentlich an und aus, die Generalstaaten durch Abgeordnete aus ihrer Mitte zu beschicken; man wählte zu dieser Sendung achtzehn aus, die sich sogleich einschifften und in Versailles einen Monat später anlangten, als die Abgeordneten des dritten Standes sich zur Nationalversammlung erklärt hatten. Achtzehn Stellvertreter für St. Domingo waren allerdings unverhältnißmäßig viel: es wurden daher auch nur sechs zu den öffentlichen Berathungen in der Eigenschaft von Abgeordneten zugelassen und auch diese nicht ohne Schwierigkeit, da sie sich ohne vorher ergangene Einladung oder eine sonstige ausreichende Bevollmächtigung eingefunden hatten.

Die Mulatten, welche von den Weißen keiner besonderen Achtung gewürdigt wurden, die aber dennoch das Recht hatten, große Ländereien zu vererben, zogen sich oft nach Frankreich zurück, wenn sie Herren eines hinlänglichen Vermögens waren. Eine beträchtliche Anzahl derselben befand sich 1789 in Paris; sie verbanden sich mit einigen unruhigen, fieberhaft aufgeregten Franzosen, und bildeten eine Gesellschaft, die man die Freunde der Schwarzen nannte. Sie zählte mehrere später berühmt oder berüchtigt gewordene Mitglieder, auch einzelne tugendhafte Talente, die mit warmen redlichem Eifer aus der Sache der unterdrückten Menschheit die ihrige machten. Brissot, Pethion, Mirabeau, Condorcet und Gregoire glänzten vorzüglich in diesem Bunde. Man fing an, die Kolonisten zu has-

sen, die man niemals geliebt hatte; sei es, daß ihre unermeßlichen Reichthümer den Neid erregten, oder daß ihre Vorurtheile, die man damals kaum noch den vornehmern Klassen ungestraft hingehen ließ, die öffentliche Meinung beleidigt hatten.

Von der Gegenpartei traten die großen Pflanzer von St. Domingo, die in Paris wohnten, um dort ihres Reichthums froh zu werden, in dem Hôtel Massiac zu einer anderen Gesellschaft zusammen, die von ihrem Versammlungsorte der Klubb Massiac hieß, und der sich nur so weit im Sinne der Revolution bewegte, als diese Widerstandspunkte gegen die Kolonialregierung darbot.

Der Briefwechsel des Klubb Massiac mit den geheimen Gesellschaften auf St. Domingo brachte vollends Meinungen in Umlauf, die jede gesellschaftliche Ordnung zerstörten, weil sie nur auf den Vortheilen Einzelner beruhten und sämmtlich von den engsten Gesichtspunkten ausgingen. Die Gährung, welche damals in Paris herrschte, war nur ein Spiel gegen die Wuth, die alle Köpfe auf St. Domingo in Aufruhr setzte.

Die Freunde der Schwarzen griffen besonders nach allen Seiten aus, nachdem die Nationalversammlung die Rechte der Menschen durch einen förmlichen Beschluß festgesetzt hatte; der Artikel dieser Erklärung, welcher aussagt: daß alle Menschen frei und mit gleichen Rechten geboren werden und sterben, diente von jetzt als Panier, unter dessen Schutz die Mitglieder jedes Bundes eine Menge von Proclamationen verbreiteten, in denen sie die Abschaffung der Skla=

verei auf sämmtlichen Kolonien verlangten. Kaum vernahmen die Farbigen auf St. Domingo, was in Frankreich vorging, so hielten sie den Augenblick für günstig; sie schlugen sich zusammen, griffen zu den Waffen und wollten den Weißen in allen Rechten unbedingt gleichgestellt sein; indessen wies der damalige Gouverneur ihre Forderungen, die sie wenigstens auf eine angemessenere Weise hätten geltend machen sollen, mit Entschiedenheit zurück, ließ Truppen gegen sie aufbrechen und zerstreute sie ohne Mühe. An und für sich war diese ungesetzliche Bewegung ohne Bedeutung, sie zeigte aber den Farbigen, daß eine Empörung möglich sei, und das war die gefährliche Lehre, die sie selbst daraus zogen, und das wesentliche Unheil, das damit für die Regierung erwuchs.

Um dieselbe Zeit bildete sich eine gesetzgebende Versammlung, welche alle Angelegenheiten der Insel ordnen sollte; sie erklärte, daß, wenn ihr der Gouverneur nicht vor dem Ablauf dreier Monate Verhaltungsmaßregeln zusendete, sie die Kolonie selbst regieren würde. Die Kolonisten, die in der Abschaffung der Sklaverei die Vernichtung ihres Wohlstandes fürchteten, ließen sich oft grausame Ausschweifungen gegen die kleine Anzahl der Weißen zu Schulden kommen, welche nicht aufhörten zu behaupten, daß die Erklärung der Menschenrechte scharf genug bestimmt sei, und also keiner weitern Erörterung bedürfe. Einige dieser menschenfreundlichen Eiferer mußten ihre Aufklärungslust mit dem Leben bezahlen. Um den drohenden Fortschritten der Zerrüttung Einhalt zu thun, faßte

die Nationalversammlung am achten März 1790 den Beschluß ab, daß die Kolonien nicht in der für das Königreich Frankreich festgestellten Verfassung mit begriffen, und keine Gesetze auf jene anwendbar wären, die den örtlichen und besonderen Verhältnissen widerstritten. In Folge dieser Erklärung forderte die Nationalversammlung die Kolonisten von St. Domingo auf, im Wege des Rechts diejenige Verfassung näher zu bezeichnen, die sie für ihre Bedürfnisse wünschten.

Dieser Beschluß, welcher die Sklaverei und den Negerhandel zu genehmigen schien, wurde von den Freunden der Schwarzen heftig angegriffen; sie beruhigten sich jedoch, als sie erfuhren, daß eine allgemeine Versammlung auf St. Domingo zusammenberufen war, und daß diese in ihrer ersten Verhandlung den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen eingeräumt hatte. Man beschäftigte sich hierauf mit dem Verfassungsentwurf für die Kolonie; er wurde 1790 im Ablaufe des Maimonats bekannt gemacht, und berührte die Rechte Frankreichs auf St. Domingo nur leise. Einer der Artikel lautete also:

„Da alle Gesetze auf der Einwilligung der Personen beruhen, für welche sie bestimmt sind, so wird der französische Antheil von St. Domingo das Recht haben, Anordnungen in Beziehung auf den Handelsverkehr und andere gemeinschaftliche Verhältnisse vorzuschlagen, und alle Beschlüsse, welche die Nationalversammlung in solchen Fällen wird ergehen lassen, sollen in der Kolonie nur erst zur

Vollziehung kommen, wenn sie die Genehmigung der allgemeinen Versammlung erhalten haben."

Dieser Verfassungsentwurf und besonders der angezogene Artikel brachten auf der Insel eine lebhafte Bewegung hervor, und anstatt die Ruhe herzustellen, beschleunigten sie nur die wachsende Verwirrung. Mehrere Kirchspiele, unzufrieden mit dieser Wendung der Dinge, riefen ihre Abgeordneten zurück. Es kam zu unruhigen Auftritten auf Cap français. Peynier, der damalige Gouverneur, glaubte eine Versammlung auflösen zu müssen, deren Beschlüsse zur Empörung und zum Bürgerkriege führen konnten. Da aber die Versammlung zahlreiche Anhänger hatte und Widerstand zu befürchten war, so suchte er eine Stütze in Galisoniere, seinem alten Freunde, dem Kapitän eines Linienschiffes, genannt der Leopard, welches vor Port-au-Prince lag. Der Kapitän sagte dem Gouverneur Unterstützung zu, und traf die dazu dienlichen Anstalten, als die Mannschaft gegen ihn aufstand und erklärte, daß sie, weit davon entfernt, den Gouverneur zu unterstützen, vielmehr bereit wäre, mit allen ihren Kräften die allgemeine Versammlung aufrecht zu erhalten. Diese richtete an die Mannschaft des Schiffes eine Dankadresse, welche unter lauten Bewegungen der Freude an den großen Mast angeschlagen wurde.

Ungeachtet dieses Abfalls von Seiten der Schiffsmannschaft, welcher den nahen Ausbruch des Bürgerkrieges um Vieles beschleunigte, bestand der Gouverneur auf seinem früheren Entschlusse. Er verordnete demnach die Auflösung der Versamm-

lung, und erklärte die Mitglieder derselben für Verräther und Empörer. Auf die Nachricht, daß die von ihm aufgehobene Versammlung jetzt ihre Sitzungen während der Nacht hielt, ließ er den Verhandlungssaal derselben von mehreren Compagnien Soldaten umringen, die, nachdem sie einige Flintenschüsse mit den zur Vertheidigung herbeigeeilten Nationalgarden gewechselt hatten, zum Rückzuge gezwungen wurden. Von jetzt an schien es unmöglich, die Zwietracht zu ersticken, man drängte sich von allen Seiten zu den Waffen, die einen, um die Abgeordneten der Kolonie zu vertheidigen, die andern, um den Gouverneur empor zu halten. Schon war Blut geflossen; noch einige Tage und St. Domingo stand in Kriegsflammen. Dieser tragische Ausgang drang unaufhaltsam herein, als auf einmal die Mitglieder der Versammlung den edlen großherzigen Entschluß faßten, sich nach Frankreich einzuschiffen, um sich vor der dortigen Regierung zu rechtfertigen. Diese Hingebung riß alle Parteien zur Bewunderung hin: sie legten gleichzeitig die Waffen nieder und die Ruhe schien völlig hergestellt.

Dieses schöne Land, fast so gut als aufgegeben von einem unerleuchteten Ministerium, eine Beute der Pächter, welche wie Blutigel an den Kolonisten sogen, regiert oder vielmehr unterjocht von Zwingherren und so vielen Uebeln zum Trotz dennoch auf einem bewundernswürdigen, schier unbegreiflichen Gipfel des Wohlseins, gewann auf diese Weise, wenn auch nur für kurze Zeit, seinen scheinbaren Friedenszustand zurück, welchen das plötzlich auf-

gehende Licht der Einsicht, an welchem jedes an Finsterniß gewöhnte Auge gar leicht erblindet, so schlimm gefährdet hatte. Bald sollten neue krampfhafte Bewegungen diese Königin der Antillen zerreißen; sonst hatte der Golddurst das Blut der Eingebornen vergossen, jetzt rüsteten sich der Heißhunger nach Gewalt auf der einen und die Liebe zur Freiheit auf der andern Seite zu dem verhängnißvollen Wettkampf, welche von beiden entgegengesetzten Kräften die meisten Opfer zu schlachten vermöge. Nachdem die afrikanischen Fremdlinge lange in der unerträglichsten Sklaverei geschmachtet hatten, wurden sie endlich inne, daß sie auch Menschen waren: dieser zündende Strahl, der in seiner blitzähnlichen Wirkung unermeßlichen Jammer herbeiführte, kam den Tyrannen der Schwarzen so unerwartet, traf sie so unvorbereitet, daß sie nur erst aus ihrem dumpfen Schattenleben erwachten, als der Ruf des Schreckens dröhnend über den Boden St. Domingo's hinfuhr. Allein es war zu spät, die Stunde der Rache hatte geschlagen, ihr Nachklang hallte fürchterlich umher und verwandelte die geduldigen keuchenden Lastthiere auf einmal in unersättliche wuthschnaubende Tiger.

Wenn übrigens die Regierung in Frankreich auch keinen Umsturz erfahren hätte, so wäre darum die Empörung auf St. Domingo doch ausgebrochen; die Kolonie enthielt so viele aufgehäufte Stoffe des Verderbens in sich, daß sie durch allmälige und friedliche Vorkehrungen weder abzuleiten, noch auszurotten waren. Die Entladung mußte mit Ge-

waltschlägen erfolgen, auf daß aus dem Chaos das Licht hervorbräche.

Im September des Jahres 1790 kamen die Abgeordneten der allgemeinen Versammlung in Paris an; aber anstatt Lob einzuärndten für ihre feste Haltung in schwierigen Augenblicken und für die edle Aufopferung ihres persönlichen Vortheils zum Besten des Ganzen; anstatt durch öffentliche Abstimmung in Beweisen des Dankes ihren gerechten Lohn zu empfangen, mußten sie den bittern Schmerz erleben, daß die französische Nationalversammlung auf Barnave's Vortrag, alle ihre gefaßten Beschlüsse für nichtig, sie selbst für Empörer erklärte und als solche verhaften ließ. Barnave, der an der Spitze der Commission stand, welche die Colonialangelegenheiten leitete, war noch vor der Ankunft der Abgeordneten durch Peynier's abgesandte Anhänger und Kreaturen dergestalt gegen sie eingenommen worden, daß ihre Sache bereits verloren war, ehe sie Gehör finden konnten.

Während dieser Vorgänge verstärkten sich die Freunde der Schwarzen, unter denen gegenwärtig Grégoire, ehemals Bischof von Blois, der lebenslängliche Vertheidiger der Neger und Lafayette, damals in der Mitte seiner ruhmvollen Laufbahn, zu den thätigsten Wortführern gehörten, fast täglich durch fortgesetzten glücklichen Anwachs. Unter den Aufgenommenen befand sich auch der junge Mulatte Jacob Ogé, der gar bald durch seine lebendige Empfänglichkeit und hochfliegende Unternehmungslust Aufmerksamkeit erregte, und von einigen Mitgliedern als ein willkommenes Werkzeug zu

künftigen Veränderungen geflissentlich bearbeitet wurde. Sohn einer wohlhabenden Pflanzerin, war er nach Paris gekommen, um dort erzogen zu werden; er entwickelte glückliche Anlagen und besonders eine feurige Liebe zur Freiheit seiner unterdrückten Brüder auf St. Domingo; die Erinnerung an ihre Leiden gab seinem unruhigen Geiste Flügel, und der Gedanke der Rache war die Luft, in welcher er dieselben prüfen wollte. Die Grundsätze, welche er in der genannten Gesellschaft eingesogen hatte, trieben ihn mit unwiderstehlicher Macht zu dem Entschluß, durch Gewalt der Waffen den Farbigen zu dem Genusse der Rechte zu verhelfen, die ihnen die Weißen fortwährend mit der größten Hartnäckigkeit vorenthielten. Sein Vorhaben verrieth den unerfahrnen Jüngling; Ruhmsucht trübte die Reinheit seiner Absichten und seine innern Mittel waren weit geringer, als die Meinung, die er von ihnen hegte. Ohne weiter darüber nachzudenken, mit welcher Vollmacht, mit welchen Ansprüchen, oder unter welchen Aussichten er sich auf den schwankenden gefahrvollen Schauplatz wage, wo ihm so Vieles unbekannt war, schiffte er sich, wie ein erhitzter Abenteurer, mit bedeutenden Vorräthen von Waffen und Munition ein, und betrat St. Domingo in den ersten Tagen des Octobers 1790. Seine zwei Brüder, von seinen Absichten unterrichtet, welche zugleich von Paris aus unterstützt wurden, erwarteten ihn und seine Ladung an dem angewiesenen Platze. Er trat mehr hochfahrend als ausdrücklich auf; auch seine öffentlichen Erklärungen zeigten mehr eiteln Schwin-

del als gediegene Thatkraft. Er ließ sich Beschützer der Mulatten nennen, und ernannte seine zwei Brüder und einen andern Mulatten von wildem trotzigen Charakter, Marcus Chavanne, zu seinen Lieutenanten; um die gehörige Rangordnung zu beobachten, durfte er selbst natürlich nicht weniger als Generalissimus sein. Diese Heerführer, deren ganze Macht in einigen Hundert Mann bestand, lagerten sich ungefähr 6 Meilen vom Cap français. Ihre erste Heldenthat war die Ermordung zweier Weißen, auf die sie zufällig stießen; mit gleicher Grausamkeit fielen sie über die Leute von ihrer eigenen Farbe her, die an der Empörung keinen Antheil nehmen wollten. Ogé bewies dadurch, daß er in der Schule Robespierre's, mit dem er in mannigfache Berührung gekommen war etwas gelernt hatte.

In einem Briefe an den Militärkommandanten der nördlichen Provinz sagte er: „Wir verlangen die Bekanntmachung des Beschlusses vom 28. März — der den Farbigen gleiche Bürgerrechte mit den Weißen zusicherte — wir werden Wähler ernennen, uns nach Léogane begeben und Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn man uns beunruhigt; die Kolonisten würden sich in ihrer Eigenliebe beschimpft fühlen, wenn wir bei den Berathungen neben ihnen säßen, aber hat man die Eigenliebe des Adels und der Geistlichkeit gefragt, als es galt, die tausend und aber tausend Mißbräuche abzustellen, die vordem in Frankreich herrschten?"

Derselbe Mauduit, der früher den Sitzungssaal der Kolonialversammlung mit Soldaten umringt

und den Nationalgarden, die denselben vertheidig- ten, eine Fahne entrissen und nachher in Triumph aufgestellt hatte, eben derselbe, seit jener Zeit ein Gegenstand des lebhaftesten Hasses für die Freunde der neuen Freiheit, griff jetzt Ogé an, wurde aber beim ersten Zusammentreffen geschlagen, wiewohl er 600 Mann befehligte. Hierauf rückte Cambe- fort, Obrist des Capregiments gegen die Empörer vor, und brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, die ihm jedoch zu keinem besonderen Ruhme ge- reichte, da er mit zusammengelaufenen Leuten ohne Kriegszucht, ohne Uebung in dem Gebrauch der Waffen, und überhaupt ohne Festigkeit des Willens und der Ansichten zu thun hatte. Jacob Ogé und sein Lieutenant Chavanne retteten sich, da ihnen keine andere Zuflucht übrig blieb, durch die Flucht in den spanischen Antheil von St. Domingo; hier- her warf sich auch ein Theil von den schwachen Ueberbleibseln der Ihrigen, Andere suchten auf an- dern Wegen zu entkommen, und hatten unmittel- bar nach dem unglücklichen Ausgange des Treffens ihren Führer seinem Schicksale überlassen.

Der Gouverneur Blanchelande, der Peynier abgelöst hatte, welcher sich nicht länger mit Sicher- heit und Nachdruck behaupten konnte, setzte es durch, daß ihm Ogé und die Theilnehmer an seiner Unternehmung ausgeliefert wurden. Man kerkerte sie auf Cap français ein und machte ihnen den Prozeß; dieser dauerte zwei Monate und erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit; auch fehlte es nicht an Beweisen einer tiefern gefühlvollen Theil- nahme. Ogé und sein Lieutenant Chavanne sollten

nach dem Inhalte des Urtheils lebendig gerädert und dann aufs Rad geflochten werden. Ueber seine Begleiter und einen seiner Brüder — den andern konnte man nicht auffinden — zusammen zwanzig, wurde die Strafe des Galgens ausgesprochen. In dieser Schicksalsprobe unterlag Ogé wie ein Kind und zeigte durch seine feige Weichheit hinlänglich, daß er allenfalls zu einem Romanhelden, aber nicht zum Haupte einer Empörung tauge; er weinte beim Vorlesen des Urtheils bitterlich, flehte auf das demüthigste um Gnade, und erbot sich endlich, sein Leben durch Aufdeckung wichtiger Geheimnisse zu erkaufen, die nach seinem Vorgeben die Sicherheit der Kolonien bedrohten. Man räumte ihm bloß eine Frist von 24 Stunden ein; nach Verlauf derselben wurde er den 9. März 1791 in Gegenwart der Provinzialversammlung des Cap auf die oben bezeichnete Weise hingerichtet. Ganz anders und größer erschien Chavanne; seinen Lippen entschlüpfte auch nicht eine einzige Klage, noch weniger irgend eine Bitte; er war unfehlbar unter andern Verhältnissen eines bessern Todes würdig. Die Personen, vor denen Ogé seine letzten Aussagen abgelegt hatte, erklärten, daß er ihnen keine Mittheilung von Wichtigkeit gemacht habe; er müsse, setzten sie hinzu, sein Geheimniß mit sich genommen haben, wenn man ihm überhaupt eines zutrauen dürfe. Ogé's Tod war einige Zeit ein beliebter tragischer Stoff für das Pariser Theater; diese Leichenfeier mag man ihm gönnen, denn er selbst war im Leben nicht viel mehr als eine Theaterpuppe, die sich mit oberflächlicher Geschäftigkeit

zu einem Mann der Zeit und seines Volkes aus-
spreizen wollte.

Dieser Sieg über die Empörer stellte die Ruhe
nicht wieder her, der Haß der Mulatten gegen die
Weißen wuchs im Gegentheil, sie griffen von allen
Seiten zu den Waffen; indessen gelang es dem
Obersten Mauduit, der schon unter dem Gouver-
neur Peynier eine bedeutende Rolle gespielt hatte,
die zahlreichen Haufen zu zerstreuen, nicht sowohl
durch offene Gewalt, als durch geschickte Unter-
handlungen mit den Anführern der Mulatten in
ihrem Hauptlager zu Verottes. Die Mittel, die
ihn zum Ziele geführt hatten, waren nicht die rein-
sten, sie erweckten mannigfaltigen Verdacht; auch
erklärte Rigaud, schon damals die Seele der Mu-
latten, daß die Ruhe nur vorübergehend und durch
Betrug erkünstelt sei, und daß es nicht eher zu ei-
nem dauerhaften Frieden kommen könne, als bis
die eine Classe der Einwohner die andere ausgerottet
habe.

Im Anfange des folgenden Jahres (1791)
schickte die französische Regierung zwei Fregatten,
den Fougueux und Boreas nach St. Domingo, die
zwei Bataillone aus den Regimentern Artois und
Normandie an Bord hatten. Sie waren mit der
Mannschaft des Leopard bei seiner Ueberfahrt nach
Frankreich — die Mitglieder der Colonialversamm-
lung befanden sich auf demselben — in eine so un-
ruhige Berührung gekommen, daß die Erbitterung,
welche Mauduit's Betragen unter der National-
garde und der größern Masse des Volks erregt hatte,
auch auf sie, wie durch eine Art von Ansteckung,

überging. Mauduit war früher von seinen Soldaten, wegen seiner Kraft und Güte, fast angebetet worden; aus Liebe zu ihm hatten sie die Nationalkokarde mit einer weißen Feder, dem Abzeichen des Royalismus, vertauscht, denn zu diesem neigte sich der Oberst mit Herz und Mund. Die beiden genannten Bataillone betrachteten diese ihre Waffengefährten eben deshalb als einen Haufen von Verräthern und Vaterlandsfeinden, und vermieden jede Gemeinschaft mit ihnen. Die Wirkung blieb nicht aus, Mauduit fing an, selbst in den Augen seiner Offiziere und Soldaten zu sinken; sie ließen Symptome von Unzufriedenheit blicken, die je länger je stärker durchbrachen. Mauduit sah der Gefahr, die ihm drohte, fest ins Auge, er drang auf die Entfernung des Gouverneurs nach dem Cap français, um denselben, wenn es zu einem Aeußersten kommen sollte, nicht mit in seinen eignen Sturz hinab zu reißen. Der Gouverneur war schwach genug, diesem Winke zu folgen. Mauduit wollte zum Zeichen der Wiederaussöhnung die Unglücksfahne, welche so gefährliche Bewegungen hervorgebracht hatte, der Nationalgarde zurückgeben und zwar eigenhändig an der Spitze seines Regiments in die Kirche tragen, wo sie niedergelegt werden sollte. Er bereitete seine Grenadiere durch eine Anrede darauf vor; sie schwuren ihm Treue bis in den Tod. Am folgenden Tage schritt er unter dem allgemeinen Zulaufe der Einwohner von Port-au-Prince zur Ausführung seines Vorhabens. Das Murren, was seine Erscheinung von mancher Seite erregte, war eine dumpfe Vorbedeu-

tung des Ausgangs; man traf indessen Anstalten zu seiner Sicherheit, selbst solche Bürger schlossen sich hierbei an, die früher von ihm aufs empfindlichste beleidigt worden waren. Nachdem er die Fahne an ihren Platz gestellt hatte, wollte er sich an seine Soldaten wenden, als einer derselben ihm mit lauter Stimme befahl, die Nationalgarde auf den Knieen um Verzeihung zu bitten. Auf Alles mochte er gefaßt sein, nur nicht auf diesen Schimpf; seine Antwort bestand darin, daß er den Wüthenden seine entblößte Brust darbot. In demselben Augenblicke zielten hundert Bajonette nach seinem Herzen, er sank nieder, durchbohrt von zahlreichen Wunden. Seine Mörder waren dieselben Menschen, die sich einst in seinem Lobe und Ruhme nicht erschöpfen konnten; dieß wirkt der Parteigeist in der Krisis der Leidenschaft. Diese Unthat erfüllte unter den Zuschauern selbst seine heftigsten Feinde mit Abscheu. Die meuchlerische Rotte begnügte sich nicht an diesem Triumphe der Schändlichkeit, sie zerstörte auch das Haus und Eigenthum des Todten, und fiel endlich in ihrem höllischen Wahnsinn selbst über den Leichnam her, indem sie denselben auf eine schauderhafte Weise verstümmelte und zerriß. Die Rache blieb nicht aus, die allgemeine Verachtung war nur der Vorbote der verdienten Strafe; die Bösewichter mußten ihre Waffen abgeben, wurden gefangen nach Frankreich abgeführt und dem Arme der Gerechtigkeit übergeben.

Es dauerte nicht lange, so bereuete die Pariser Nationalversammlung den Leichtsinn, mit wel-

chem sie vermittelst eines öffentlichen Beschlusses der Einmischung in die innere Regierung der Colonie entsagt hatte; vergeblich suchte sie den unklug aufgegebenen Einfluß wieder zu gewinnen. Die Freunde der Schwarzen bestanden mit Heftigkeit auf dem Beschluß vom März des Jahres 1790. Ohne Sklaven, so riefen die Kolonisten und ihre Anhänger, ohne Sklaven und die Theilung der Einwohner in verschiedene Classen, ist es um die Colonie geschehen. Robespierre antwortete darauf: Mögen lieber die Colonien untergehen, als ein Grundsatz! Man hat diesen Ausspruch, der immer noch unendlich besser war, als der Mann, der ihn sich erlaubte, sehr verschieden gedeutet; diejenigen Leute, welche jetzt in Frankreich die Reinen heißen sollen, betrachten ihn als eine Lästerung des Himmels, und auch kürzlich noch wiederholte man ihn auf der Rednerbühne als ein politisches Scheusal. Wenn man übrigens von dem Erfinder desselben absieht, an welchen gegenwärtig nur noch die Teufel mit Wollust denken, so ist der Sinn dieses berühmt gewordenen Schlagwortes wohl kein anderer als dieser: „Seien wir lieber weniger reich, wenn der Reichthum nicht anders zu erlangen ist, als dadurch, daß wir uns mästen mit dem Blute der Sklaven; seien wir lieber arm als barbarisch, nnd entsagen wir eher unsern Kolonien, als daß wir sie behaupten durch Verzichtung auf die Gefühle der Menschheit.“

Gregoire, Lafayette, Brissot unterließen nicht, zu Gunsten der Farbigen zu sprechen; sie setzten ihre Meinung bei der Nationalversammlung durch,

und den 15. Mai 1791 wurde beschlossen, daß die Farbigen in den französischen Colonieen dieselben Rechte genießen sollten, wie die Weißen. Dieser Beschluß, in welchen das französische Volk mit Begeisterung einfiel, fand auf St. Domingo eine völlig entgegengesetzte Aufnahme. Die Weißen erklärten laut ihren Unwillen; die Einwohner von Cap français versammelten sich, und nachdem sie die Nationalkokarde mit Füßen getreten hatten, so beschlossen sie, wenn es sein müßte, Gewalt zu brauchen, um sich der Vollziehung eines Beschlusses zu widersetzen, der zugleich ihren Vortheil und ihre Eigenliebe angriff. Es wurde eine neue Versammlung ernannt, ohne Theilnahme des Gouverneurs, der, als er die Unmöglichkeit einsah, die Colonisten zu ihrer Pflicht zurückzubringen und den Gang der Ereignisse zu hintertreiben, sich darauf beschränkte, die französische Regierung schriftlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Um diese Zeit stürzten die sichtbar bedrohten Mulatten zu den Waffen, und machten in verschiedenen Pflanzungen gemeinsame Sache mit den Negern, die sich empörten und in den Umgebungen des Cap verbreiteten, indem sie die Wohnungen niederbrannten und die Weißen ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes umbrachten. Dieses fürchterliche Blutbad dauerte seit zwölf Stunden noch immer fort, als die Nachrichten davon in der Capstadt anlangten. Der Gouverneur traf sogleich Anstalten, um dem Fortschreiten des Uebels Einhalt zu thun; man schlug den Generalmarsch, die Truppen traten zusammen, aber sie waren nur

schwach, und neue Berichte meldeten, daß die Empörung fast allgemein sei. Jetzt bricht die Bestürzung wie ein Lauffeuer auf allen Seiten aus; während die Weiber und Kinder sich an den Bord der Schiffe flüchten, theilt man an alle waffenfähige Mannschaften Gewehre aus, und der Gouverneur stellt sich selbst an die Spitze der Nationalgarde. Man rückte gegen den Feind aus, der bei dem ersten Zusammentreffen geringen Widerstand leistete, bald aber dergestalt anwuchs, daß man sich zurückziehen mußte. In kurzer Zeit wurden die Stadt und das Lager, in welchem sich die Truppen verschanzt hatten, von den Negern gestürmt, die mit Feuer und Schwert unablässig das Land verwüsteten, welches die Weißen räumen mußten. Das Blut fließt in Strömen, mehr als zwölftausend Personen werden in wenig Tagen niedergemacht, und noch ist nicht abzusehen, wenn die Metzelei aufhören wird. Schlecht bewaffnet, fast nackend, unkundig des Kriegshandwerkes und ohne einen Begriff von Kriegszucht, scheinen die Schwarzen unüberwindlich zu sein: sie wissen, daß es gilt, zu sterben oder zu siegen, und so fortgerissen von Wuth und Verzweiflung, baden sie sich im Blute.

Die Empörung, die sich zuerst in den Umgebungen des Cap gezeigt hatte, d. h. im Norden der Colonie, breitete sich so reißend schnell aus, daß die Neger auch in anderen Gegenden gerade in dem Augenblick losbrachen, wo ihre Herren die Unfälle des Cap erfuhren. Die Truppen, welche man gegen die Empörer aussandte, wurden fast immer zurückgetrieben, und jeden Sieg bezeichneten die

Schwarzen durch neue Metzeleien und Brandstiftungen. Die Nachricht, daß mehrere der Ihrigen in der Gefangenschaft der Weißen aufgehängt worden waren, nahm ihrer Raserei den letzten schwachen Zügel. Die Einwohner von Port-au-Prince hatten bei der ersten Kunde von der Empörung zu den Waffen gegriffen, wurden aber geschlagen an den Thoren der Stadt selbst, die nur durch einen unvorhergesehenen Umstand der Verwüstung und gänzlicher Zerstörung entging.

Es wurde schon früher gesagt, daß die Mulatten oder Farbigen, wüthend über den Widerstand, den die Weißen der Vollziehung des Beschlusses entgegensetzten, durch welchen die französische Nationalversammlung ihnen mit den übrigen Colonisten gleiche Rechte zuerkannte, die Neger zur Empörung aufgereizt und sich mit ihnen verbunden hatten. Ihre Absicht ging, wie es scheint, dahin, die Weißen zu schrecken und ihnen die Annahme des Beschlusses abzuzwingen; sie glaubten, daß, wenn dieses Ziel einmal erreicht wäre, die Sklaven leicht wieder zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten; aber die Ströme von Blut, die sich in allen Richtungen ergossen, zeigten ihnen gar bald die Größe ihres Irrthums; sie erkannten nun die Schwierigkeiten, diese Wüthenden zu beruhigen, deren Raserei mit ihrem Glück stieg; sie strengten deshalb nun, freilich zu spät, alle ihre Kräfte an, eine Versöhnung zu vermitteln. Es knüpften sich Unterhandlungen an; man schloß einen Vertrag ab, zufolge dessen den Empörern, welche die Waffen niederlegen wollten, eine vollkommene und gänz-

liche Amnestie bewilligt wurde, unter der Bedingung, den Beschluß vom Monat Mai 1791 auf der Stelle in Ausführung zu bringen. Die Weißen, deren blinde Hartnäckigkeit im Behaupten ungebührlicher Vorrechte dieß Unglück verursacht hatte, fügten sich der ausgesprochenen Forderung; eine schreckliche Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man nicht immer ungestraft die heiligen Rechte der Menschheit verläugnen kann, und daß die Tyrannei früh oder spät die Empörung gebiert. Zehn Geschlechtsfolgen beugten ihr Haupt unter das unerträglichste Joch. Die Tyrannen, gewohnt, ihren leisesten Willen als ein göttliches Gesetz befolgt zu sehen, legen die Sorge für die Erhaltung ihrer Herrschaft auf die Ketten nieder, mit denen sie die entwürdigten Opfer des Unglücks erdrücken. Aber es kommt ein Tag, wo diese Menschen von ihrer Erstarrung erwachen; das heilige Feuer der Freiheit, das erloschen schien, greift plötzlich unter ihnen um sich; voller Scham, noch länger mit den Würmern um die Wette zu kriechen, erheben sie sich und zerreißen ihre Fesseln. Vergeblich verspricht nun der übermüthige Despot, der sie noch kürzlich unter eiserner Ruthe hielt, sich daran zu erinnern, daß er Menschen befiehlt, vergebens wendet er Drohungen, Zusagen und Bitten an: nur sein Tod kann diejenigen befriedigen, in denen er die Unverletzlichkeit der natürlichsten Rechte geschändet hat.

Ungeachtet der Uebereinkunft zwischen den Mulatten und Weißen schritt die Empörung der Neger noch immer weiter vor. Die Mulatten hatten die

Waffen niedergelegt; aber die Neger, die jeden Tag neue Verstärkungen erhielten, empfanden kaum ihren Zurücktritt. Der Krieg fuhr fort zu rasen, man machte auf beiden Seiten nur Gefangene, um sie mit den fürchterlichsten Todesstrafen zu belegen, und man muß es gestehen, die Weißen ließen bei diesem Sturm der Grausamkeit ihre Feinde weit hinter sich zurück. Es gab Pflanzer, welche ihre Schwarzen bis an die Schultern eingruben, ihnen den Mund durch eine Kneipzange mit Gewalt öffnen, dann durch denselben siedenden Zucker in die Eingeweide der Unglücklichen flößen ließen, welche auf diese Weise unter den gräßlichsten Qualen starben. Andere ließen ihre Gefangenen zwischen zwei Bretern zersägen, noch andere — aber die Feder sinkt bei der Schilderung so entsetzlicher Greuelscenen.

Obwohl die empörten Sklaven es eben so wenig an Abscheulichkeiten fehlen ließen, und mehrere unter ihnen selbst die gütigsten Herren, denen sie Dankbarkeit schuldig waren, mit empfindungsloser Grausamkeit umbrachten, so bewiesen doch auch wieder Andere zur Ehre der Menschheit eine rührende Treue und Ergebenheit; der Engländer Edwards erzählt davon ein so außerordentliches Beispiel, daß es hier mit seinen eigenen Worten zu stehen verdient.

Herr und Madame Baillen, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, nebst zwei weißen Bedienten, die auf einer vom Cap français dreißig Meilen entfernten Pflanzung im Gebirge lebten, wurden von der Empörung durch einen ihrer Sklaven be=

nachrichtigt, der selbst unter den Verschwornen war, aber, wo möglich, seinen Herrn mit seiner Familie zu retten versprach. Da ihm nicht gleich Mittel zu Gebot standen, ihre Flucht zu bewerkstelligen, so führte er sie in einen nahen Wald, hierauf gesellte er sich zu den Empörern. In der folgenden Nacht fand er Gelegenheit, jenen aus dem Lager der Empörer Lebensmittel herbeizuschaffen. In der zweiten Nacht kam er noch einmal mit Mundvorrath, erklärte aber, daß es nicht in seinen Kräften stehe, ihnen fernere Hülfe zu leisten. Drei Tage lang ließ der Neger nichts von sich hören; nach Verlauf derselben kam er wieder und beschrieb der Familie den Weg, welchen sie nach einem Flusse zu nehmen hätte, auf dem sie nach Port-Margot kommen würde; zugleich fügte er die Versicherung hinzu, daß in einer gewissen, ihnen genau bezeichneten Gegend des Flusses ein Boot für sie in Bereitschaft stände. Die Familie folgte dieser Weisung und fand das Boot wirklich. Nachdem die Unglücklichen, ohne dabei Gefahr zu laufen, dasselbe bestiegen hatten, wurde es von der reißenden Strömung umgeworfen; sie retteten sich nur mit genauer Noth und hielten es für's Beste, sich in das Gebirge zurückzuziehen. Der für ihre Rettung thätige Neger fand sie nochmals auf, zeigte ihnen einen Punkt, wo der Fluß breiter war, und versicherte sie, daß er bereits ein Boot für sie besorgt habe, indem er zugleich bemerkte, daß er von jetzt an für ihre Rettung nichts mehr thun könne. Sie machten sich auf den Weg; da sie jedoch das Boot nicht fanden, so hielten sie sich schon für verloren, als der treue

Neger noch einmal wie ein rettender Engel erschien. Er hatte Tauben, Hühner und Brod bei sich und führte die Familie, welche nur die Nacht ihren Weg langsam fortsetzte, die Ufer des Flusses entlang so weit, bis sie die Bai von Port Margot erblickte. Er erklärte, daß sie nun außer aller Gefahr wäre, nahm für immer Abschied von ihr und kehrte zu den Empörern zurück.

Derselbe Schriftsteller beschreibt als gewesener Augenzeuge die furchtbare Strafe, welche auf dem Cap français an zwei Empörern vollzogen wurde; da sie den wilden Geist der überschwenglichen Rachsucht, welche damals die Gemüther verzehrte, mit den treuesten und lebhaftesten] Farben darstellt, so wird man ihn nicht ohne Theilnahme hören. Die beiden Unglücklichen — so erzählt er — wurden auf zwei kreuzweis gelegten Stücken Holz gerädert. Der eine starb, nachdem er den dritten Schlag in die Gegend des Magens erhalten hatte; jedes Bein und jeder Arm waren vorher an zwei Stellen zerschmettert worden. Die drei ersten Schläge hatte er, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, ausgehalten. Das Schicksal des andern war um Vieles härter. Als ihm der Henker Arme und Beine zerbrochen hatte, und das Rad schon für den letzten tödtlichen Schlag aufhob, der, weil er die Leiden des Verurtheilten endigt, der Gnadenstoß genannt wird; so rief der Pöbel mit einer cannibalischen Unmenschlichkeit: halt! und zwang ihn, sein Werk auszusetzen. In diesem Zustande, mit doppelt gebrochenen Gliedern, wurde der Unglückliche auf ein Wagenrad gelegt, das, nachdem

man die Axe in die Erde getrieben hatte, in eine horizontale Lage gebracht war. Er schien noch bei völliger Besinnung zu sein, äußerte aber kein Zeichen des Schmerzes. Nach vierzig Minuten wurde er von einigen englischen Matrosen, welche Zuschauer bei diesem Trauerspiele gewesen waren, aus Mitleiden getödtet.

Während die Kolonie von diesen fürchterlichen Zuckungen litt, hob die Nationalversammlung den Beschluß vom 15. Mai 1791, der auf Cap français Zerwürfnisse hervorgebracht hatte, wieder auf und ernannte drei Commissaire mit dem Auftrage, die Ruhe auf St. Domingo wieder herzustellen. Diese Commissaire — sie hießen Mirbeck, Roome und St. Leger, lauter untüchtige Männer, wurden von den Weißen mit großen Freudensbezeigungen empfangen; man sang in der Cathedrale von Cap français ein Te Deum bei ihrer Ankunft; sie machten amtlich die Vernichtung des Beschlusses vom 15. Mai 1791 bekannt; da es aber nicht möglich war, die Weißen zu befriedigen, ohne den Mulatten zu mißfallen, und so auch umgekehrt, so griffen diese mit größerer Hitze als je zu den Waffen; sie beschuldigten die Weißen der Verrätherei und vereinigten sich von Neuem mit den Negern, nahmen Port-Saint-Louis, das sie plünderten, und verbrannten einen Theil von Port-au-Prince. Die erschrockenen Commissaire erklärten vergeblich, daß denjenigen, die vom weitern Kampfe abständen, Amnestie bewilligt werden sollte; dieses Hülfsmittel wirkte nur darauf hin, den Urhebern derselben den Haß der Weißen zuzuziehen, die es nicht

ertragen konnten, daß ihren Feinden irgend eine Begünstigung gewährt wurde. Nachdem sich die Commissaire völlig fruchtlos drei Monate auf St. Domingo aufgehalten hatten, sahen sie sich gezwungen, verabscheut von den Farbigen, verachtet von den Weißen und verlassen von den Truppen, sich wieder nach Frankreich einzuschiffen, das in seiner politischen Lage so ziemlich ein Seitenstück zu der Kolonie lieferte.

Die verschiedenen Parteien, welche Frankreich zerrissen, folgten einander in der Gewalt, bald siegend, bald besiegt. Ein heute erlassenes Gesetz wurde morgen wieder aufgehoben, und derselbe Mann, der am Morgen im Triumph aufgeführt wurde, endigte zuweilen des Abends auf dem Schaffott. Die Jacobiner waren, als die Commissaire zurückkehrten, allmächtig, und Robespierre vermochte die Mehrheit der Nationalversammlung ohne sonderliche Schwierigkeit zur Annahme seiner Grundsätze. Man verhandelte die Frage über die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei, und faßte einen Beschluß ab, dessen Artikel im Wesentlichen darauf hinausgingen: daß die Farbigen dieselben Rechte genießen sollten, wie die Weißen; daß drei neue Commissaire für St. Domingo zu ernennen seien, begleitet von hinlänglichen Streitkräften, und daß die Mitglieder der Colonialversammlung Abgeordnete wählen sollten, um der Nationalversammlung die Wünsche der Colonisten in Beziehung auf die Verfassung der Insel vorzutragen.

Die neuen Commissaire waren Santhonax, Pol-

verel und Ailhaud, sie gehörten zu den heftigsten Jacobinern und kamen in der Colonie ungefähr mit 8000 Mann auserlesener Truppen an. Desparbes löste in der Eigenschaft eines Generalcommandanten den Gouverneur Blanchelande ab, der seinem schwierigen Posten auf keine Weise gewachsen war. Die Gegenwart der Commissäre erschreckte die Colonisten, anstatt ihnen Zutrauen einzuflößen; sie maßen ihnen verdächtige Absichten bei, die jene durch ihre allgemeine Versicherungen nur noch mehr bestätigten; es ging das Gerücht, daß die französische Regierung die Befreiung aller Neger beschlossen habe und man glaubte, daß die neuen Ankömmlinge mit der Vollziehung dieser Maßregel beauftragt seien. Die Commissaire säumten nicht, zu erklären, daß ihre Sendung keineswegs darauf hinausgehe; aber der Schutz, welchen sie öffentlich den Farbigen gewährten, konnte diese Besorgnisse unmöglich zerstreuen. Desparbes wurde wegen seiner Anmaßungen durch Galbaud ersetzt, der nach einigen Wochen de la Salle Platz machen mußte, und als ob nicht schon Uebel genug auf der unglücklichen Colonie lasteten, so führte die letzte Ernennung auch noch neue Spaltungen herbei, indem die Commissaire den entschiedenen Einfluß, welchen er vermöge seiner Würde geltend machte, als einen Eingriff in ihre Rechte und Sendung betrachteten. Galbaud, weit entfernt davon, sich nach Frankreich einzuschiffen, wohin er beschieden war, versammelte mit Hülfe seines Bruders eine große Anzahl Mißvergnügter; an der Spitze derselben brachen beide gegen die Commissaire auf. Diese, denen alle Farbi-

gen anhingen, bereiteten sich zum Kampfe; zwei Tage lang schlugen sich die Parteien mit Erbitterung. Die Commissaire fürchteten zu unterliegen, wenn nicht neue Streitkräfte zu ihnen stießen; sie sandten also einen Parlementair zu den Anführern der empörten Neger, und boten jenen wie diesen die Freiheit an, wenn sie augenblicklich gegen die Brüder Galbaud vordringen wollten. Einige Häupter der Empörer dachten edel genug, um diesen Antrag zu verwerfen; einer derselben, Macaya, zeigte jedoch weniger Bedenklichkeit; mehrere Tausend Neger drangen unter seinem Befehl in die Stadt; plötzlich stand alles in Flammen, Greise, Weiber und Kinder wurden niedergemacht. Einer beträchtlichen Menge Weißen war es gelungen, aus der Stadt zu kommen, sie flüchteten gegen die Küste, um sich von den Schiffen aufnehmen zu lassen; aber rasch überfallen von zahlreichen Mulatten, fanden sie unter den Händen derselben, statt des Mitleids, den Tod. Die Commissaire selbst konnten das entsetzliche Schauspiel, das sie veranlaßt hatten, nicht ertragen, sie flüchteten an den Bord eines Schiffes, welches der Brand der Stadt beleuchtete. In einem der verschiedenen Treffen waren Galbaud's Bruder von den Commissären und Polverel's Sohn von Galbaud's Partei zu Gefangenen gemacht worden. Der Gouverneur hatte vorgeschlagen, einen gegen den andern auszuwechseln. „Mein Sohn — so lautete die römische Antwort des Vaters — kennt seine Pflicht und ist bereit, im Dienste der Republik zu sterben.“

War das Unrecht der Colonisten groß gewesen,

so war jezt auch ihre Strafe fürchterlich. Ein barbarisches Vorurtheil gewöhnte die Weißen von ihrer Wiege an an den Gedanken, die Afrikaner als Thiere zu betrachten, die nicht werth seien, Menschen zu heißen; mit diesen Ansichten wurden die Colonisten, die eben aus Europa ankamen, gar bald vertraut; das brennende Klima der Insel machte Leute grausam, die vielleicht unter dem europäischen Himmel mild und edelmüthig geblieben wären. Die Neger hingegen, aufgewachsen unter den Feuerstrahlen der Sonne, bewahrten unter den mühseligsten Arbeiten und der härtesten Sklaverei ihre natürliche Geduld und Sanftmuth, so lange sie nicht durch ungeheure Mißhandlungen außer sich gebracht wurden. Viele und außerordentliche Umstände mußten zusammenwirken, um solche Menschen zur Empörung und zu wilden Ausschweifungen zu treiben. Diese Umstände führte die französische Revolution herbei, oder sie beschleunigte vielmehr nur den Ausbruch der Katastrophe, die so viele Schlachtopfer verschlang, denn die Liebe zur Freiheit erlischt zu keiner Zeit ganz in der menschlichen Brust.

Fünfte Periode.

Die französische Regierung erklärt England und Holland den Krieg. — Auf St. Domingo dauert der Kampf fort. — Abschaffung der Sklaverei. — Die Engländer bemächtigen sich eines Theils der Colonie. — Toussaint Louverture. — Die Engländer verlassen St. Domingo.

Während die französische Regierung Holland und England den Krieg erklärte, und die letztere Macht sich zu einem Angriffe gegen die französischen Colonien rüstete, überließen sich die Commissaire fruchtlosen Anstrengungen, um die immer tiefer und weiter greifenden Verwirrungen beizulegen. Sie hielten es für das sicherste Mittel, um die Empörung der Neger zu dämpfen, ihre Anführer zu gewinnen, selbe für frei zu erklären, so wie den größten Theil der Empörer und gewissermaßen die Wahl, welche diese in jenen getroffen hatten, zu bestätigen, indem sie denselben den Generalcharakter beilegten. Die Spanier wandten jedoch diesen Kunstgriff mit weit größerm Erfolge an, als die französischen Commissaire; diese konnten ihnen nur den Namen von Bürgern anbieten, mit dem Grade von Generalen. Die Spanier vertheilten dagegen Orden, erhoben die Anführer der Neger zu Grafen und Herzogen, behandelten sie als Excellenz, so daß der französische Antheil in eine um so mißlichere Lage gerieth, weil jeder empörte Neger die Kraft

der Spanier verstärkte. Die Commissaire machten einen letzten Versuch, sie schickten eine Art von Parlementair an Jean François und Biassou, die beiden einflußreichsten Anführer der Neger. Diese gaben folgende Antwort:

„Wir können uns nicht nach dem Willen der französischen Nation bequemen, da wir, so lange die Welt steht, nur einem Könige gehorcht haben. Wir haben den König von Frankreich verloren, aber wir werden von dem Könige von Spanien geliebt, der uns Wohlthaten erzeigt und nicht aufhört, uns zu unterstützen; unter diesen Verhältnissen mögen wir nicht eher Commissaire erkennen, als bis wieder ein König den Thron einnimmt."

Ein anderer Anführer, der einige Zeit die Commissaire unterstützt hatte, und der durch den ihm von den Spaniern verliehenen Titel Excellenz zum Abfall bewegt worden war, gab ungefähr dieselbe Antwort: „Ich bin, sagte er, der Unterthan dreier Könige, des Königs von Congo, des Herrn aller Schwarzen, des Königs von Frankreich, der meinen Vater vorstellt, und des Königs von Spanien, der die Stelle meiner Mutter vertritt. Diese drei Könige stammen von denjenigen ab, die ein Stern zur Verehrung des Gottmenschen führte: Wenn ich in den Dienst der Republik träte, so würde ich vielleicht zum Kampfe gegen meine Brüder fortgerissen werden, welche die Unterthanen der Könige sind, denen ich Treue gelobt habe."

So wußten die Spanier die Religion in einen Hebel der Politik zu verwandeln, der Fanatismus

war für sie die mächtigste Waffe, die oft die gefährlichsten Schläge versetzte.

Die wachsende Verlegenheit, in der sich die französischen Commissaire befanden, geht klar hervor aus dem Schreiben, welches sie an einen Anführer der farbigen Milizen richteten, in der Zeit, wo eine Truppenabtheilung unter den Befehlen Braudicourt's von ihnen auf die Seite Galbaud's übergetreten war. In diesem Schreiben sagten sie:

„Braudicourt war das Schooßkind der Revolution, er verdankte ihr das Wohl seines Lebens, er hat sein Vaterland verrathen, seinen Posten, seine Mannschaft, seine Waffen übergeben: er wollte noch einen anderen Posten unter seinen Befehlen überliefern; wem sollen wir forthin trauen? wir wissen es nicht!" —

„Ihr Kinder des vierten April, ihr und alle eure Brüder, wollt ihr die Republik verlassen, die nur durch Gleichheit besteht und außerhalb welcher es keine Gleichheit giebt? Wollt ihr uns lassen allein die Colonie und die Republik aufrecht erhalten? Wir werden sie mit Gefahr unseres Kopfes aufrecht erhalten und unsere Köpfe werden nicht fallen" —

„Nehmt euch vor den Weißen in Acht, die euch umgeben; ihre Grundsätze sind abscheulich, laßt ihr euch durch sie verführen oder beherrschen, so seid ihr verloren."

„Die Spanier und Räuber sind so kühn gewesen, euch anzugreifen, sie plündern, brennen und stiften Böses in Menge. Bekämpft sie, schlagt sie zurück, dringt in ihre Heimath, wenn ihr könnt:

ihr habt Verstärkungen an Mannschaft, ihr habt eine Kanone und zweihundert Pfund Pulver erhalten. Ihr werdet noch mehr bekommen, wir werden unverzüglich Anstalten treffen, daß ihr auch Mundvorrath bekommt."

„Wie aber auch der Erfolg sein mag, weder durch die Spanier, noch durch Räuber, wird die Colonie untergehen; eher durch den Widerstand, den wir von Seiten der Eigenthümer erfahren. Die Unfälle auf dem Cap haben bereits eine große Erschütterung hervorgebracht, noch ein Schritt, welcher der von uns gegebenen Richtung widerstreitet, und alles stürzt zusammen. Wir werden nicht im Stande sein, den Strom aufzuhalten; der Boden wird indessen bleiben, auch die Erzeugnisse werden wieder gedeihen, aber mit dem Besitz der Eigenthümer wird es aus sein."

„Wenn man den Spaniern oder Räubern weicht oder gegen sie schlaff wird, besser gesagt, wenn wir nicht den spanischen Antheil erobern, so überfallen, verbrennen, plündern und verwüsten jene alles."

„Wenn ihr die Maßregeln hintertreibt, die wir nehmen wollen, um stufenweise eine Befreiung vorzubereiten, die weiterhin unvermeidlich ist; so wird die Befreiung auf dem Wege der Empörung und der Eroberung vor sich gehen. Dann ist es geschehen um Anbau und Eigenthum, und was soll aus der persönlichen Sicherheit jedes freien Menschen werden, wer er auch sein mag und welcher Farbe er auch angehöre? Es wird auf St. Domingo nur das reine afrikanische Blut übrig bleiben und der

Boden nichts anderes darbieten, als eine Aufhäufung von Asche und Trümmern."

„Ihr habt unter euch unbesonnene Menschenfreunde, die eine schnelle und allgemeine Befreiung wollen; sie haben nicht berechnet, was eine solche Umwälzung aus Menschen machen dürfte, die noch nicht die Nothwendigkeit der Arbeit empfinden, weil sie in beschränkten Genüssen leben und folglich wenig Bedürfnisse haben. Ihr habt unter euch farbige Aristokraten, wie es deren unter den Weißen giebt, und die noch verkehrter und undankbarer, als die weißen Aristokraten sind. Diese demüthigen nur ihre Nachkommenschaft und schlagen sie nicht für immer in Fesseln. Ihr aber erklärt euch zu Feinden eurer Brüder, ihr wollt selbst eure Aeltern in der Sklaverei festhalten *). Ihr wollt mit den alten Freien auf gleicher Linie stehen und zugleich für immer die Denkmäler eines sklavischen Ursprungs beibehalten. Ergebt euch endlich einem reinen Republikanismus: wagt es, euch zu der Höhe der Menschenrechte zu erheben; bedenkt, daß der Grundsatz der Gleichheit nicht der einzige ist, daß die Freiheit ihm noch vorangeht. Die übel

*) Die Mulatten vergaßen in so fern ihren Ursprung, als sie den Schwarzen die Freiheit vorenthielten, deren sie doch als Abkömmlinge aus den gemischten Ehen der Indianer und Europäer von einer Seite nahe standen. Die Weißen sonderten sich in so fern von ihrer Nachkommenschaft ab, als diese mit fremdem Blute vermischt war, doch erhielt selbe im weitern Fortgange in den spätern Linien der Fortpflanzung die Freiheit.

verstandenen Interessen des Colonialanbaues haben uns genug und weit mehr als genug, dazu gezwungen, mit den ersten Gesetzen der Natur ein vorläufiges Abkommen zu treffen; die Furcht vor den Ausschweifungen, welche ein noch roher Menschenstamm begehen könnte, gebietet uns, den Anfang seiner bürgerlichen Gesittung abzuwarten, ehe wir ihn für frei erklären; laßt ihm wenigstens keine Zeit, seine Kraft zu fühlen und seine Unabhängigkeit auszusprechen; denn alsdann sind die Herren der Sklaven verloren!" —

Mehrere europäische Regimenter gingen zu den Spaniern über und die Commissaire, die ihren Anhängern nur Gleichheit anbieten konnten, sahen sich bald auch von denjenigen verlassen, auf welche sie mit Gewißheit gezählt hatten. Einer unter ihnen, Santhonax, der nur zwölf bis funfzehnhundert Mann und sehr wenig Munition bei sich hatte, wurde auf dem Cap von zahlreichen Haufen der Empörer bedroht, denen der Gebrauch der Waffen bereits anfing geläufig zu werden, und welche der Neger Jean-François befehligte, der schon damals durch seinen Ruf den Rebellen großes Zutrauen einflößte. Ein einziges Rettungsmittel blieb Santhonax noch übrig, so glaubte er wenigstens; es bestand in der allgemeinen Befreiung der Neger, sie wurde öffentlich bekannt gemacht; aber auch dieser feierliche Schritt, der unter den Colonisten Bestürzung verbreitete, setzte Santhonax in keine bessere Lage. Einige Neger, zufrieden mit der ihnen ertheilten Benennung freier Menschen, blieben ruhig bei ihren Herren und setzten ihre Arbeiten wie ehedem

fort. Die meisten verließen hingegen die Wohnungen der Pflanzer und flüchteten in die Gebirge, wo sie Regierungen nach Art der Republiken bildeten.

Indessen drohte neues Unglück auf St. Domingo loszubrechen. Die Befreiung, die das Gute nicht hervorbrachte, welches Santhonax davon erwartet hatte, führte Uebel herbei, die seinen Augen entgangen waren. Die Colonisten, welche voller Unzufriedenheit mit der gewährten Befreiung die Ohnmacht Frankreichs einsahen, ihre Lage zu verbessern, richteten ihre Blicke auf England; und während mehrere nach London entflohene große Eigenthümer der brittischen Regierung Anträge machten und zur Eroberung der französischen Colonien ihre Hülfe versprachen, traten andere in Grande-Anse vereinigte Eigenthümer für denselben Zweck zusammen. England hatte anfänglich diese Anerbietungen zurückgewiesen, aber seit der Kriegserklärung Frankreichs nahm das Kabinet von St. James nicht länger Anstand, und der General Williamson, Gouverneur auf Jamaica, erhielt Befehl, Streitkräfte nach St. Domingo zu entsenden, um sich der Plätze zu bemächtigen, welche die Colonisten ihnen zu überliefern gedachten. Hier folgen die 13 Artikel des Antrags, zu welchen sich die Colonisten in Grande-Anse vereinigt hatten.

1) Da die Einwohner von St. Domingo sich nicht an ihren rechtmäßigen Herrn wenden können wegen Abstellung der Tyrannei, unter welcher sie erliegen, so rufen sie den Schutz seiner brittischen Majestät an, leisten ihr den Eid der Treue, und bitten sie, vor der Hand die Colonie anzunehmen

und sie selbst als gute und treue Unterthanen anzusehen bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens, wo seine brittische Majestät, die französische Regierung und die verbündeten Mächte unter einander vollgültig über die Colonie St. Domingo entscheiden werden.

2) Bis zur Herstellung der Ordnung und Ruhe in der Colonie wird der Stellvertreter Sr. brittischen Majestät volle Gewalt haben, alle die Polizey- und Sicherheitsmaßregeln zu bestimmen und anzuordnen, die er für nöthig hält.

3) Niemand wird wegen der vorhergegangenen Unruhen zur Verantwortung gezogen werden können, mit Ausnahme derjenigen, die gerichtlich angeklagt sind, Brand und Meuchelmord veranlaßt oder ausgeübt zu haben.

4) Die Farbigen werden alle Vorrechte haben, deren diese Classe von Einwohnern in den englischen Colonien genießt.

5) Wenn beim Friedensschluß die Colonie unter brittischer Herrschaft bleibt, so sollen nichts destoweniger die Gesetze, welche sich auf das Eigenthum und auf die bürgerlichen Rechte beziehen, die vor der Revolution in der Colonie bestanden, beibehalten werden bis zur Bildung einer Colonialversammlung. Se. Majestät wird das Recht haben, selbe provisorisch zu halten, wie es das allgemeine Wohl und die Ruhe der Colonie erfordert. Bis dahin wird der Stellvertreter Sr. Majestät in allen einzelnen Zweigen der Verwaltung und Polizei durch einen Ausschuß von 6 Personen unterstützt werden,

die er aus den Eigenthümern der drei Provinzen in der Colonie zu wählen hat.

6) In Ansehung der Brandstiftungen, Aufstände, Empörungen der Neger, Diebstähle und Plünderungen, welche die Colonie verwüstet haben, hat der Stellvertreter Sr. großbrittanischen Majestät, vom Augenblick an, wo er von der Colonie Besitz nimmt, dem Verlangen der Einwohner gemäß, dieselben zu der Bekanntmachung bevollmächtigt, daß er für die Bezahlung der Schulden eine Frist von 10 Jahren bewilligt, welche mit dem Tage der Besitznahme anhebt, daß ferner die Aufhebung der Interessen mit dem Eintritte des ersten August 1791 beginnen und nur nach Verlauf der zur Zahlung der Schulden bewilligten zehnjährigen Frist zu Ende gehen wird; in der gedachten Frist sind jedoch weder die Schulden für Rechnung der Mündel und abwesenden Eigenthümer, noch auch diejenigen einzuschließen, die von den übergebenen Gütern der Eigenthümer herrühren.

7) Die Ein- und Ausfuhrgebühren für europäische Lebensmittel und Waaren werden auf demselben Fuß, wie in den englischen Colonien, festgesetzt werden.

8) Die Fabriken, welche weißen Zucker bereiten, werden das Recht behalten, ihre Erzeugnisse auszuführen, mit Verpflichtung auf diejenigen Bestimmungen, die in dieser Hinsicht nothwendigerweise zu treffen sind.

9) Die katholische Religion wird aufrecht er-

halten werden, ohne daß ein evangelischer Cultus Eingang hat.

10) Die örtlichen Auflagen, aus denen man die Kosten für die Garnison und Colonialverwaltung bestreitet, sollen auf demselben Fuß, wie 1789 erhoben werden, den Bestimmungen und Erleichterungen unbeschadet, die den abgebrannten Einwohnern bis auf den Augenblick zustehen, wo ihre Niederlassungen wieder hergestellt sein werden. Es soll demnach von der Colonie Rechnung geführt werden über alle die Vorschüsse, die Großbrittanien machen dürfte, um das Deficit der besagten Auflagen zu decken. Dieses Deficit, so wie alle öffentliche Ausgaben der Colonie (wohin aber nicht die Summen für den Dienst der königlichen Eskadre zu rechnen sind) werden von der Colonie getragen.

11) Der Stellvertreter Sr. brittanischen Majestät auf St. Domingo wird sich bei dem spanischen Gouverneur verwenden für die Zurückgabe der Neger und der auf spanischem Gebiete von den empörten Negern verkauften Thiere.

12) Die Einfuhr von Lebensmitteln, Thieren, Getreide und Holz aus den vereinigten Staaten wird in der Colonie auf amerikanischen Schiffen erlaubt sein.

13) Keine der genannten Bedingungen ist als Beschränkung der Gewalt anzusehen, welche das englische Parlament in Absicht auf die politische Regierung der Colonie ausüben wird.

Diese dreizehn Artikel waren von dem Herrn von Charmilly, einem einsichtsvollen, wohlgesinnten, wenn auch ehrgeizigen Mann, im Namen

der Einwohner von Grand-Anse unterzeichnet worden. Der General Williamson hatte sie von englischer Seite bestätigt, mit Ausnahme des 9. und 12., die einige Abänderungen erlitten.

Die englische Regierung handelte, wo nicht leichtsinnig, doch übereilt, daß sie ohne weitere Rücksichten auf eine Verbindung einging, die von so verschiedenen und völlig entgegengesetzten Interessen durchschnitten wurde; sie fehlte insbesondere auch darin, daß sie ihre Absichten, wenn sie es ernstlich meinte, nicht mit einem größern Aufwande von Kraft verfolgte. Schon ein flüchtiger Blick auf jene 13 Artikel zeigt, daß die Pflanzer darin am meisten sich selbst bedacht hatten; die übrigen Classen der Einwohner werden darin nur gelegentlich in allgemeinen Ausdrücken berührt, namentlich gehen die Neger ganz leer aus.

Zum bessern Verständniß der obwaltenden Spannungen und Richtungen ist es nothwendig, die besondere Lage der einzelnen Classen etwas näher ins Auge zu fassen. Die angesehensten und reichsten Pflanzer, denen es zum Theil auch nicht an Einsicht fehlte, wünschten vor allen Dingen Ruhe und Sicherheit, sowohl für Person als Eigenthum. Sie waren meistens Selbstlinge, die jedes andere Interesse dem ihrigen nachsetzten; ihr Vaterland bestand im Mammon, daher reichten sie auch England so bereitwillig die Hände, weil ihnen Frankreich bei seinen innern und äußern Kämpfen nicht diejenigen Vortheile verschaffen konnte, denen sie zunächst und überall mit leidenschaftlichem Eigennutz nachgingen. Unter den übrigen weißen Pflan-

zern gab es viele Republikaner, die mit Leib und Seele an den Grundsätzen der Revolution hingen und daher die damalige französische Regierung jeder andern vorzogen. Von den englisch gesinnten Pflanzern, wie von den Anhängern der Revolution, unterschieden sich wieder wesentlich alle diejenigen Personen, welche ohne innere Haltung die Gelegenheit für ihre Göttin erklärten und sich nach dem Winde des Glücks oder Unglücks bald auf diese, bald auf jene Seite neigten. Unter den Mulatten hatte jede dieser Stimmungen ihre Parteigänger, eben deshalb konnten sie auch selten auf die Länge zu einem dauerhaften Verein kommen. Dieser Mangel an Einheit und Beständigkeit rührte freilich größtentheils aus der Stellung her, die sie zwischen den weißen Pflanzern und den Schwarzen einnahmen, und die eine gewisse politische Halbheit ihnen fast nothwendig machte. Einen sehr bedeutenden Einfluß übten außerdem die freigelassenen Sklaven aus, theils durch ausgezeichnete physische Kräfte, theils durch bewunderungswürdige Talente, theils durch seltene Charakterstärke, die sie im Bösen, so wie im Guten entwickelten. Nimmt man nun die zahlreiche Bevölkerung hinzu, die aus bloßen Sklaven bestand und die jetzt in allen Seelentiefen von dem mächtigen Rufe der Freiheit durchschüttert wurden und dadurch mit den bevorrechteten Ständen in die gefährlichste blutigste Reibung kamen, so hat man einen ungefähren Ueberblick von der Lage der Dinge, und kann darnach den Gang der Ereignisse im Allgemeinen beurtheilen.

Der General Williamson, voll Vertrauen auf die Versprechungen der Colonisten, und überzeugt, daß die Erscheinung der englischen Flagge in einem der Häfen hinreichen würde, um die Eroberung der ganzen Insel zu vollenden, begnügte sich auf einigen Fregatten ungefähr 900 Mann einzuschiffen, unter den Befehlen des Obersten Whiteloke. Diese Landungstruppen gingen den 9. September 1793 von Jamaika ab und langten 10 Tage darauf in Jérémie an, wo sie ausstiegen, ohne irgend ein Hinderniß zu finden. Bald waren der Mole, St. Nicolas, Saint-Marc, Arcahaye, Groß-Goave und fast alle wichtige Plätze des Südens in den Händen der Engländer. Nur erst bei Tiburon stießen sie auf Widerstand, bemächtigten sich jedoch nach einigen Angriffen dieses Platzes. Der Commissär Santhonax, der nicht mehr wußte, wie er den rastlos fortschreitenden Abfall aufhalten sollte, befahl dem General Laveaux, alle Orte zu verbrennen, die er gezwungen dem Feinde überlassen müsse. Durch diese fürchterliche Maßregel, welche die verzweiflungsvolle Lage der Franzosen nothwendig machte, kam es zwischen den Commissären zum Bruch.

„Von dem Befehl, den Sie gegeben haben — schrieb Polverel an Santhonax — ist nur noch ein kleiner Schritt bis zum Verbrennen der Capstadt, und Sie werden bald sehen, daß wir es sind, die diese Stadt in Asche gelegt haben."

Im Norden hatten die kriegerischen Unternehmungen der Republikaner keinen bessern Erfolg. Die Spanier, unterstützt von den Negern, welchen

sie alle möglichen Ehrenbezeigungen und Titel zugestanden, faßten jeden Tag mehr Fuß; es schien unmöglich, die feindliche Ueberschwemmung zurückzutreiben, die außerdem noch durch fortdauernden Abfall begünstigt wurde. Die Commissäre suchten Hülfe beim Schrecken, um den Sturm zu beschwören; man stellte in Port-au-Prince die Guillotine auf, die um diese Zeit in Frankreich so viele Ströme Blut vergoß; aber nach der ersten Hinrichtung erhoben sich alle Einwohner dagegen und dieses scheußliche Mordwerkzeug der Revolution wurde vernichtet.

Eine englische Eskadre bedrohte die Stadt Port-au-Prince mit zwei Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren leichten Fahrzeugen, und den 2ten Februar 1794 ließ der Commandant Ford, Befehlshaber der Eskadre, Santhonax auffordern, ihm die Stadt, so wie die im Hafen befindlichen Schiffe zu übergeben. Er brauchte zu dieser Sendung als Parlementair einen Land- und zwei Seeofficiere, die mit Santhonax persönlich zu unterhandeln verlangten. „Engländer — erwiederte der feurige Franzose — können mir nichts Geheimes zu sagen haben, reden Sie öffentlich oder entfernen Sie sich." Der eine von den beiden Seeofficieren entgegnete hierauf: „Ich komme, Sie im Namen des Königs von England aufzufordern, ihm diese Stadt zu übergeben, die er unter seinen Schutz nehmen will. Wir werden — fiel Santhonax ein — eben so wenig Port-au-Prince, als die 32 Schiffe, die im Hafen sind, unter dessen Schutz stellen, und wenn sie ja in diesen Platz eindringen

sollten, so werden die Engländer von dieser ganzen Flotte nichts bekommen, als den Rauch, denn die Asche derselben wird in diesem Falle dem Meere gehören."

Die Menge ehrte diese kraftvolle Antwort mit dem Rufe: Es lebe Santhonax! es lebe die Republik! Die Parlementaire kehrten unverrichteter Sache an den Bord ihrer Schiffe zurück. Eine zweite Aufforderung hatte keinen bessern Erfolg; die feste Haltung des Commissärs bewegte die Engländer zum Rückzuge, da sie sich in der Hoffnung getäuscht sahen, Port-au-Prince werde sich ihnen eben so leicht als Jérémie öffnen.

Kaum war diese Gefahr vorüber, so folgte ihr eine andere. Montbrun, ein farbiger und ehrgeiziger Befehlshaber, unzufrieden wegen der Gunst, in welcher Desfourneaux, einer von den höhern Officieren bei Santhonax, stand, und vielleicht noch mehr wegen der Verstärkungen, die der eben genannte Commissair aus den angeworbenen und freigegebenen Schwarzen zog, welche dem 48sten französischen Regimente einverleibt worden waren, gewann ein Bataillon von der Legion Egalité, mit welchem er während der Nacht das Bataillon des bezeichneten Regiments angriff.

Es zog sich in guter Ordnung zurück; den folgenden Tag schrieb Montbrun, noch immer unter den Waffen und umgeben von plünderungssüchtigen Schwarzen, an den Commissair, daß er für das Leben keines Weißen stehen könne, so lange das Bataillon des 48sten Regiments nicht eingeschifft würde. Santhonax fühlte die Bedrängniß seiner

Lage, er gab nach, sah aber wohl ein, daß von nun an seine Macht gebrochen war. Polverel war bei der ersten Nachricht von diesen Vorfällen nach Port-au-Prince geeilt, um seinen Einfluß auf den Befehlshaber Montbrün und den Präsidenten Pinchinat zu versuchen; aber der letztere war damals schon gesunken und jener, eine Kreatur Polverel's, zu weit gegangen, als daß er hätte können stillstehen.

Bald darauf, den 30. Mai, legte sich eine englische Eskadre von vier Linienschiffen und vielen kleinern Fahrzeugen auf der Rhede von Port-au-Prince vor Anker. Die Seemacht befehligte der Commandeur Ford, die Landtruppen der General Whyte. Die Engländer wurden von zahlreichen französischen Ausgewanderten unterstützt, die, abgewiesen bei dem Heere des Prinzen Condé, sich auf der englischen Eskadre eingeschifft und darauf theils mit den Freikorps vereinigt hatten, die gegen die Republikaner kämpften, theils mit der Legion Montalembert, die aus den Colonisten bestand, die in Grande-Anse unter die Waffen getreten waren.

Mitten in der Nacht überlieferte eine Verrätherei den Engländern die Barriere des Fort Bizoton; unter den Soldaten der Garnison, die Montbrun befehligte, verbreitete sich Verwirrung, sie wichen aus ihrer wichtigen Stellung und begaben sich nach Port-au-Prince zurück, welches sie nicht mehr vertheidigen konnten. Die Commissaire überzeugten sich schnell von der Fruchtlosigkeit des Widerstandes, sie bekräftigten in der Stille die Uebergabe und wandten sich unter dem Schutze einer

schwachen Abtheilung von Schwarzen zu dem General Rigaud nach Jacmel. Kaum waren sie daselbst angekommen, als der Capitain des Schiffes Chambon landete mit der Meldung, daß sie von dem Nationalconvent in Anklagestand versetzt seien. Sie hätten den Gehorsam verweigern können, zogen jedoch die Unterwerfung vor und begaben sich an den Bord der Espérance.

Die Legion Montalembert drang zuerst in Port-au-Prince ein, den fünften Junius Abends um fünf Uhr. Beranger, ein Officier dieser Legion, warf sich auf das Fort St. Joseph, wohin sich aus Furcht vor dem überschwemmenden Andrange der Schwarzen diejenigen Weißen geflüchtet hatten, denen es nicht möglich gewesen war, auf den Kauffahrteischiffen unterzukommen. Beranger las eine Liste von dreißig Personen ab. Beim Ausgange aus der Feste gab der Unmensch mit einer Pistole Feuer auf jeden Einzelnen, der hervortrat, und stürzte ihn über den Anhang der Feste herab mit den Worten: Republikaner, schicke dich an zum Sprunge vom tarpejischen Felsen. Sie wären alle auf die Weise umgekommen, wenn nicht der englische General Whyte eine Kanonierkompagnie mit zwei Adjutanten von Léogane herbeigesandt hätte, die diesem Mordfeste ein Ende machten. Eben derselbe erklärte sich den 6ten Junius auch öffentlich gegen diesen Frevel. Der verruchte Beranger entrann zwar für dießmal noch, ertrank aber bei seiner Flucht nach Jérémie.

Es hatte das Ansehen, als sollte die Ruhe zurückkehren: die Engländer und Spanier arbeiteten,

wie es schien, gemeinschaftlich auf dieselbe hin. Noch standen zahlreiche Banden von Schwarzen unter den Waffen; man wußte indessen, daß sie den Spaniern gehorchten und dieß flößte Sicherheit ein. Das Zutrauen stellte sich ganz besonders dadurch wieder ein, daß die Spanier die ausgewanderten Kreolen einluden, nach St. Domingo, ihrem Vaterlande, zurückzukehren, und von ihrem Grund und Boden wieder Besitz zu nehmen. Eine beträchtliche Anzahl von Einwohnern aus Fort-Dauphin, die in den vereinigten Staaten eine Zuflucht gegen die Wuth der Empörer gesucht hatten, glaubte, daß die Gefahr vorüber sei und fand sich in den verlassenen Wohnsitzen wieder ein. In derselben Zeit lagerte sich Jean François mit seinen Horden vor den Thoren der Stadt; da er wahrnahm, daß man keine Anstalten traf, ihn zurückzutreiben, weil man die Ueberzeugung hegte, sie kämen zur Unterstützung der Spanier, so theilte er seine Neger in kleine Haufen ein, und ließ sie die Straßen der Stadt durchziehen. Die spanische Garnison griff zu den Waffen, und auf das Signal, das ein spanischer Priester, ein Freund von Jean François gab, begann das gräßliche Gemetzel. Die Schwarzen hatten sich in Gesellschaft der Spanier zu diesem Bacchanal des Mordes vorher durch die Messe weihen und förmlich einsegnen lassen; die Franzosen waren ihnen als Feinde der Heiligen und der Könige bezeichnet worden, so glaubten sie dem Himmel einen Dienst zu erweisen, während sie der Hölle dienten. Alle Franzosen, auf die man stieß, wurden niedergemacht, die Häuser gestürmt, man

schonte weder Geschlecht noch Alter, so daß von 1000 Einwohnern nur 14 am Leben blieben.

Die seit einiger Zeit verzweiflungsvolle Lage der Franzosen nahm plötzlich eine glückliche Wendung. Während das Schlachten noch immer fortdauerte, die Banden empörter Sklaven täglich anschwollen und alle Theile der Insel verwüsteten, sammelte der Befehlshaber Montbrun in Jacmel die wenigen Truppen, die der französischen Regierung treu geblieben waren. Der schon früher erwähnte Mulattenanführer Rigaud, jetzt General, früher Goldschmidt, stellte eine kleine Armee her, ließ Montbrun verhaften und schickte ihn nach Frankreich; unterstützt von Pétion, der im Laufe der Zeit eine so entscheidende Rolle gespielt hat, ingleichen von Beauvais, beunruhigte er die Engländer und ihre Verbündeten gar bald sehr ernstlich und entriß ihnen nach und nach die Plätze wieder, z. B. Léogane, Tiberon, deren Besitz sie hauptsächlich der Treulosigkeit zu danken hatten. Besiegt von einer Handvoll Soldaten, eng eingeschlossen in Grande-Anse suchten die Engländer Hilfe bei ihrem Golde. Von dem leicht und schnell erstiegenen Gipfel des Glückes waren sie hauptsächlich herabgesunken durch den Mangel an Verstärkung, durch die Regellosigkeit der Verwaltung, welche unverhältnißmäßige Summen verschlang oder unterschlug, durch den mannigfaltigen und schweren Dienst, welcher die Soldaten erschöpfte und durch die Veränderlichkeit der politischen Gesinnung, die sich von ihnen jetzt eben so kalt abwandte, als sie ihnen früher lebhaft entgegen gekommen war; zu diesen Uebeln gesellte sich

endlich noch eine verheerende Krankheit, welche auch unter denen, die dem Tode entkamen, einen tiefen und allgemeinen Mißmuth verbreitete.

Unter allen Generalen war keiner den Engländern so furchtbar, als Rigaud, sie boten ihm, wenn er sich von seinen Truppen zurückziehen wollte, als Preis der Unehre drei Millionen Franken an, die er aber mit edler Uneigennützigkeit ausschlug. Aehnliche Zumuthungen wurden dem hochherzigen General Laveaux gemacht; ihn hoffte man jedoch wohlfeiler und zwar für 50,000 Thaler zu erkaufen. Er war von altem Adel, hatte durch die Revolution viel verloren und noch mehr für die Bedürfnisse des Kriegsdienstes aufgeopfert. Im gerechten Zorn des beleidigten Ehrgefühls schrieb er dem General Whiteloke, von dem der verrätherische Antrag ausgegangen war, folgenden Brief: „Erlauben Sie mir, daß ich mich bei Ihnen selbst über den Schimpf beschwere, den Sie mir anthun, indem Sie sich einbilden, ich sei schlecht und niederträchtig genug, um nicht durch das Anerbieten von 50,000 Thalern durch und durch zur Rache empört zu werden. Darin haben Sie sich selbst beleidigt. Ich bin General, bis jetzt habe ich verdient, die Armee zu befehligen. Sie haben mich in den Augen meiner Waffenbrüder entehren wollen. Das ist eine Schmach, wofür Sie mir persönliche Genugthuung schuldig sind; ich verlange selbe im Namen der Ehre, die unter den Völkern behauptet werden muß. Ehe es also zur allgemeinen Entscheidung der Waffen kommt, fordere ich Sie zu einer besonderen zwi-

schen uns beiden auf, bis daß einer von uns fällt. Ich lasse Ihnen die Wahl der Waffen, zu Fuß oder zu Pferde. Ihre Eigenschaft als Feind gab Ihnen kein Recht, mich persönlich zu beschimpfen; als Privatmann verlange ich Genugthuung für eine Beleidigung, die Sie mir als Einzelnem zugefügt haben."

Der General Whiteloke blieb die geforderte Genugthuung schuldig und erneuerte seine frühern Anerbietungen, wahrscheinlich mehr in der Absicht, ihnen durch den Eifer der Wiederholung einen täuschenden Schein von Geradheit zu geben, als in der Hoffnung, damit zum Ziele zu gelangen. Laveaux war damals provisorischer Gouverneur der Colonie; da die Capstadt ihm keine Mittel zur Vertheidigung darbot, so verließ er sie, um sich der Schildkröteninsel gegenüber festzusetzen, indem er in derselben Gegend Verschanzungen anlegen ließ, wo die Franzosen und Flibustier als Eroberer St. Domingo's ihre ersten Niederlassungen gegründet hatten. Port-de-Paix, der Hauptort dieses kleinen Gebiets, wurde von allen Seiten befestigt und unter dessen Mauern trotzte Laveaux allen Anstrengungen der Engländer, die in einer Entfernung von 30 Meilen, Herren des Mole Saint Nicolas, von der Höhe herab alle Außenpunkte von Port-de-Paix beherrschten; während die Spanier, Besitzer des ganzen Nordens, die Stellung der Franzosen mit jedem Tage enger und enger eingeschlossen hatten. Es fehlte diesen außerdem an Proviant und Kleidung, schon seit längerer Zeit gingen die Soldaten baarfuß; Laveaux konnte nur noch da-

durch Ordnung und Mannszucht aufrecht erhalten, daß er nahe Verstärkungen aus dem Mutterlande versprach. Da sie ausblieben, verkaufte der brave Laveaux alle seine entbehrlichen Habseligkeiten, die Achselbänder nicht ausgenommen; seine Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher: da riß ihn plötzlich der Beitritt eines Anführers der Neger aus allen seinen Verlegenheiten; dieser war kein anderer als Toussaint Breda, der den ersten Grund zur nachherigen Freiheit St. Domingo's gelegt hat.

Er wurde 1745 als Sklave auf der Pflanzung des Grafen Noé, nicht weit vom Cap français geboren; diese Angabe ist wenigstens sicherer, als die Meinung, zufolge der er aus Afrika herübergekommen sein soll. Wie die griechischen Städte sich einst um den Ruhm stritten, in welcher von ihnen der unsterbliche Sänger Homeros das Licht der Welt erblickt habe; so suchten auf ähnliche Weise auch mehrere Pflanzer eine Ehre darin, die ehemaligen Herren Toussaint's gewesen zu sein. Zur Zeit des Negeraufstandes 1791 war er noch Sklave auf der Besitzung, die man mit den wahrscheinlichlichsten Gründen für seinen Geburtsort hält. Er zeichnete sich schon früh, selbst bei den gemeinsten Beschäftigungen, durch seltene Fähigkeiten und feurige Lernbegierde aus. Der Mangel an Hilfsmitteln konnte seinen emporstrebenden Geist nicht niederhalten; er lernte, trotz der mannigfaltigen äußern Hemmungen, lesen, schreiben und rechnen, und wandte die erworbenen Kenntnisse mit dem größten Eifer an, seiner weitern Bildung obzuliegen, so viel es die Umstände nur immer erlauben

wollten. Seine Mitsklaven bewunderten ihn als eine außerordentliche Erscheinung; endlich wurde auch der Aufseher der Pflanzung, Bayon de Libertas, aufmerksam auf Toussaint und beförderte ihn von den Verrichtungen des Landbaues zu der Stelle eines Postillons; ein solcher Dienst brachte nicht nur Geld, sondern auch Ehre und wurde von den Sklaven als der Gipfel ihres Glücks betrachtet. Diese Gunsterweisung machte auf das empfängliche Gemüth Toussaint's einen so tiefen Eindruck, daß er sich gegen seinen Wohlthäter zur kindlichsten Dankbarkeit verpflichtet fühlte, und demselben auch später unter schwierigen Verhältnissen die zartesten Beweise davon gab. So soll er auch in der Behandlung der Thiere eine gefühlvolle Schonung und Aufmerksamkeit gezeigt haben; er lebte mit ihnen, wie ein gutgearteter Naturmensch auf dem Fuße einer geselligen Annäherung; will man doch sogar behaupten, er habe sich denselben durch mimische Kunstgriffe auf gewisse Weise verständlich machen können. Gegen seine Mitsklaven zeigte er so viel Güte und Geduld, daß er deshalb oft zur Zielscheibe ihrer Neckereien dienen mußte; es scheint indessen, daß diese sanften, einnehmenden Sitten nicht bloß ein reiner Ausfluß seines Herzens waren, sondern nebenbei auch in Berechnungen einer weitsehenden Klugheit ihren Grund hatten. Toussaint verheirathete sich in einem Alter von 25 Jahren, und fühlte sich als Gatte, bald auch als Vater glücklich, wiewohl er noch immer Sklave war; denn Bayon meinte es zwar wohl mit ihm, konnte sich aber doch nicht so weit

über Vorurtheil und Privatinteresse erheben, um seinem ausgezeichneten Günstlinge die Freiheit zu ertheilen. Toussaint hatte jetzt Vermögen und Muße genug, um für die Bedürfnisse seines Geistes ruhiger und ernstlicher sorgen zu können; im Umgange mit einigen Priestern hörte er reden von verschiedenen Werken eines tiefern Gehalts und dieser Funken entzündete sich in seiner Seele schnell zur Flamme. Unter allen Schriftstellern zog ihn Raynal am meisten an; er fand in den Werken desselben den mächtigsten Anklang für die mannigfaltigen Bewegungen, die sein Inneres stiller oder lauter durchdrangen; er wagte es, an den Tag der Freiheit zu glauben, welchen Raynal den unterdrückten Sklaven mit prophetischer Stimme verkündigte; und vielleicht ermannte er sich schon damals zu dem geheimen Entschluß, für die Seinigen der Befreier zu werden, auf den jener Geschichtschreiber bei der weitern nothwendigen Entwickelung St. Domingo's hingewiesen hatte. Durch eine französische Uebersetzung des Epiktet befreundete er sich mit den sittlichen Grundsätzen dieses Philosophen und wandte sie auf vorkommende Verhältnisse oft mit treffendem Nachdruck an. Mit dem heißesten Durste verschlang er insonderheit die alten Historiker; die einfache, großartige Welt, welche sie darstellen, lag seinem Geiste näher, als das gothische verschränkte Wesen der späteren Zeiten; von den Erzählungen der Thatsachen erhob er sich zu den allgemeinen Lehren der Staats- und Kriegskunst *). Was die äußere

*) Ein authentisches Verzeichniß zählt unter dem

Gestalt betrifft, so hatte Toussaint eine männliche Bildung und eine mehr als mittlere Größe. Der Ausdruck seines Gesichts flößte Achtung und Ehrfurcht ein; seinen Manieren fehlte es, sobald er wollte, nicht an Feinheit; immer aber erschienen sie leicht und zwanglos. Seine Uniform war eine Art blauer Jacke, mit einem großen rothen Kragen, der über die Schultern herabhing, mit rothen Aufschlägen, acht Reihen goldener Litzen auf jedem Arme und einem Paar großer goldener Achselbänder, die nach hinten zu geworfen waren; eine Weste und lange Beinkleider von Scharlach, Halbstiefeln, ein runder Hut mit rother Feder und der Nationalkokarde. Dazu kam noch ein ungeheurer großer Säbel, der den charakteristischen Eindruck vollendete. — So viel für jetzt über den merkwürdigen Mann, welcher St. Domingo eine andere Gestalt geben sollte. Er nannte sich späterhin Toussaint Louverture, um der Colonie anzudeuten, wie ein französischer Geschichtschreiber bemerkt, daß er ihr die Thür einer bessern Zukunft zu eröffnen hoffe.

Büchervorrathe Toussaint's folgende Werke auf: Scriptores de re militari; Cäsars Denkwürdigkeiten ins Französische übersetzt; Geschichte Alexanders und Cäsars von de Claison; Geschichte der Revolutionen in England und Spanien von d'Orleans; die Rêveries militaires des Marschalls von Sachsen; militärische Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer von Guichard; Herodots Werke; Le Beau's Abhandlungen der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften; Loyd's militärische und politische Denkwürdigkeiten; die Lebensbeschreibung des Plutarch, des Cornelius Nepos rc.

Ehe sich die Sklaven auf dem Gebiete des Grafen Noé empörten, fragten sie Toussaint, der unter ihnen in großem Ansehen stand, um seine Meinung über das Unternehmen, das sie wagen wollten; er ging aber mit seinen wahren Ansichten damals nicht heraus; vielleicht wartete er auf einen Zeitpunkt, der seinen brennenden Wünschen ein größeres Feld der Thätigkeit anzuweisen vermochte; vielleicht hielt ihn auch die Rücksicht auf seinen Wohlthäter Bayon de Libertas von jedem entscheidenden Schritte ab. Denn nachdem er diesen durch die zweckmäßigsten Anstalten und die thätigste Unterstützung auf das Festland von Amerika hinüber gerettet und eben denselben nach seiner Ansiedlung in Baltimore mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen versorgt hatte, säumte er keinen Augenblick länger, die Sache seiner unterjochten Brüder auch für die seinige zu erklären. Er vereinigte sich mit dem Heerhaufen, welchen der Neger Biassou anführte. Man legte ein so großes Gewicht auf seine persönliche Theilnahme, daß er dem erwähnten Befehlshaber unmittelbar als Lieutenant beigegeben wurde; zu dieser Auszeichnung kam noch eine andere, nämlich der komische Titel eines Arztes der spanischen Armee. Seitdem die afrikanischen Schwarzen zu den Spaniern übergetreten waren, erhielt Toussaint von diesen den Rang eines Obersten. Biassou, der seine großen militärischen Talente durch barbarische Wildheit verdunkelte, war eben gestorben, bald nach dem Verluste seines Postens und Ansehens. Toussaint war vollkommen der Mann dazu, die entstandene Lücke auszufüllen; aber Jean François,

ein anderer Anführer der Neger, der auch schon früher erwähnt worden ist, zeigte keine Lust, mit einem frischen Emporkömmling, der leicht zum gefährlichen Nebenbuhler erwachsen konnte, die Gewalt zu theilen. Toussaint's Ehrgeiz wollte sich nicht mit dem zweiten Platze begnügen, und die Eifersucht, welche er über Jean François empfand, der nur schwer zu überflügeln war, entführte ihn aus den Reihen der Spanier in die Arme der Franzosen, bei denen er für seine kühnen Entwürfe einen günstigeren Spielraum zu finden meinte; auch mochte ein Rest von alter Neigung ihn zu diesem Entschlusse bestimmen; endlich hatte ihn auch der General Laveaux für den Fall seines Uebertrittes die lockendsten Anerbietungen gemacht.

Toussaints Einfluß auf die Schwarzen war unermeßlich; sobald als Laveaux auf denselben fußen konnte, verabschiedete er die Banden von Jean François, unterwarf den ganzen Norden mit Ausnahme des Mole St. Nicolas, den die Engländer fortwährend behaupteten. Im Westen trieb sie Toussaint Louverture bis zu den Quellen des Artibonite und zwang sie, sich nach St. Marc zu werfen.

Er hatte sein Lager bei la petite Rivière aufgeschlagen, als es ihm einfiel, den englischen Befehlshaber Thomas Brisbanne durch eine List zu fangen, die, sollte sie auch mit der Würde eines großen Charakters in anderen Lebensverhältnissen streiten, im Kriege wenigstens zu den erlaubten Freiheiten gehört. Brisbanne hatte die Schlinge gemerkt und zu der verlangten Unterredung an sei-

ner Stelle einen französischen Emigranten, außerdem einige Farbige abgesandt, die ganz in Englands Interesse waren. Gleich mit den ersten Worten boten sie Toussaint einen Preis als Lohn seines Abfalles. Auf diesem Vorschlage hatte sie der Anführer der Neger eben ertappen wollen; er bemächtigte sich sogleich ihrer Personen und ließ sie, zusammen 27, durch Gewalt der Waffen umbringen, weil sie, wie man öffentlich verbreitete, einen Offizier der Republik hatten bestechen wollen. So lange nicht nähere und vollkommen glaubwürdige Nachrichten über diese Begebenheit vorliegen, ist ein reines und erschöpfendes Urtheil darüber unmöglich.

Nach dieser Hinrichtung unternahm Toussaint die Belagerung von St. Marc; er scheiterte jedoch in dieser Unternehmung, wie der General Rigaud in seinem Angriffe auf Port-au-Prince.

Den 22. Julius 1795 überließ der König von Spanien, zufolge des Basler Friedens, der französischen Republik vollständig den ehemaligen spanischen Antheil von St. Domingo; die Hauptartikel (der 9te und 10te) lauten darüber also:

„Der König von Spanien tritt ab, und überläßt für sich und seine Nachkommen der französischen Republik als vollkommenes Eigenthum den ganzen spanischen Antheil von St. Domingo."

„Einen Monat darauf, wann die Kenntniß von der Bestätigung des gegenwärtigen Vertrags auf der Insel erfolgt ist, werden die spanischen Truppen sich bereit halten, die Plätze, Häfen und Besitzungen zu räumen, welche sie inne haben, um sie den

Truppen der französischen Republik zu übergeben, und zwar in dem Augenblicke, wo diese zum Empfange erscheinen."

„Die erwähnten Plätze, Häfen und Besitzungen werden der französischen Republik überliefert mit den Kanonen, Kriegsvorräthen und den nöthigen Vertheidigungsmitteln, wie selbe in dem Augenblicke vorhanden sind, wo dieser Vertrag auf St. Domingo wird zur Kenntniß gelangen."

„Die Unterthanen des spanischen Antheils, die wegen ihres Vortheils oder anderer Beweggründe für sich und ihr Eigenthum den Aufenthalt in den Besitzungen Sr. katholischen Majestät vorziehen, können sich nach denselben innerhalb eines Jahres begeben, dasselbe von dem Datum des gegenwärtigen Vertrags an gerechnet."

„Die Generale und Befehlshaber der beiden Völker werden sich über die Maßregeln verständigen, welche die Vollziehung dieses Artikels erheischen."

„Den Individuen beider Nationen wird freie Hand gewährt über die Effekten, Einkünfte, Güter, von welcher Art sie sein mögen, gleichviel, ob sie wegen des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien zurückbehalten, in Beschlag genommen oder confiscirt worden sind; imgleichen eine schnelle Rechtspflege in Betreff der besondern Schuldforderungen, die einzelen Personen in den Staaten der unterhandelnden Mächte zustehen."

Bei der Nachricht dieses Vertrags nahm sich England zu einer letzten Anstrengung gegen St. Domingo zusammen. Es rüstete unter der Anfüh-

rung des Brigadegenerals Howe eine Eskadre gegen die Insel aus; allein es verflossen mehr als sechs Monate zwischen dem Absegeln der Schiffe aus dem Hafen von Cork und ihrer Ankunft beim Cap St. Nicolas. Diese Truppen landeten im December desselben Jahres, 3000 Mann stark, und schlossen zu Lande Léogane ein, das im Besitz der Franzosen geblieben war, während die Schiffe des Admirals Parker die Blokade zur See unternahmen; dieser doppelte Angriff hatte indessen keinen Erfolg und der Feind zog sich bald wieder zurück.

Rigaud beschuldigte insgeheim den General Laveaux einer parteiischen Vorliebe gegen die neuen Freigelassenen, auf welche die Franzosen natürlich für den Augenblick sicherer rechnen konnten, als auf die alten; auch die Farbigen des Nordens und Südens maßen mit eifersüchtigen Augen das Zutrauen und die Gunst, welche der Befehlshaber der Schwarzen genoß, so daß Villate, ein Anführer der Farbigen, kein Bedenken trug, den General Laveaux und obersten Kriegskommissär Perroud in der Capstadt selbst verhaften und beide in einen Kerker werfen zu lassen. Glücklicherweise eilte Toussaint, an der Spitze von 10,000 Schwarzen, zu ihrer Befreiung herbei, Villate mußte sich mit seinen Anhängern in das Lager von Martilliere flüchten, wo sie sich vertheidigungsweise behaupteten, während Laveaux aus Dankbarkeit für die geleisteten Dienste, Toussaint für die Regierung von St. Domingo zu seinem Lieutenant ernannte und in einer öffentlichen Be-

kanntmachung erklärte: „daß derselbe der von Raynal verheißene Spartacus sei, berufen, die an seinem Volke verübten Mißhandlungen zu rächen." Er bezeichnete ihn zugleich als den Rächer der eingesetzten Behörden und versprach, daß künftig nichts ohne Verabredung mit ihm und ohne seinen Rath unternommen werden sollte. Vielleicht ging Laveaux in diesen Aeußerungen weiter, als die Klugheit anrieth und seine Stellung erlaubte. Der unmittelbare Vortheil, der aus Toussaints Zuziehung bei den öffentlichen Geschäften hervorging, wirkte eben so schnell als kräftig; denn von jetzt an faßten die Schwarzen weit mehr Herz zu den Weißen und der größte Theil derselben fügte sich freiwillig. Um diese Zeit kehrte Santhonax aus Frankreich zurück, begleitet von vier neuen Amtsgenossen; er hatte die gegen ihn erhobenen Anklagen siegreich zu Boden geschlagen und von Neuem die Gunst der Regierung erlangt; Polverel war in Frankreich gestorben; Roume erschien ebenfalls wieder auf dem Schauplatze; die drei andern Commissaire waren Giraud, der nur eine unbedeutende Rolle spielte, Leblanc, der nicht Zeit hatte, sich in seine Lage zu finden, so schnell überraschte ihn der Tod, und Raymond, ein Farbiger, der seit 1784 in Paris das Interesse seines Volks als Geschäftsführer wahrgenommen hatte. Die Commissaire fanden die Colonie in einem ziemlich glücklichen Zustande, sie bot wenigstens für die Zukunft günstige Aussichten dar. Santhonax ging nach seinem heftigen, wagelustigen Charakter lieber darauf aus, die Leidenschaften in frische Flammen zu setzen, als die vorwaltende Stim-

mung und das Wohlwollen, mit dem man ihn empfangen hatte, für die Vereinigung der verschiedenen Parteien anzuwenden. Er hatte freilich Recht, wenn er glaubte, daß Frankreich seinen Einfluß auf St. Domingo nur durch fortwährende Spannung der Gemüther behaupten könne; denn in dem Maaße, als die Eingebornen näher zusammen traten, mußten sie ihre Kraft fühlen lernen, und dieses Bewußtsein schwächte nothwendigerweise die Verbindung mit dem Mutterlande. Das größte Uebel unnatürlicher Verhältnisse besteht eben darin, daß sie durch jedes Palliativmittel eine gefährlichere Gestalt annehmen, so lange man sich nicht zu einer Radikalkur entschließen kann, darf, oder will. Santhonax fing seine Laufbahn damit an, daß er die beiden Collegen, Giraud und Leblanc, geschickt auf die Seite schob, die seinem durchgreifenden, eigenmächtigen Verfahren besonders im Wege standen; die beiden anderen flößten ihm keine Besorgniß ein; Roume war anderwärts in der Abtretungsangelegenheit zwischen Frankreich und Spanien beschäftigt und Raymond schwach und leicht zu regieren.

Toussaint, der ein vorzügliches Talent besaß, sich den Negern auf eine eindringende Weise verständlich zu machen, arbeitete jetzt eifrig an der sittlichen Verbesserung der Colonie; er rief die Landbebauer in ihre Wohnungen zurück; nach seinem Willen sollten die Schwarzen wie sonst arbeiten, nur mit dem Unterschiede, daß sie als freie Menschen behandelt würden, mit der Verpflichtung für die Herren, ihnen wie Arbeitern Lohn zu

zahlen oder ein Viertel von dem Ertrage ihres Bodens abzutreten. „Ich habe nicht Lust — so erklärte Toussaint laut — für einen Neger der Küste zu gelten; ich werde mich eben so gut als andere darauf verstehen, aus dem Reichthume des Bodens Nutzen zu ziehen; die Freiheit der Schwarzen kann sich nur befestigen durch das Gedeihen des Ackerbaues."

Santhonax, der jetzt als Commissär freie Hand hatte, erkannte augenblicklich die Nothwendigkeit, Toussaint zu gewinnen, dessen Macht mit jedem Tage wuchs; er ernannte ihn daher zum Divisionsgeneral. Diese Auszeichnung war weit davon entfernt, Toussaint's Ehrgeiz zu befriedigen, sie entzündete denselben nur noch mehr, indem sie ihm die Stufen zeigte, die noch zu ersteigen waren; er fühlte Kraft und Beruf in sich für die erste Rolle, wie hätte er sich mit der zweiten begnügen sollen und zwar unter Umständen, die ihn mit Gewalt empor rissen? Die Engländer hatten jetzt auf mehreren Punkten einen harten Stand; Rigaud, so eifersüchtig er auch auf das wachsende Ansehen Toussaint's war, setzte jenen darum nicht weniger lebhaft im Süden zu; er hätte vielleicht geradezu mit der französischen Regierung gebrochen; aber der Gang der Ereignisse gebot ihm Zögern und so beschränkte er sich darauf, regelmäßig Rechenschaft von seinen Handlungen abzulegen und sich nach jeder Seite zu decken, ohne die bestehenden Verhältnisse gewaltsam anzugreifen. Der französische General Desfourneaux bedrängte die Engländer lebhaft im Norden, vier Angriffskolonnen umgaben die

Höhen von Vallière, welche der Feind die Vendée von St. Domingo zu nennen pflegte. Heinrich Christophe, damals Brigadechef und später König von Hayti, trug wesentlich auf dieser Seite zum Glücke der französischen Waffen bei. Toussaint wetteiferte an Thätigkeit mit diesem Befehlshaber und kämpfte im Westen der Insel mit glänzendem Erfolge; er wurde von den Negern dergestalt geachtet, geliebt und bewundert, daß sie haufenweise seinen Fahnen zuströmten und theilweise durch ihren Abfall in den Reihen der Engländer die empfindlichsten Lücken zurückließen. Um die Neger gänzlich von den Engländern abzuziehen, erhoben die französischen Commissäre Toussaint zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht auf St. Domingo.

Dieser entwickelte jetzt immer mehr seine umfassenden Entwürfe, indem er sie zugleich in ein räthselhaftes Dunkel hüllte, wie er denn überhaupt in politischer Verstellungskunst ein Meister war. Obwohl er noch kurz vorher, als er zur Theilnahme an der Regierung berufen wurde, öffentlich die Losung ausgesprochen hatte: Nach Gott — Laveaux! so suchte er doch nichts destoweniger diesen seinen Freund und Wohlthäter zu verdrängen, um sich an dessen Stelle zu setzen. Er lenkte eben so fein als thätig die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und auf Santhonax, als es galt, Abgeordnete für St. Domingo nach Paris in die gesetzgebende Versammlung zu senden; seine Empfehlung wirkte wie ein Gesetz, und dabei hatte er noch die Genugthuung, dem Drange des Ehrgeizes den Anstrich der Dank=

barkeit geben zu können. Santhonax merkte endlich, aber zu spät, daß Toussaint damit umging, ihn auf seinem Posten zu untergraben; anfänglich wollte er ihm die Spitze bieten, allein bei reiferem Nachdenken sah er ein, daß der Augenblick des Widerstandes bereits entflohen war. Er überzeugte sich noch mehr hiervon durch die Entdeckung, daß Toussaint im Einverständnisse mit dem Mulatten Raymond seine Entfernung aus der Colonie betrieb. Auch Rigaud baute seine besondern Hoffnungen auf Raymond; sie hatten bisher den offenen feindseligen Ausbruch seiner Unzufriedenheit noch zurückgehalten. Den 20. August 1797 fiel der letzte Schleier. Toussaint erschien vor Santhonax an der Spitze eines zählreichen Generalstabs und verbeugte sich vor dem Commissär bis auf die Erde. Santhonax begriff sehr wohl, was er von dieser scheinbaren, erkünstelten Demüthigung und Ehrfurcht zu halten habe, und machte gezwungen eine ernsthafte Miene zu dem losen Gaukelspiel.

Der Brief, welchen Toussaint in seinem eignen Namen an Santhonax bei dieser Gelegenheit geschrieben und überreicht hatte, lautete folgendermaßen:

„Bürger-Commissär,"

„Das Volk von St. Domingo hat Sie zu seinem Stellvertreter in der gesetzgebenden Versammlung gewünscht; in dem Briefe, den wir Ihnen geschrieben, wollten wir unsere besondere Beistimmung dem allgemeinen Verlangen hinzufügen. Wenn die Feinde der Freiheit noch darauf bestehen, Sie zu verfolgen; so sagen Sie ihnen, daß wir be-

theuert haben, ihre Anstrengungen zu vereiteln, und daß unsere Hülfsmittel in unserm Muth, unserer Beharrlichkeit, unserer Liebe zur Arbeit und Ordnung bestehen. Durch unsere Tugenden und unsere Ergebenheit gegen die Republik werden wir ihren Verläumdungen antworten, und aus dem, was Sie in der Colonie gesehen haben, werden Sie wohl inne geworden sein, daß es uns eben so leicht war, unsere Sache zu vertheidigen, als unsere Feinde nieder zu werfen! Gruß und Achtung."

Der gesuchte stolze Ton dieses Briefes ließ nicht daran zweifeln, daß Toussaint gesonnen sei, den Herrn zu spielen und sich stark genug fühlte, die Maske zu lüften. Er hatte vorausgesehen, daß Santhonax sich bei der Regierung über ihn beschweren würde; um den Eindruck dieser Anklagen zu vertilgen oder doch zu schwächen, schickte er seine zwei Söhne nach Frankreich, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen; zugleich sandte er einen Brief an das Direktorium mit, in welchem er sagte, „daß man ihm Dank schuldig sei für das dem Direktorio bewiesene Zutrauen, welches so weit gehe, daß er ihm seine Kinder überlasse, in einem Zeitpunkt, wo die gegen ihn vorgebrachten Klagen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung in ein zweideutiges Licht setzen könnten." Der Brigadechef Vincent, Toussaint's Laurer, umstrickte außerdem die Häupter der Regierung mit beschönigenden Reden, indem er die unruhige und stürmische Verwaltung von Santhonax als unverträglich mit dem Bestehen der Colonie schilderte, und dagegen die Maßregeln des Negergenerals als das einzige und beste Rettungsmittel

erhob. Die Direktoren, vielleicht geblendet durch die Hoffnungen, welche Toussaint blicken ließ, schenkten diesen Gründen Glauben, wenn bei ihnen nicht noch mehr die Sicherheit entschied, welche jener kundgab; sie rechneten auf ihn, weil er auf sich selbst zählte. In ihr Zutrauen mischte sich jedoch auch Besorgniß; die Wahl des Mannes, den sie unter den gegenwärtigen Umständen nach St. Domingo als Lenker der dortigen Angelegenheiten schicken sollten, schien ihnen bedenklich, und gebot die größte Aufmerksamkeit. Sie glaubten in dem General Hédonville die nöthigen Eigenschaften zu finden, um den Ehrgeiz Toussaint's zu beobachten und einzuschränken, und wollten ihm diesen als Hemmung entgegenstellen, wenn er es wagen sollte, sich und St. Domingo von Frankreich loszureißen.

Toussaint, der es lebhaft fühlte, wie weit er in seinen Eingriffen gegangen war, strengte alle Kräfte an, um durch den Glanz und Zauber der Waffenthaten seine Anmaßungen zu rechtfertigen; die gänzliche Vertreibung der Engländer war von jetzt an mehr als je der Lieblingsgedanke seiner nach Ruhm dürstenden Seele. Ansteckende Krankheiten hatten unter dem Feinde große Verwüstungen angerichtet; er wollte seinen Verlust ersetzen durch die Taktik der Bestechung; weil das Schwert versagte, sollte das Geld entscheiden. Vergeblich hatte man Rigaud in diesem Netze fangen wollen; vielleicht war Toussaint schwächer; es kam auf eine Probe an. Unter unbestimmten und täuschenden Vorwänden erließ man Parlementäre an

ihn mit den schmeichelhaftesten Anerbietungen; wie man sagt, so ließ sich seine Eitelkeit einen Augenblick verlocken; seine scheinbare Annäherung dürfte aber wohl mehr ein falsches, klug berechnetes Spiel gewesen sein. Es kam in der Stille zu ernsthaften Unterhandlungen und der Krieg, der zwischen den neuerdings aufgestandenen Negern und den in die Enge getriebenen Engländern mit dem größten Nachdruck hätte geführt werden sollen, sank zu einer leeren Parade herab.

So standen die Sachen, als der General Hédonville ankam; er brachte als Geschäftsführer des Direktoriums nur eine Ehrengarde mit sich und war außer Stande, gegen einen Mann anzukämpfen, der alle Gewalt in Händen hatte und über seine Umgebungen einen unermeßlichen Einfluß ausübte. Hédonville hatte bei den bürgerlichen Spaltungen, durch die Frankreich zerrüttet worden war, Beweise von Geschicklichkeit und selbst von Talent gegeben. Es war ein Fehler, daß er bei der Stadt St. Domingo landete; dadurch zeigte er ein unnützes Mißtrauen. Man war bereit, ihn günstig zu empfangen, aber von seiner Ankunft an verdarb er Alles.

Gleich anfänglich verletzte er die Eigenliebe des Commissär Raymond; Toussaint, dessen Freund, fühlte sich in demselben ebenfalls beleidigt. Die übel angebrachten Scherze der Offiziere vom Generalstabe Hédonville's verstimmten vollends den Oberanführer der Schwarzen. Er zögerte, sich nach dem Cap zu begeben, wo der Abgeordnete des Direktoriums ihn erwartete; später erschien er

jedoch daselbst mit dem General Rigaud, der aber eine bessere Aufnahme fand, als er selbst. Toussaint's Unzufriedenheit stieg dadurch noch höher. Um an seine geleisteten Dienste zu erinnern, nahm er die Miene an, sich über die Last des Oberbefehls zu beklagen; einer von den höhern französischen Offizieren nahm ihn mit einem verstellten Schmerze beim Worte, entweder im Ernst oder aus Schalkheit; er schlug vor, ihn nach Frankreich überzusetzen. Toussaint, der auf einen nahen Zwergbaum hinwies, erwiederte: „Dahin geht mein Vorhaben, ich werde es aber nicht eher ausführen, als bis dieser Baum ein Schiff geben wird, um mich hinzuführen."

Toussaint blieb nicht lange auf dem Cap; er verließ Hédonville und verfügte sich zur Armee. Der französische General wünschte sich anfänglich Glück zu der Entfernung eines Befehlshabers, dessen Nähe ihn belästigte; bald aber merkte er, daß dieser Nebenbuhler, ob an- oder abwesend, ihm gleich gefährlich war; auch wagte er es nicht, auf dessen Treue gegen Frankreich eben viel zu rechnen. Port-au-Prince hatte sich um diese Zeit ergeben; der Garnison war eine so günstige Kapitulation gewährt worden, daß sie allerdings dem französischen Geschäftsführer Verdacht gegen die Redlichkeit des Negergenerals einflößen konnte; die Umstände sprachen zu laut. Hédonville erklärte, daß er die Verhandlungen über die Räumung der übrigen militärischen Punkte auf der Colonie für die Zukunft sich selbst vorbehalte; auch schloß er bald darauf die Kapitulation in Betreff des Mole von St. Nicolas

ab, den ihm die Engländer unter den Befehlen des berühmten Maitland übergaben, selbst in dem Augenblick, als aus Großbritannien und den englischen Inseln eine beträchtliche Hilfe für sie angekommen war.

Toussaint Louvertüre erhob bei der Nachricht von dieser Kapitulation, an welcher er keinen Antheil gehabt hatte, die heftigsten Klagen: er besann sich noch eines Bessern; er vermochte Maitland, die getroffene, bereits bekannt gewordene Uebereinkunft zurückzunehmen und dabei zu erklären, daß er nur mit der militärischen Behörde Verfügungen eingehen wolle, der er allein die Vollmacht zuerkenne, mit ihm zu unterhandeln.

Toussaint Louvertüre begab sich nun nach dem Mole von St. Nicolas, wo die englischen Truppen ihm die Zeichen der höchsten Achtung erwiesen; die Geistlichkeit kam ihm entgegen und empfing ihn unter einem Traghimmel; die Ausstellung des Sakraments in seiner Nähe vollendete die Feierlichkeit. Maitland veranstaltete ihm ein kostbares Gastmahl unter einem prächtigen Zelte und nach dem Essen schenkte er ihm, im Namen des Königs von England, alles Silbergeräth, was zur Bewirthung gedient hatte. Das war noch nicht Alles: Toussaint wurde sogar aufgefordert, Heerschau über die englischen vorüberziehenden Truppen zu halten. Während dieser militärischen Festlichkeit verehrte ihm Maitland öffentlich und im Namen des Königs zwei bronzene Feldschlangen und den Regierungspalast, welchen die Engländer seit ihrer Besitznahme erbaut und reich meublirt hatten.

So große Auszeichnungen kündigten von Seiten der Engländer geheime Absichten an, die Niemanden entgingen, am wenigsten dem scharfblickenden Manne, dem sie galten. Sie wollten den Oberanführer der Schwarzen bewegen, Domingo's Abhängigkeit von Frankreich aufzulösen; Maitland ging so weit, ihn mit dem Versprechen der Königskrone zu locken, wenn er bei seiner Thronbesteigung sich dazu verstehen wollte, zu Gunsten Englands einen ausschließenden Handelsvertrag zu unterzeichnen, und um diesem Anerbieten Nachdruck zu geben, versicherte jener, daß eine starke englische Eskadre jederzeit in den Häfen und an den Küsten zum Schutz bereit sein würde.

Toussaint war ehrgeizig, aber auch ein durchdringender Politiker; vielleicht hielt ihn auch ein Gefühl von Ehre ab. Kurz, er schlug die glänzenden Anträge der englischen Regierung aus; sei es, daß er sich schämte, Frankreich und die Revolution, welche die Neger für frei erklärt hatte, an Feinde zu verrathen, die sich nicht einmal die Mühe gaben, ihre eigennützigen Absichten zu verbergen; sei es, daß die Nachrichten von den Niederlagen der Engländer in Egypten, ihre Unzulänglichkeit gegen die Gewaltschritte Bonaparte's und ihre hastige Räumung der Colonie Zweifel erregten an der Kraft ihres zugesagten Beistandes. Daß und warum sich aber Toussaint unter diesen Umständen gleichwohl so tief mit den Engländern einließ, läßt sich leicht erklären, wenn man seine Lage näher ins Auge faßt. Es schmeichelte nicht nur seinem Ehrgeize, durch die Vorspiegelung eines Vergleichs mit

England Hédouville zu demüthigen, der ihn in dem Fluge seiner Entwürfe herabziehen wollte; sondern er brachte dadurch auch unmittelbar den Negern den stärksten Begriff von seiner persönlichen Wichtigkeit bei, und bereitete Frankreich zugleich von weitem auf die Dinge vor, deren Ausführung von ihm zu erwarten stand; nicht zu erwähnen, daß er sich auf diese Weise im schlimmsten Falle immer noch eine Hinterthür offen ließ, durch die er hinaustreten konnte, wann es ihm beliebte. Uebrigens meinte er es mit den Engländern gewiß nicht aufrichtiger, als mit den Franzosen; das Ziel aller seiner Bestrebungen war unausgesetzt Domingo's Freiheit und seine Herrschaft über dasselbe.

Nach dieser fruchtlosen Zusammenkunft schickte sich Maitland an, Toussaint's Besuch zu erwiedern. Im Vertrauen auf den Charakter dieses Oberanführers begab er sich in das französische Lager, bloß von zwei Offizieren begleitet. Das Lager war beträchtlich weit von der Stadt entfernt und die ganze Gegend der Durchreise von Negern, den geschwornen Feinden der Engländer, besetzt. Der Commissär Roume, ein Irländer von Geburt, der als solcher die Engländer vielleicht noch lebhafter haßte, als vermöge seiner politischen Stellung, fand die Gelegenheit zu günstig, um sie entschlüpfen zu lassen. Er rieth Toussaint schriftlich, Maitland als Gefangenen zurück zu behalten. Dieser hatte noch nicht die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als er von einer ihm ergebenen Person die dringende Mahnung erhielt, wieder umzukehren; auch wurde dabei des von dem Commissär geschriebenen Briefes

gedacht. Der Engländer wankte einige Augenblicke, aber eine edle Zuversicht und vielleicht auch die gewichtige Hoffnung, das Oberhaupt der Schwarzen doch noch für England zu gewinnen, siegten über die Warnungen der Vorsicht; er reiste weiter und kam im französischen Lager kurz nach Roume's Briefe an. Toussaint hielt denselben in der Hand, als Maitland zu ihm ins Zelt geführt wurde, er überreichte dem feindlichen General das Schreiben, und als dieser es gelesen hatte, ungewiß über die weitern Entschließungen seines Gegners, übergab ihm der letztere einen andern Brief, der die Antwort an den Commissär enthielt, und worin er die unwürdigen Rathschläge desselben mit gebührender Verachtung und Entschiedenheit zurückwies.

Maitland kehrte mit seinen Begleitern von dem Mole unverrichteter Sache zurück; es blieb ihm von allen seinen Bemühungen nichts übrig, als Schaam über seine wiederholten falschen Schritte.

Toussaint's Ansehen war durch diese Vorgänge noch höher gestiegen, er ließ jetzt aus eigener Kraft eine allgemeine Amnestie bekannt machen. Während in Frankreich die Kirchen geschlossen waren, und der katholische Cultus den theophilanthropischen Träumereien des Lareveillère-Lepeaux gewaltsam weichen mußte, versammelte Toussaint das Volk zur öffentlichen Andacht, befahl, das Te Deum zu singen, nach demselben bestieg er die Kanzel, verkündigte die erfolgreichen Siege der Republik über ihre Feinde in Europa und auf St. Domingo, und sicherte in seinem Namen allen denen Verzeihung zu, die den Engländern beigestanden hatten —

wogegen Hédouville eben dieselben ächtete — er fügte hinzu, daß sie nur ein Mittel hätten, ihr Unrecht in Vergessenheit zu bringen, nämlich sich nach ihren Wohnungen zurückzuziehen, um dort friedlich dem Anbaue des Bodens zu leben.

Nun durchstrichen die Schwarzen das Land, um diejenigen Eigenthümer, die sich nicht an dem festgesetzten Tage in ihren Besitzungen eingefunden hatten, zur Rückkehr zu nöthigen. Die Mannszucht dieser Leute war bewundernswürdig und gereichte Toussaint zu großem Ruhme. Die Mäßigung, welche er bei allen diesen Geschäften zeigte, unterwarf ihm auch den Stolz der Kreolen; dieselben Menschen, denen er noch Tages vorher ein Räuber gewesen war, bewiesen ihm einen Tag später ihre Ehrfurcht; denn sie hofften durch sein Ansehen von den Schwarzen, die ihm allein gehorchten, die Wiederkehr des Gehorsams zu erhalten.

Der General Hédouville, der nirgends mehr etwas galt, beklagte sich schriftlich gegen Toussaint; dieser antwortete durch Proklamationen an das Heer im Geiste einer tiefen religiösen Salbung und einer großen politischen Duldung. Das hieß Hédouville in eine falsche Stellung bringen, denn es wäre gefährlich gewesen, gegen das abergläubische Volk, welches den Ereignissen gebot, die erkünstelten frommen Gesinnungen Toussaint's zu mißbilligen und die von ihm erklärte Amnestie anzugreifen.

Alle diese Maßregeln verdoppelten das Ansehen des schwarzen Oberanführers bei den Ausgewanderten in allen Klassen und bei denjenigen Kreolen,

welche es mit den Engländern gehalten hatten und denen Hédouville mit Aechtung drohete; Toussaint hatte seinen Einfluß über die Schwarzen dergestalt vermehrt, daß sie in Allem, was er, selbst zu ihrem Nachtheile, den Weißen bewilligte, nur Handlungen der Gerechtigkeit sahen. So schienen sich denn die lange gespaltenen Parteien einander wieder zu nähern, während sie sämmtlich von dem französischen General zurückwichen. Dieser beschloß endlich, Toussaint und Rigaud unter einem scheinbaren Vorwande nach dem Cap zu berufen; der letztere, welcher die Einladung und zugleich die Folgen seines Ausbleibens umgehen wollte, ließ durch geheime Boten die Bezirke aufwiegeln, die ihm am meisten ergeben waren, um Hédouville zur Rückkehr nach Frankreich zu zwingen.

Der General Rigaud begab sich auf dem Wege zum Cap nach Port-au-Prince. Wie glaubwürdige Zeugen melden, so setzte die Besorgniß von der Vereinigung Rigaud's mit dem Geschäftsführer des Direktoriums Toussaint in mannigfaltige Bewegungen, die er durch seine mündlichen Aeußerungen deutlich genug verrieth, wie künstlich er auch nach dem Scheine der Unbefangenheit strebte. „Laßt — so sagte er zu den Personen seiner Umgebung — laßt Rigaud sich immerhin den Befehlen des Direktoriums fügen; seid ihr nur ruhig und entfernt euch." Nur einige von den Anwesenden blieben bei ihm, gegen die er mit einer dumpfen und hohlen Stimme fortfuhr: „Ich könnte ihn verhaften lassen, aber Gott behüte mich davor! Ich brauche Rigaud . . . . . Er ist heftig, er sagt mir für

den Krieg zu . . . . und dieser Krieg ist mir nothwendig. Das Geschlecht der Mulatten ist dem meinigen überlegen. Wenn ich demselben Rigaud entzöge, so würde es vielleicht einen bessern Anführer als ihn finden. . . ." Ich kenne Rigaud, er verläßt sein Pferd, wenn er galopirt, er zeigt seinen Arm, wenn er schlägt. — Ich, ich galopire auch, aber ich weiß auch auf der Stelle anzuhalten, und wenn ich schlage, so fühlt man mich, aber man sieht mich nicht. Rigaud weiß nur Aufstand durch Blut und Metzelei zu erregen: ich, ich verstehe es auch, das Volk fortzureißen. Rigaud seufzt, wenn er das aufgewiegelte Volk in Wuth sieht; ich dulde die Wuth nicht: wenn ich erscheine, muß alles zur Ruhe zurückkehren."

Die Umtriebe Toussaint's und des Obersten Moyse, seines Neffen und Laurers, bewegten die schwarze Garnison vom Fort-Dauphin zum Aufruhre. Toussaint erschien persönlich im Mittelpunkte der Empörung, redete die Truppen an, und führte sie gegen das Cap. Er kam des Nachts bei dem Fort Belair an. Die Lärmkanone feuerte: andererseits schlug man in der Stadt den Generalmarsch und die Truppen verfügten sich auf ihre Posten. Man sah dem Kampfe entgegen, allein der General Hedouville schiffte sich ein, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, und nahm die Fahrzeuge auf der Rhede mit sich; ihn begleiteten 1500 bis 1800 Personen von allen Farben. Von dem Schiffe, das er bestiegen, ließ er eine Proklamation ergehen, in welcher er den Eingebornen Toussaint's Entwürfe zu erkennen gab, die, wie er behaup-

tete, durch Einverständniß mit den Engländern und andern Verbündeten auf eine längst angelegte Revolution abzweckten.

Hédouville war noch nicht unter Segel gegangen, als Toussaint schon Besitz vom Cap nahm; seine erste Sorge ging dahin, sein Betragen bei dem Direktorio in einem Schreiben zu rechtfertigen. Er stellte sich darin mit vielem Geschicke als das unschuldige Opfer feindseliger und gefährlicher Eingriffe dar, wälzte alle Schuld auf Hédouville, berührte mehrmals seinen früher geäußerten Wunsch, den Befehl niederzulegen, und versicherte dabei in eben so bestimmten als ehrerbietigen Ausdrücken seine unverbrüchliche Treue gegen die französische Republik. Daß er trotz seiner feierlichen Betheuerungen des Gegentheils nach der vollen Unabhängigkeit St. Domingo's strebte, war ausgemacht; wenn Hédouville's Anklage ihn von dieser Seite traf, so war sie vollkommen begründet.

Unter diesen Umständen war der Bruch zwischen den Negern und Farbigen unausbleiblich.

Der Commissär Roume, der nach der Abreise Hedouville's den Namen eines Geschäftsführers des Direktoriums angenommen hatte, berief die beiden Häupter der Colonie nach Port-au-Prince, in der Absicht, ihre Meinungen auszugleichen und eine offene und aufrichtige Versöhnung herbeizuführen; aber der General Rigaud, der erst ganz neuerlich durch eine Beschränkung seines militärischen Einflusses empfindlich beleidigt worden war, zeigte wenig Neigung, Toussaint als seinen Obern anzuerkennen; er lehnte jede Verbindung mit ihm

ab, und von diesem Bruche bis zu den ersten blutigen Auftritten war nur noch ein kleiner Schritt für Männer, die sich schon so lange als Feinde und Nebenbuhler gegenüber gestanden hatten.

Die Farbigen, voll Schrecken, daß der oberste Befehl in die Hände eines Afrikaners gelegt werden sollte, versammelten sich haufenweise unter Rigaud's Fahnen; auch die Schwarzen griffen zu den Waffen; auf beiden Seiten herrschte gleiche Erbitterung. Beide Parteien trugen Frankreichs Farbe und behaupteten für dasselbe zu streiten. Die Weißen wurden bei diesem Kampfe fast für nichts gerechnet: sie neigten sich nach ihrem Vortheile und ihrer Meinung bald hierher, bald dorthin; als Bundesgenossen waren sie viel zu unzuverlässig, als daß man sie in Anschlag bringen konnte.

Der Krieg hatte unter den blutigsten Vorzeichen angefangen; auf Rigaud's Befehl war bei der Plünderung von Léogane, welche Stadt man seiner Herrschaft eben entrissen hatte, Alles, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Farbe, niedergemacht worden. Bei der Nachricht von dieser Metzelei hatte Toussaint die Kanzel bestiegen, seine Abreise angekündigt, seine Siege, den Fall Rigaud's und den Untergang der Farbigen vorhergesagt mit dem Zusatze: „Ich sehe es, ich lese es im Grunde eures Herzens, daß ihr bereit waret, euch gegen mich zu empören; aber wenn auch alle Truppen für jetzt den Westen der Insel verlassen müssen, so lasse ich doch daselbst mein Auge und meinen Arm zurück: mein Auge, das euch zu bewachen, meinen Arm, der euch zu erreichen wissen

wird." Die Farbigen verließen bestürzt und betäubt die Kirche und zogen sich in ihre Wohnungen zurück; dagegen vertheidigten ihre Brüder im Süden mit Stolz und oft mit Erfolg die Zugänge ihres Gebiets; alle Unterhändler Toussaint's, die in Rigaud's Gewalt fielen, wurden umgebracht, ohne daß der Feind deßhalb in seinen Angriffen und den Grausamkeiten der Wiedervergeltung ermattete. Bald hätte ein unvorhergesehenes Ereigniß Toussaint und die Partei der Schwarzen ins Verderben gestürzt; man hatte eine ausgedehnte Verschwörung angesponnen, deren Verzweigungen sich über den ganzen Theil der Colonie verbreiteten, wo Toussaint befehligte. Diese Meuterei scheiterte jedoch im Augenblicke der Ausführung und erhöhte nur noch mehr die Gewalt desjenigen, den sie zu Boden schlagen sollte.

Schon glaubten die Verschwornen mit ihrer Unternehmung am Ziele zu sein, als Toussaint, von allen Vorgängen unterrichtet, die Verhaftung und Hinrichtung der Verräther befahl, vom Port-au-Prince gegen den Norden eilte, stürmend über die Brücke von Esther ging, auf die überraschten Farbigen losstürzte, die weißen Gefangenen von Gonaïves und Gros-Morne befreite und sich des Mole von St. Nicolas bemächtigte.

Die Farbigen des Nordens, sämmtlich in die Verschwörung verwickelt, wurden auf eine furchtbare Weise verfolgt: nichts kündigte das Ende ihres Unglücks an, als Toussaint unvermuthet auf dem Cap eintraf. Die Gefangenen glaubten, daß er sie zum Tode verurtheilen würde: er ließ alle Ein-

wohner in der Kirche versammeln, zugleich mußten sich alle Civil- und Militärbehörden daselbst einfinden. Die schwarze Garnison umringte den Platz und vor dem aufgestellten Piquet in der Kirche standen die Farbigen fast ganz nackt und in der tiefsten Seelenangst. Toussaint verfügte sich an die Spitze seiner Truppen, sprach mit Salbung ein pomphaftes Lob über die Verzeihung der Beleidigungen aus und verkündigte gleich darauf die Begnadigung und Freiheit der Mulatten, indem er jedem Einzelnen Kleider und Geld zustellen ließ, um sich zu seinen Brüdern begeben zu können, die, wie er sagte, litten und sie mit Ungeduld erwarteten.

Diese unverhoffte Handlung der Gnade brachte eine allgemeine Begeisterung hervor: der Urheber derselben wurde beim Herausgehen aus der Kirche mit Segenswünschen empfangen; doch that die Großmuth Toussaint's nicht alle die Wirkung, auf welche er mit Sicherheit gerechnet hatte, da die Farbigen, welche noch unter den Waffen standen, die Feindseligkeiten fortsetzten. Man stellte ihnen zum Kampfe die Weißen des Nordens und Westens entgegen, die es nicht wagten, diesen Dienst zu verweigern. So viel Lob übrigens Toussaint durch seine Maßregeln der Schonung und Milde verdient, so darf man sie doch nicht lediglich und rein auf Rechnung seines Herzens setzen; die Klugheit hatte vielleicht eben so viel Antheil daran; denn in Fällen, wo er in der Strenge seinen Vortheil fand, ließ er ihr freien Lauf, selbst bis auf die Gefahr der Voreiligkeit.

Als Roume, der Geschäftsführer des Direk-

toriums, sah, daß alle seine Anstrengungen, das Feuer dieses innern Krieges zu löschen, umsonst waren; so sandte er Vincent, den Brigadechef des Geniewesens, nach Frankreich, mit dem Auftrage, der Regierung Rechenschaft abzulegen von dem unglücklichen Zwiespalte der beiden Oberanführer in der Colonie. Der Krieg raste darum nicht weniger auf beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung fort.

Rigaud's Partei erlag auf die Länge der Mehrzahl, man entriß ihm einen Platz nach dem andern und warf ihn bis auf Cayes zurück; zuletzt blieb ihm gegen den Feind kein anderer Ausweg übrig, als das ganze Land, welches er aufgeben mußte, hinter sich in eine zweite Wüste zu verwandeln; und die Anwendung dieses Hilfsmittels schärfte er den Unterbefehlshabern mit der dringenden Wendung ein, keinen Baum im Rücken zu lassen, der nicht die Wurzeln in der Luft hätte. Der Schrecken der Verheerungen stieg noch durch das Elend einer Hungersnoth, welche täglich ganze Schaaren von Menschen wegraffte.

Toussaint ging eben damit um, seinen Nebenbuhler in seinen letzten Verschanzungen zu überwältigen, als er die Rückkehr Vincent's vernahm, der zu einer aus Frankreich gesandten Deputation gehörte, die nebst ihm der Mulatte Raymond und der General Michel bildeten. Toussaint kannte diese drei Abgesandten, er hatte ihnen öfter Interesse und Vertrauen bewiesen: nichts destoweniger versicherte er sich ihrer Personen, mit Ausnahme Raymond's, um zu erfahren, ob sie nicht in geheimen Absichten erschienen, und um hinter den Inhalt

der Depeschen zu kommen, deren Ueberbringer sie waren. Mögen seine einseitigen Bewunderer diese Heldenthat gewaltthätiger Arglist immerhin mit Scheingründen entschuldigen, oder gar loben und sie ein Werk der Nothwendigkeit nennen; die Gerechtigkeit der Geschichte muß sie verwerfen. Der General Michel wurde auf der Straße von St. Domingo nach dem Cap und der Brigadechef Vincent in Morne, Roume auf dem Wege von St. Domingo nach Port-au-Prince verhaftet. Das Mißtrauen Toussaint's hatte den Gipfel erreicht; denn seit der Rückkehr Bonaparte's aus Egypten nach Frankreich war daselbst in der Regierung eine durchgängige Veränderung eingetreten; das Direktorium hatte der Herrschaft dreier Consuln Platz machen müssen, und von diesen ging jetzt das glaubhafte Gerücht aus, daß eine Flotte unter den Befehlen des Generals Sahuguet und des Contreadmirals Gantheaume, deren Endbestimmung die Verstärkung der Truppen in Egypten sei, ihren Lauf nach dem nördlichen Ocean und auf St. Domingo richte.

Die Abgeordneten kamen auf dem Cap an; sie setzten Toussaint amtlich in Kenntniß von den politischen Veränderungen des Mutterlandes; sie erklärten ihm zugleich, daß er von den Consuln als Oberanführer der Armee bestätigt sei, und daß Roume die oberste Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten übernehmen solle.

Diese Bestätigung ließ Toussaint ziemlich kalt; sein Stolz empfand es übel, daß der erste Consul Bonaparte nicht besonders an ihn geschrieben hatte;

auch der Inhalt der angekommenen Regierungsbeschlüsse behagte ihm so wenig, daß er sich weigerte, die folgende Proklamation drucken zu lassen:

„Die Consuln der französischen Republik an die Bürger von St. Domingo.

„Bürger, eine Constitution, die sich nicht gegen vielfache Verletzungen behaupten konnte, ist durch einen neuen Gesellschaftsvertrag ersetzt worden, der auf Befestigung der Freiheit abzweckt."

„Der 91ste Artikel desselben besagt, daß die französischen Colonien durch besondere Gesetze regiert werden sollen."

„Diese Einrichtung fließt aus der Natur der Verhältnisse, aus der Verschiedenheit des Klima's."

„Für die Einwohner der französischen Colonien in Amerika, Asien, Afrika kann nicht ein und dasselbe Recht gelten."

„Die Verschiedenheit der Gewohnheiten, der Sitten, der Interessen, des Bodens, des Anbaues, der Erzeugnisse erfordert auch eine Verschiedenheit in der Bestimmung der Regierung."

„Eines der ersten Geschäfte der neuen Gesetzgebung wird die Abfassung der Gesetze betreffen, denen ihr zu folgen habt."

„Weit davon entfernt, euch in Unruhe zu versetzen, werden dieselben euch die Tiefe und Weisheit der Ansichten zu erkennen geben, welche die Gesetzgeber Frankreichs leiten."

„Indem die Consuln der Republik euch von dem neuen Gesellschaftsvertrage benachrichtigen, erklären sie zugleich, daß die geheiligten Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit der Schwarzen niemals

unter euch eine Verletzung oder Abänderung erfahren werden."

„Wenn es in der Colonie übelgesinnte Menschen gibt, wenn gewisse Leute Verbindungen mit den feindlichen Mächten unterhalten; so erinnert euch, brave Schwarzen, daß allein das französische Volk eure Freiheit und die Gleichheit eurer Rechte anerkennt."

Diese Proklamation war bei weitem nicht im Stande, unter den Schwarzen die Ruhe herzustellen, da sie einer neuen Gesetzgebung das Geschäft vorbehielt, den Zustand und die bürgerliche Regierung der Colonie zu ordnen. Toussaint empfing den General Michel kalt; dieser hatte eine ganz andere Aufnahme gehofft und säumte nicht, nach Frankreich zurückzukehren. Jener reiste nach dem Süden, theils in der Absicht, der Armee bekannt zu machen, daß er in der obersten Kriegswürde bestätigt sei, theils um den Widerstand des Generals Rigaud vollends zu vernichten.

Der Brigadechef Vincent führte diese eben so gefährliche als schwere Unternehmung mit muthiger Geistesgegenwart aus. Bloß begleitet von Einem Schwarzen und Einem Farbigen, warf er sich in ein Boot; ein Geleitsbrief des Regierungsagenten Roume war die einzige Gewähr, die er für seine Absicht aufweisen konnte.

Der General Rigaud hatte nicht sobald die Befehle der Republik erfahren, als er sich allen Ausbrüchen eines blinden Zornes überließ. Vincent lief Gefahr, das Opfer dieser ersten Entrüstung zu werden; er hatte sich indessen aus kluger Fürsorge

mit einem Briefe des jungen Rigaud versehen, der von ihm mit zarten Rücksichten überhäuft worden war, und schriftlich gegen seinen Vater in Rücksicht auf den französischen Abgesandten die dankbarsten Gesinnungen an den Tag legte. Der Anführer der Mulatten verschlang diesen Brief begierig: sein Zorn sank schnell oder er kehrte vielmehr die Wuth, den Wohlthäter seines Sohnes nicht bestrafen zu können, gegen sich selbst; die Umstehenden hielten ihm den Arm, mit welchem er sich Schläge versetzen wollte.

Die Einwohner von Cayes waren der langen Belagerung müde; die Friedenshoffnung, welche die Ankunft Vincents verbreitete, nahm ihnen vollends ihre kriegerische Stimmung, und Rigaud merkte bald, daß sein Ansehen dahin war.

Gezwungen, der Gewalt der Ereignisse zu weichen, und außer Stande, den Gedanken zu ertragen, einem Schwarzen zu gehorchen, flüchtete er sich mit Pétion und einigen Befehlshabern seiner Partei nach Frankreich. Die übrigen Anführer der Farbigen gingen unter Segel und verbreiteten sich in dem Archipel der Antillen; solches Ende nahm der Krieg im Süden von St. Domingo, und mit diesem Kriege verschwanden die letzten Spuren eines Widerstandes gegen Toussaint's Willen.

Die ausgesprochene Amnestie, die man auf eine große Anzahl von Personen ausgedehnt hatte, reichte indessen nicht hin, die Farbigen über ihr Schicksal zu beruhigen; die ausgezeichnetsten unter ihnen im Süden nahmen die Flucht; nur wenige

blieben zurück, größtentheils Kinder, Weiber oder untergeordnete Menschen, welche ihre niedrige Stellung gegen die Stürme der Revolution zu sichern schien. Zum ausführenden Werkzeuge seiner Rache hatte Toussaint den schwarzen General Dessalines gewählt, den wildesten unter allen den Leuten, die nach dem plötzlichen Uebergange von der ungerechtesten Unterdrückung zu den Genüssen der Freiheit sich jetzt allen Zügellosigkeiten überließen. Toussaint hat durch die Anstellung dieses wüthenden Schwarzen der Welt bewiesen, daß seine Mäßigung und Schonung oft nur aus trüben Quellen flossen; er wollte die Früchte der Grausamkeit ernten, aber den Haß und den Abscheu, welcher sie nothwendig erregt, mit arglistiger Selbstsucht auf das Haupt des Schnitters wälzen, dessen Hände vom Blute trieften. Dessalines durchzog die Wohnungen, begleitet von seinen Trabanten oder vielmehr von seinen Henkersknechten, und umgeben mit allezeit dienstfertigen Marter- und Mordwerkzeugen. Die geringste Strafe, welche er vollzog, bestand in Peitschenhieben. Den Strick oder Säbel brauchte er ohne Unterschied. Doch diese Mittel der Hinrichtung wirkten zu langsam und die auserseheneen Opfer waren zu zahlreich; bald wurden die blutigen Ersäufungsfeste (noyades) von Nantes im offenen Meere unter dem tropischen Himmel erneuert; die französische Revolution lebte gleichsam in einem Nachspiele auf St. Domingo fort; mehr als zehntausend Mulatten von jedem Alter und Geschlechte ließ Dessalines auf seinen Befehl umbringen. Als Toussaint glaubte, daß

man genug gewürgt habe, so nahm er wieder den gewohnten Schein der Milde an, die er auf dem Cap erkünstelt hatte. Er arbeitete unermüdet an der Befestigung seiner Macht, empfing mit Güte diejenigen unter den alten Colonisten, welche am stärksten den Vorurtheilen der verschiedenen Kasten angehangen hatten, führte wenigstens einige Zeit den gregorianischen Kalender wieder ein, der in Frankreich abgeschafft war, und knüpfte unter den Schaaren von Ausgewanderten, die in der Colonie geblieben waren, die subalternen Offiziere an seine Person. Seine Achtung gegen die Priester erhöhte täglich die Aufmerksamkeit der Geistlichkeit gegen ein Oberhaupt, das so sichtbar Einrichtungen begünstigte, welche das Mutterland noch immer von sich stieß; und während Toussaint der französischen Regierung durch einen geheimen Agenten versichern ließ, daß die Religion für ihn nur eine politische Maske sei, wurde er in allen Predigten als der heiligste Mann des Jahrhunderts gepriesen.

Bald umgab er sich aus Politik, um die Seinigen zu blenden und die Weißen zugleich in Furcht zu setzen, mit einer Garde, die er auf den Fuß der ehemaligen königlichen Gardes-du-corps kleidete; er bildete sie, so weit es ihm möglich war, aus Leuten der alten französischen Regierungsperiode und aus berühmten Geschlechtern, die bereit waren, durch ihren Glanz die dunkele Abkunft des Emporkömmlings zu decken. Diese Garde war zahlreich: denn noch gab es in Frankreich keine Kaiserregierung, die später so begierig um die Dienste der Ausgewanderten warb. Alle diese Kreaturen ver-

kündigten und wiederholten um die Wette das Lob ihres Herrn und Meisters. Toussaint huldigte durch diese Maßregel der Klugheit und Eitelkeit demselben pomphaften Gaukelspiel, dem später auch Bonaparte aus gleicher Schwachheit und Absicht nicht widerstehen konnte; in sofern gehört wenigstens dem Neger vor dem Korsen der kleine Ruhm der Originalität.

Seit dem Abzuge der Engländer hatte sich Toussaint sehr thätig damit beschäftigt, die Verwaltung auf feste und dauerhafte Grundlagen zurückzuführen; es kamen ihm hierbei Köpfe zu Hilfe, die durch ihre Kenntniß und Thätigkeit in dem Geschäfte der Verwaltung das Finanzsystem kräftig entwickelten. Die Verwüstungen des Krieges hatten fast alle Besitzungen ihrer Herren entblößt und viele unter jenen für die Nachfolge erledigt. Man verpachtete die verlassenen Güter gegen starke Zinsen an obere Militärpersonen: die Besoldung der Regimenter wurde von den Erzeugnissen des Anbaues abhängig gemacht, dem sich die Soldaten unterziehen mußten; der Vortheil auf der einen und die Macht auf der andern Seite beschleunigten die Arbeiten.

Die Bergwerke im Norden und Westen hatten sich, trotz der Unfälle im Süden, wieder gehoben. Die Entfernung Rigaud's und seiner Anhänger gab auch die Provinz des Südens dem Anbau zurück, wo dieser General in früheren Zeiten und ungeachtet seines Krieges mit den Engländern die Benuzzung des Bodens aus allen Kräften befördert hatte. Durch die letzen Ereignisse waren diese Gegenden

in den tiefsten Verfall gerathen; sie schienen sich wieder zu erholen, aber der Friedenszustand, mit dem ihr Gedeihen anfing, dauerte zu kurz, als daß sie sich hätten zu ihrem ehemaligen Gedeihen wieder erheben können.

Die weit zerstreuten Anbauer wurden zurückgerufen; sie ließen es sich gern gefallen, ihren Stolz unter die Oberherrschaft der Schwarzen zu fügen, gegen den Preis ihrer wiedererlangten Besitzungen und unter einem Herrscher, der ihnen außerdem eine Achtung erwies, welche er in gleichem Grade den Leuten seiner eignen Kaste versagte. Um diese Zeit rief Toussaint aus der Provinz Maryland in den vereinigten Staaten seinen alten Herr'n Bayou de Libertas zurück, und überließ ihm die Pflanzung Breda, die derselbe früher verwaltet hatte, als Eigenthum.

Der General Pamphile-de-la-Croix hat über das Privatleben Toussaint's interessante Züge und Anekdoten mitgetheilt, die den seltenen Mann näher charakterisiren, welchen verschiedene Zeitgenossen mit Bonaparte haben vergleichen wollen.

Die Gesellschaftskreise Toussaint's — so erzählt der angeführte Schriftsteller — waren fest bestimmt; es gab große und kleine; bei den großen stand jedermann ohne Unterschied des Geschlechts auf, wenn er in dem Saale erschien, wo man vereinigt war. Er forderte die größte Ehrerbietung, besonders von den Weißen. Sah er einen weißen Offizier von guter Haltung, so rief er aus: „Schön! das ist die Art, wie man sich gut darstellt!" Hierauf sagte er zu den Schwarzen: „Ihr Neger, strebt diesen

Männern nach und lernt, euch gehörig darzustellen; dergleichen zeigt, was es heißt, in Frankreich erzogen zu sein: meine Kinder werden eben so erscheinen."

Von den Frauen, besonders von den weißen, verlangte er eine große Sittsamkeit. Er gab den letzteren immer den Titel Madame, die farbigen und schwarzen Frauen nannte er bloß Bürgerinnen und sprach mit ihnen äußerst selten. Die kleinen Gesellschaftskreise bestanden in öffentlichen Unterhaltungen, die alle Abende Statt hatten; er erschien dabei in der Kleidung der ehemaligen Pflanzer, in Pantalons und einer weißen Weste von der feinsten Leinwand, mit einem Madrastuche um den Kopf. Nachdem er im Saale die Runde gemacht und mit jedermann gesprochen hatte, ließ er diejenigen Personen in ein Nebenzimmer treten, mit welchen er den Abend zubringen wollte. Er unterredete sich mit ihnen über die Wohlfahrt des Staats, über den Anbau des Landes, Religion, Handel und niemals über politische Neuigkeiten. Wollte er, daß man sich entferne, so stand er auf und verneigte sich tief, er begleitete die Gesellschaft bis an die Thür und beraumte denjenigen mündliches Gehör, die ein solches begehrten. Dann schloß er sich mit seinen Sekretairen ein und arbeitete gewöhnlich bis tief in die Nacht.

Es machte ihm ein besonderes Vergnügen, die Schwarzen, denen er Gehör gab, in Verlegenheit zu setzen. Er stellte sich gegen diejenigen gütig, deren Verwirrung aus Ehrfurcht und Bewunderung herrührte. Wenn der Schwarze ihm mit einiger

Sicherheit antwortete, so ging er darauf aus, ihm in einem harten Tone eine Frage über den Catechismus oder den Landbau vorzulegen; außer Fassung gesetzt, wußte dieser dann nicht, was er erwiedern sollte. Toussaint ermangelte nicht, die Bestürzung desselben noch zu vergrößern, indem er ihm seine Unwissenheit und Unfähigkeit hart verwies. So hat man ihn zu den Schwarzen und Farbigen sagen hören, wenn sie als Richter angestellt sein wollten: „Ich will euch willfahren, weil ich voraussetze, daß ihr Latein versteht." — Nein, mein General. — „Wie, ihr wollt Richter sein, und ihr versteht nicht Latein?" Dann überschwemmte er sie mit einem Strom lateinischer Wörter, die er aus den Psalmen oder sonst wo auswendig gelernt hatte und die nicht in der geringsten Beziehung zu dem gegenwärtigen Vorfall standen. Die Weißen hielten ihr Gelächter zurück, weil man in Gegenwart Toussaint's nicht zu lachen pflegte, und die Schwarzen entfernten sich, beruhigt, daß sie nicht Richter geworden, und überzeugt, daß ihr Obergeneral Latein verstehe.

Wie viele außerordentliche Menschen, hatte auch Toussaint die Schwachheit, seine Erhöhung in geheimnißvolle und unglaubliche Umstände hüllen zu wollen.. Ein Kapuziner hatte ihn in seiner Jugend lesen gelehrt, er wollte dieß nicht eingestehen. Mit einer Miene von Gutmüthigkeit und Zuversicht sagte er zuweilen: „Seit den ersten Unruhen auf St. Domingo fühlte ich, daß ich zu großen Dingen bestimmt war. Als ich diesen göttlichen Wink erhielt, war ich 54 Jahre alt; ich konnte

weder lesen noch schreiben; ich hatte einige Portugaleser; ich gab sie einem Unteroffizier des Capregiments, und Dank sei es ihm, in einigen Monaten konnte ich meinen Namen schreiben und geläufig lesen.

„Die Revolution von St. Domingo ging ihres Weges fort; ich sah, daß die Weißen sich nicht würden halten können, weil sie unter sich getheilt waren und von der Ueberzahl erdrückt wurden: ich wünschte mir Glück dazu, ein Schwarzer zu sein. Ich mußte mir Bahn brechen, ich warf mich auf die Seite der Spanier, die den ersten Truppen meiner Farbe Schutz und Zuflucht gewährt hatten. Da dieser Schutz und diese Zuflucht nichts erzielten, freute es mich, daß Jean François zum Spanier wurde in derselben Zeit, wo die mächtige französische Republik die allgemeine Freiheit der Schwarzen verkündigte. Eine geheime Stimme sagte mir: da die Schwarzen frei sind, so brauchen sie einen Anführer und du bist das von Raynal verheißene Oberhaupt. Mit dieser Empfindung trat ich begeistert in den Dienst Frankreichs zurück; Frankreich und die Stimme Gottes haben mich nicht betrogen."

Umgeben von 1500 bis 1800 prächtig gekleideter Gardisten, während zugleich mehrere Hundert Pferde ausschließend zu seinem Dienste bereit waren, spielte Toussaint die Rolle eines Fürsten.

Mochte aber auch seine gesammte Umgebung und zwar auf seinen Befehl in Verschwendung und Glanz leben, so trieb er dagegen für seine Person die Mäßigkeit oft bis zur Entsagung. Sein eiserner Körper erhielt seine Kraft nur von dem gehär-

teten Stahl der Seele, und durch die Gewalt über sein Gemüth war er auch Herr seines Körpers geworden.

Er schlief nur zwei Stunden, die ungebändigte Lust zu herrschen, ersetzte Alles, sie war der Heerd seines Lebens. Hingestellt seit dem Anfange der Revolution auf St. Domingo in die Mitte empörter Sklaven, umschlichen von den Spaniern und Engländern, an Frankreich durch Politik gebunden, von allen bekämpft und in der Meinung, von jedermann betrogen zu werden, hatte er früh die Nothwendigkeit empfunden, den Augen der Welt undurchdringlich zu sein. Obschon ihn sein Alter in dieser Beziehung unterstützte, so hatte doch auch die Natur zu dem Ende viel für ihn gethan. Verstellung war der Grund seines Charakters. Man wußte niemals, was er that, ob er abreiste, ob er blieb, wohin er ging und woher er kam.

Dieser Politik verdankte er eines Tages sein Leben. Er hatte eben seinen Wagen verlassen, als Farbige, die im Hinterhalt lagen, gegen seine Begleitung ein lebhaftes Feuer richteten, den Wagen mit mehrern Kugeln durchlöcherten und den schwarzen Bedienten tödteten, der den Sitz seines Herrn eingenommen hatte.

Niemand hat besser als Toussaint den Schauplatz seiner Wirksamkeit und den Charakter der ihm Unterworfenen gekannt.

Seine Soldaten betrachteten ihn als ein außerordentliches Wesen, und die Landbebauer warfen sich vor ihm wie vor einer Gottheit nieder. Alle seine Generale zitterten bei seinen Blicken und selbst

Dessalines wagte nicht, ihm gerade ins Gesicht zu sehen. Die Mannszucht seines Heeres war strenger als unter den willkürlichsten europäischen Regierungen.

Toussaint schöpfte eben so sehr aus den Umständen als aus der Ueberlegung die Eingebungen seiner Politik. Keine Zeit hielt ihn ab, die verschiedenen Gebiete seiner Regierung zu durchfliegen; Alles sah er mit eigenen Augen; er sann, wann er galopirte; er sann sogar, wann er sich andächtig zu beten zwang.

Der politische Zustand von St. Domingo bietet um diese Zeit ebenfalls ein anziehendes Bild dar. Der Geist der Gesetzgebung hatte sich bis jetzt nur auf die Bedürfnisse der militärischen Verwaltung und des Landanbaues richten können. Es war der Regierung keine Zeit übrig geblieben zur Feststellung bürgerlicher Gesetze; dieser Mangel war jedoch nicht eben sehr fühlbar. Ungeachtet der fast ununterbrochenen, größtentheils innern Kriege, war die Bevölkerung unter dem Schirme der Freiheit merklich gestiegen, wogegen in den Zeiten der Sklaverei kaum die jährlichen beträchtlichen Einfuhren hinreichten, jene mit dem Bedarf an Landeserzeugnissen auf gleicher Linie zu halten.

Der Ertrag des Bodens hatte freilich abgenommen in dem Verhältniß von drei zu eins, verglichen mit den Schätzungen des Jahres 1789. Denn eine große Anzahl von Pflanzungen war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß man sie hatte wieder urbar machen müssen, als wären sie noch unberührtes Land.

Die wichtigsten Stellen der Verwaltung wurden auf dem Wege der gemeinschaftlichen Bewerbung mit den alten Freien und den neuen schwarzen Freigesprochenen besetzt; und unter diesen, die erst kürzlich der tiefsten und grausamsten Erniedrigung entronnen waren, bemerkte man Talente und eine Feinheit, wie sie selbst unter den gebildeten Klassen nur selten gefunden werden.

Diese plötzliche Veränderung der Lage und das Gefühl des Stolzes, welches dieselbe so leicht hervorruft, hatten in diesen jungen Staatsverein den Luxus eingeführt, nebst dem Streben nach allen den Genüssen, welche er verschafft und vorspiegelt; er herrschte ohne Maaß und Ziel. Aller Reichthum der Insel befand sich in einigen wenigen Händen und diese Hände hatten zugleich auch Theil an der öffentlichen Gewalt. Der Glanz der europäischen Tafeln wurde in den Hôtels dieser noch halb barbarischen Gebieter nachgeäfft, ihre Gesellschaftskreise erinnerten an die Gewohnheiten und strebten nach den Manieren der ehemaligen Pflanzer; jeder Gegenstand der Unterhaltung wurde ohne besonderes Interesse behandelt, der einzige ausgenommen, welcher die überstandene Sklaverei betraf.

Reisende, welche St. Domingo im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts besucht, desgleichen Militärpersonen, die in den Begebenheiten dieses Zeitabschnitts eine Rolle gespielt haben, versichern einstimmig, daß in den geselligen Kreisen der Schwarzen unter den Männern im Allgemeinen Artigkeit und unter den Frauen Leichtigkeit des Umganges und Eleganz herrschte; daß die Ver-

hältnisse zwischen den beiden Geschlechtern nicht ohne Würde und Reiz waren, und daß die Vorurtheile über die Verschiedenheit der Farbe nicht mehr in dem alten Ansehen standen, denn viele Afrikaner hatten Mulattinnen geheirathet, ohne daß ihre äußere Achtung und ihr häusliches Leben durch eine Verbindung litten, die wenige Jahre zuvor noch für eine Mißheirath galt.

Seitdem die Verwüstungen des Krieges nicht mehr wütheten, waren auch die verschlossenen Kirchen wieder geöffnet und die öffentlichen zerstörten Gebäude wieder aufgebauet worden. Die Wohlthat dieser Wiederherstellung erstreckte sich sogar bis auf die Theater. Der größte Theil der neuen Schauspieler bestand aus Schwarzen, und einige unter ihnen legten unverkennbare Proben von Talent in dem Lustspiele und der Pantomime ab. Der Geschmack für Musik war allgemein verbreitet, fast alle Instrumente wurden gespielt; man widmete sich jedoch vorzüglich der Guitarre und den Saiteninstrumenten.

Den öffentlichen Gebäuden fehlte es nicht an Eleganz, wiewohl sie oft gegen die architektonische Regelmäßigkeit verstießen.

Es gab auf dem Cap unter dem Namen eines Hôtel der Republik ein Gasthaus, dessen innerer und äußerer Luxus nicht hinter den reichsten Ein-

richtungen zurückblieb, die Europa in dieser Art aufzuweisen hat. Die Amerikaner des Festlandes und die vornehmen Schwarzen besuchten dasselbe; es war ihr Vereinigungspunkt. Jeder Zwang der gesellschaftlichen Formen war hier verbannt, um der vollkommensten Gleichheit Platz zu machen. Um denselben Tisch versammelten sich Privatpersonen und die Häupter des Staats, Offiziere von allen Graden, kurz, Menschen aus allen Ständen. Toussaint erschien oft daselbst und setzte sich, ohne weiter zu wählen, da nieder, wo er einen leeren Platz fand; denn er wiederholte oft, daß der Unterschied des Ranges nur für die Zeit des Dienstes gültig sei.

Vermöge des Basler Friedensvertrags zwischen Frankreich und Spanien 1795, trat diese letzte Macht der Republik den ganzen Theil von St. Domingo ab, welcher der spanische hieß; allein der schreckliche Krieg, welchen die Parteien seit sechs Jahren mit einander geführt hatten, legte der pünktlichen Erfüllung des Artikels Hindernisse in den Weg, und die Spanier waren noch immer thatsächlich Herren von St. Jago und der Stadt St. Domingo. Toussaint, seines Mitbewerbers Rigaud entledigt, der ihn erstlich beunruhigt hatte, war gesonnen, von dem spanischen Antheile Besitz zu nehmen; er drang demnach in Roume, den

Geschäftsführer der Republik, für diesen Distrikt der Insel einen Gouverneur zu ernennen. Roume faßte einen Beschluß ab, durch welchen er Toussaint bevollmächtigte, den General Agé nach St. Domingo zu senden, um daselbst im Namen des französischen Volks von dem ehemaligen spanischen Gebiete Besitz zu nehmen. Der General Agé, der ohne Truppen abgegangen war, fand die spanischen Behörden nicht gestimmt, den Zweck seiner Sendung anzuerkennen. Es kam zu einigen Unruhen in der Hauptstadt, und der französische Abgesandte war gezwungen, sich schleunig zu entfernen, um sich nicht persönlich dem Unwillen des Volkes auszusetzen. Als Toussaint Nachricht davon erhielt, ward er wüthend, und nachdem er Anstalten getroffen hatte, um sich mit bewaffneter Hand des Landes zu bemächtigen, wo man die Anerkennung seiner Macht verweigerte, schrieb er dem spanischen Gouverneur Garcia folgenden Brief, dessen Hauptstellen also lauten: „. . . . Ich behielt mir vor, an Sie zu schreiben, um von Ihrer Gerechtigkeit Genugthuung zu verlangen für die der Regierung in der Person eines ihrer Generale zugefügten Beschimpfung. . . . . Ich melde Ihnen, daß ich den General Moyse, der die Division des Nordens befehligt, mit der Besitznahme beauftragt habe und zufolge der Ungebühr, welche die Re-

gierung in der Person des Generals Agé bei derselben Sendung erfahren hat, habe ich müssen den General Moyse von einer bewaffneten Macht begleiten lassen, die hinreicht für die Ausführung des Vertrags."

Die spanische Regierung empfing diesen Brief in derselben Zeit, wo eine Armee von 10,000 Mann ihr Gebiet überzog (1801); da sie die Unmöglichkeit des Widerstandes einsah, nahm sie ihre Zuflucht zu der alten Taktik, die den Spaniern im Anfange des Krieges so günstig gewesen war: sie antwortete Toussaint und erdrückte ihn fast in jeder Zeile mit überschwenglichen Titeln, aber dieser Kunstgriff war abgenutzt und die Schlinge zu grob, als daß sich ein Mann wie Toussaint konnte darin fangen lassen. Er bestand auf seinen Forderungen, drang fast ohne Schwertschlag in St. Domingo ein, und der Gouverneur Garcia schiffte sich, nachdem er eine Art von Kapitulation abgeschlossen hatte, nach Spanien ein.

Toussaint begab sich von St. Domingo nach verschiedenen Punkten seiner neuen Besitzung; denn für sich und nicht für Frankreich wollte er den ehemaligen spanischen Antheil behaupten. Ueberall wurden ihm auf seinem Triumphzuge die größten Huldigungen dargebracht, vorzüglich von Seiten der Geistlichkeit; sie ging ihm mit nackten Füßen

und processionsmäßigem Gepränge entgegen, und führte ihn unter einem Traghimmel durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Toussaint vergalt ihr diese Erniedrigung durch ehrerbietige Aufmerksamkeit und mannigfaltige Begünstigungen. Der Einfluß, welchen er durch diese priesterlichen Gaukeleien über das Volk erhielt, entschädigte ihn reichlich für Opfer, die seiner klugberechnenden Sinnesart wenig oder nichts kosteten.

Die Steigerung des Binnenhandels, der jetzt so lebhaft wurde, als es die natürliche Trägheit der Spanier zuließ, war die erste Frucht, welche die Vereinigung der beiden Gebiete trug. Die ganze Insel gewann sichtbar durch die Gleichförmigkeit der Verwaltung, vorzüglich der spanische Antheil, dem jetzt Mittel der Verbindung zu Gebote standen, die ihm unter der vorigen Regierung verschlossen geblieben waren. Die Berge ebneten sich vor Toussaint, wann er Landstraßen brechen ließ, so wie überhaupt alle Hindernisse vor dem Bonaparte von St. Domingo verschwanden. Während auf seinen Befehl schöne Gebäude emporstiegen, widmete er zugleich der Rechtspflege eine unparteiische Sorge; Schwarze und Weiße fanden bei ihm dasselbe geneigte Gehör; er war der Beschützer seiner ehemaligen Mitsklaven und dessenungeachtet auch der Freund derer, die seinen unterdrückten Brüdern

und ihm selbst länger als ein halbes Jahrhundert das Joch einer schimpflichen Dienstbarkeit aufgelegt hatten.

Er verhehlte sich die Gefahren nicht, denen ihn seine Emporhebung aussetzte, er pflegte zu sagen: „Ich habe meinen Flug gegen den Schwungkreis der Adler genommen. Ich muß Klugheit brauchen, wenn ich mich wieder auf die Erde herabsenke; ich kann mich nur auf einem Felsen halten und dieser Felsen besteht in der Einführung einer Verfassung, welche mir die Macht verbürgen wird, so lange ich unter den Menschen wandeln werde.“

Vergebens arbeitete der Brigadegeneral Vincent, der mit Leib und Seele an Frankreich hing, diesem Vorhaben entgegen; Toussaint stützte seine Antwort auf das Beispiel Bonaparte's, dessen Kühnheit vom Glück gekrönt worden sei. Der Verfassungsentwurf ging hauptsächlich von drei Männern aus, von Pascal, einem Nachkommen des berühmten Schriftstellers, dem die Welt, nebst einigen andern tiefsinnigen Werken, die unwiderstehlichen lettres provinciales verdankt, von dem Abbé Molière, dessen Familienname durch den ersten Lustspieldichter der Franzosen verherrlicht worden ist, und endlich von einem italiänischen Priester Marini. Dieser Verfassungsentwurf legte alle Gewalt der Re-

gierung in Toussaint's Hände, ernannte ihn zum Gouverneur und Präsidenten auf Lebenszeit und übertrug ihm die Wahl seines Nachfolgers und die Besetzung aller Aemter als ein Recht.

Vincent ging kurz vor seiner Abreise von St. Domingo in einer Unterredung mit Toussaint so weit, daß er den besagten Verfassungsentwurf geradezu ein Manifest gegen Frankreich nannte.

„Wohlan! ich gehe — so fuhr er fort — und derjenige, der Sie bei der Regierung am standhaftesten vertheidigt hat, wird nun statt gewisser Beweise, daß Sie verdienten, an ihm eine Stütze zu finden, nur Zeugnisse überbringen von der Hintansetzung der heiligsten Pflichten eines Mannes, den ich mit ganz anderen Farben geschildert habe! Welcher unseligen Rolle geben Sie mich preis? Ich hörte oft von Ihnen, daß Sie im Gespräch mit den Commissären Mirbeck, Roume und St. Leger diesen angeboten haben, Alles auf St. Domingo zur Ordnung zurückzuführen, wenn man sechszig Freilassungen zu Ihrer Verfügung stellen wollte. Jetzt sind alle Ihre Brüder frei durch den Willen und unter dem Schutze der mächtigsten Regierung. Sie verdanken Frankreich alle Ihre Rechte und Sie wagen ihm das Recht streitig zu machen, seine Colonie zu regieren! Geben Sie mir ein Verzeichniß Ihrer Waffenbrüder, die am meisten zur Hebung des An-

baues und zur Verjagung der Engländer beigetragen haben, und ich mache mich anheischig, für diese bei der Regierung Begünstigungen zu erhalten."

Toussaint schien, innerlich bewegt, einen Augenblick nachzudenken, und stammelte die Worte heraus, daß es ihm Vergnügen machen würde, einige seiner Kameraden belohnt zu sehen. Als Vincent ihn fragte, was er für sich selbst verlange, so antwortete er mit Lebhaftigkeit, als stürmte es in ihm auf: Er wolle nichts; er wisse sehr wohl, daß man ihm den Untergang geschworen habe; er wäre überzeugt, daß seine Kinder nie das Wenige genießen würden, was er für sie aufgespart habe, daß er aber noch nicht die gefangene Beute seiner Feinde sei. Er warf sich hierauf mit dem eiligsten Ungestüm und mit allen Zeichen der heftigsten Bewegung auf ein Pferd, das in einiger Entfernung für ihn bereit stand. Die zahlreiche Versammlung, die ihn theils erwartete, theils begleiten wollte, konnte ihn kaum mit Blicken verfolgen, so plötzlich war er verschwunden. Dem Brigadegeneral Vincent übersandte er unmittelbar nachher einen lakonischen Brief nebst einem Paquet an die französische Regierung; es enthielt die Abschrift der entworfenen Verfassung.

Man hat behauptet, Toussaint sey vorzüglich durch die geheimen Einwirkungen Englands be-

stimmt worden, St. Domingo von der Oberherrlichkeit Frankreichs loszureißen; allein diese Meinung ist nichts weiter als eine leere Voraussetzung, denn Toussaint kannte und haßte die englische Politik zu sehr, um sich von ihr leiten zu lassen; er hatte bei seinen bisherigen Schritten ihre Absichten und Wünsche immer nur soweit in Rechnung gezogen, als sie einen bequemen Deckmantel für sein eigenes selbstständiges Bestreben abgaben; sein Ehrgeiz duldete keinen fremden Einfluß: der Zeitpunkt der Entschädigung war gekommen; er wagte für St. Domingo zu werden, was Bonaparte in dieser Zeit für Frankreich war.

Der Friede von Amiens, bekannt unter dem Namen des Friedens von vierzehn Monaten, war eben zwischen Frankreich und England abgeschlossen worden. Es verging einige Zeit, ehe Toussaint auf sicherm Wege erfahren konnte, was die neue Consularregierung gegen ihn vorbereite; er sah jedoch voraus, was er von ihr zu fürchten habe, seine Aeußerungen gegen Vincent lassen daran nicht zweifeln. Er konnte nicht mehr zurück und hatte schon längst an den nöthigen Gegenanstalten gearbeitet. Diese betrafen besonders die Befestigung seiner Macht in den Augen und gegen die Angriffe seiner Feinde. Er verbarg sich keinen Augenblick den unvermeidlichen nahen Bruch; die kalte Zurückhaltung Bonaparte's war ein Fingerzeig, den er zu deuten wußte. Früher

hatte er gehofft, der erste Consul würde einen Blick der Neigung auf ihn werfen, es war ihm mitunter vorgekommen, als herrschte zwischen jenem und ihm eine natürliche Verwandtschaft der Empfindung. Er hatte einen Brief an Bonaparte geschrieben, mit den Anfangsworten: „Der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen; die Antwort war ausgeblieben; der beleidigte Stolz des ersten Consuls mochte an dem Stillschweigen eben so viel Antheil haben, als die Absicht, Toussaint, über den er in Gedanken bereits das Loos geworfen hatte, mit der angenommenen Miene der Geringschätzung als einen gemeinen Usurpator darzustellen.

Toussaint ließ sich durch diese ungünstigen Vorzeichen nicht außer Fassung bringen, mit seinem Muth stieg auch sein Eifer in den Regierungsgeschäften; keine besondere Rücksicht vermochte ihn von dem Pfade abzulenken, den sich sein unerschütterlicher Wille vorgeschrieben hatte. So wurde sein Neffe, der General Moyse, von einem Kriegsrath gerichtet, zum Tode verurtheilt und hernach erschossen, weil im Norden, wo er den Befehl führte, durch seine Nachlässigkeit eine Empörung ausgebrochen war; er hatte sich bei dieser Gelegenheit, so wie überhaupt vielfältig, als Toussaint's Widersacher gezeigt in Absicht auf das Wohlwollen, das dieser den Weißen schenkte. Man darf jedoch nicht verschweigen, daß Toussaint bei seinem gerichtlichen

Verfahren auch öfter sich übereilte. Als die Neger einer Pflanzung sich empört hatten, ließ er sie auf dem Waffenplatz des Cap versammeln und verurtheilte eine Anzahl derselben zum Tode, bloß nach einigen vorläufigen Fragen. Eine zweideutige Miene oder Antwort reichte ihm schon hin als Beweis der Schuld. Die Schlachtopfer, welche er bezeichnet hatte, murrten nicht, sie schlugen die Hände zusammen, senkten den Kopf, verbeugten sich demüthig vor ihm und gingen mit ihrem Verbrechen, bis zur Unterwürfigkeit überzeugt, ruhig in den Tod. Wahrscheinlich wollte Toussaint durch diese Strenge einen wohlthätigen Schrecken verbreiten; auch darf man ihm zutrauen, daß er durch sein früheres Zusammenleben mit Sklaven die Kunst gelernt hatte, sicher und schnell in den Herzen derselben zu lesen: immer aber bleibt seine grausame Raschheit ein trauriger Beweis von der Schwäche der menschlichen Natur auf dem Gipfel der Macht.

Ende des zweiten Bändchens.



Allgemeine hiſtoriſche
Taschenbibliothek
für Jedermann.

Eilfter Theil.

Geſchichte des Freiſtaats
von St. Domingo (Hayti).
Drittes Bändchen.

Dresden,
P. G. Hilſcherſche Buchhandlung.
1826.



Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti.)

Drittes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1827.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo, (Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Drittes Bändchen.

— Perit omnis in illo
Nobilitas, cujus laus est in origine sola.
Lucan.

Dresden
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1827.

Sechste Periode.

Der Feldzug des Generalkapitän Leclerc gegen die Unabhängigkeit St. Domingo's.

Nach dem Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und England durch den Vertrag vom ersten Oktober (1801) schien die Besitznahme der Insel St. Domingo dem ersten Consul nothwendig, sowohl für seinen Ruhm, als für die Wohlfahrt der Republik; er hielt sie nach den vorübergegangenen Stürmen der Freiheit besonders für ein wohlgeeignetes Mittel, die beobachtende Eifersucht und geheimen Umtriebe der Unzufriedenen von sich abzulenken, die ihm seine Erhebung nicht verzeihen konnten, und die er daher, um den beschlossenen Schritt zur höchsten monarchischen Gewalt sicher und schnell zu thun, auf alle Weise zu entfernen suchte. Das Ansehen Toussaint's, eines ehemaligen Sklaven, war eine drückende Last für seinen Ehrgeiz; er fühlte sich beleidigt, daß man es wagte, zwischen ihm, dem Oberhaupte Frankreichs und dem Herrscher von St. Domingo, irgend eine Vergleichung zu ziehen.

Da er viel und tief nachgedacht hatte über die Kraft und Schwäche der Staatskunst, da er ferner

den Charakter des Volkes, zu dessen Herrn er sich aufwerfen wollte, von Grund aus mit machiavellistischen Späherblicken durchschaute; so begriff er vollkommen, daß jeder Anstrich von Größe dem Geschmack desselben schmeichele, seine unruhige Einbildungskraft beschäftige, und daß nichts diensamer sei, um ihm die Augen über vergangenes und gegenwärtiges Unglück zu verschließen, als der Glanz großer Hoffnungen, selbst in der Gestalt von Trugbildern. Die Zuversicht, mit welcher er an seinen Stern glaubte, seine in den Lagern verlebte Jugend, sein unsterblicher Waffenruhm, die zweimalige Eroberung Italiens, der Zug nach Egypten, welcher die Wissenschaften durch die reichste Ausbeute verherrlicht hatte, verbürgten ihm in der herrschenden Meinung das Gelingen jeder Unternehmung, so unmöglich sie auch schien.

Napoleon wankte jedoch, ob er St. Domingo in den Händen Toussaint's lassen sollte, wodurch er ein Heer von dreißigtausend Schwarzen erhielt, mit denen er Amerika zügeln und die Blüthe des Handels auffrischen konnte, abgesehen von den Verlusten, welchen die alten Eigenthümer in diesem Falle würden erlitten haben; oder ob er das Land durch Gewalt der Waffen erobern sollte, so daß er sich nach den Umständen für die bürgerliche Freiheit oder Sklaverei der Schwarzen entscheiden konnte. Die meisten Colonisten, die sehnsüchtig ihren ehemaligen Ueberfluß zurückwünschten und ihre Ländereien mit ihren Sklaven nur auf dem Wege der Eroberung wieder zu erlangen hofften, umlagerten das Cabinet der Tuilerien, indem sie

dem Ruhme und Stolze des ersten Consuls schmeichelten, um die Colonie der Gewalt Toussaint's zu entreißen; ein schnell gerüstetes und furchtbares Landungsheer dünkte ihnen für diese Absicht hinlänglich.

Mit diesen lauten und leichtsinnigen Sprechern vereinigten sich zur Unterdrückung der Neger alle diejenigen, die in der geschärften Abhängigkeit der Colonie Vortheile für das allgemeine Handelsinteresse Frankreichs erblickten, oder für ihren unbeschäftigten Thatendrang und ihre hochfliegenden Entwürfe einen angemessenen Schauplatz suchten, oder in dem Rausche der Nationaleitelkeit jedes Abenteuer ergriffen und begünstigten, das die Ueberspannung der Gemüther vermehrte und erhöhte. Selbst die Frauen stimmten in diesen kriegerischen Ton ein; an ihrer Spitze stand Pauline, die Lieblingsschwester Napoleon's.

Unter diesen Verhältnissen kam Vincent mit der schon früher erwähnten Constitution für St. Domingo in Frankreich an; sie stellte die Freiheit der Schwarzen sicher und erhob Toussaint auf Lebenszeit zum Statthalter. Vergeblich nahm sie die Bestätigung des Mutterlandes in Anspruch; der Zorn des ersten Consuls brach über Toussaint in den Worten aus: „Er ist ein aufrührerischer Sklave, der bestraft werden muß; Frankreichs Ehre ist beschimpft." Von diesem Augenblick an hörte Napoleon auf keinen Rath mehr; die Unternehmung war entschieden und zwar so fest, daß er Toussaint gegen mehrere abgeordnete Glieder des Senats ei-

nen Räuberhauptmann schalt, den seine Plänkler gar bald nach Gebühr abstrafen würden.

Der Marineminister Forfait, ein rechtschaffener aber schwacher Mann, stellte ihm die unvermeidlichen Unfälle des beabsichtigten Angriffes vor; der Consul, der die Schwere seiner Gründe nicht länger tragen mochte, antwortete bloß: „Ich muß 60,000 Mann von mir entfernen.“ Der Minister fürchtete, ihn durch seine Gegenvorstellungen beleidigt zu haben, und trachtete durch den eiligsten Diensteifer die Gefahr der Rache von sich abzuwenden. Der erste Consul wählte mit grausamer Geschicklichkeit besonders diejenigen zu Werkzeugen der kriegerischen Besitznahme, die in der stolzen Einbildung lebten, seinen Ruhm zu theilen und die standhafter als er die Freiheit liebten, für welche sie ihr Blut vergossen hatten. Diese Wahl, verderblich für sie selbst, wie für die Republik, schien jedoch eine Wohlthat, die ihnen eine neue Laufbahn des Ruhms öffnete; aber während sie öffentlich eine scheinbare Freude darüber erkünstelten, brachen sie still gegen ihre Freunde und Familien in die bittersten Klagen aus.

Der erste Consul ernannte Leclerc, den Gemahl seiner Schwester Pauline zum Oberanführer. Er war froh, daß er sich unter einem bequemen Vorwande von ihm trennen konnte, weil ihm die verwandtschaftliche Berührung mit diesem Manne, der von dunkler Abkunft war, seiner gegenwärtigen und künftigen Größe unwürdig dünkte. Pauline Bonaparte glänzte in einer so seltenen Schönheit, daß der berühmte Bildhauer Kanova ihre Züge

für die Statue einer Venus victrix borgte; mag es sein, daß der Künstler dabei nicht minder der Schmeichelei als der Schönheit huldigte, so rechtfertigte sie doch diese öffentliche Auszeichnung durch die Feinheit und Anmuth ihres Geistes. Ihr Blick erregte in den kältesten Herzen Wünsche, sie ließ alle Kunstgriffe des Vergnügens um sich spielen, Luxus der Meubles, Auswahl der Personen für ihren Dienst, Glanz des Schmuckes. Maler, Lustigmacher und Musiker folgten ihr. Sie begleitete ihren Gemahl bei dem bevorstehenden Feldzuge; sie betrachtete denselben in ihrer leichtsinnigen Verblendung für eine Art von kriegerischer Lustbarkeit; auch ihr jüngster Bruder Hieronymus Bonaparte schiffte sich mit ein; vielleicht in dem Wahne, ohne Beschwerde und Kampf als Jason mit dem goldnen Vließe zurückzukehren.

Leclerc war eine kleine Figur, hatte aber einen lebhaften Geist und angenehme Manieren; es fand sich in seiner Physiognomie einige Aehnlichkeit mit dem ersten Consul. Wiewohl er bei den Feldzügen in den Alpen und am Rhein Muth und Beharrlichkeit gezeigt hatte, so war er doch nur ein blindes Werkzeug Bonaparte's, dem er im Frieden und im Kriege nachahmte mit geringer Umsicht und ohne Erfindungsgeist. Er wußte nicht im Herzen seiner Feinde zu lesen; wollte nur immer, wie sein Vorbild, in allen Dingen außerordentlich erscheinen; da ihm aber dessen Glück und Geschicklichkeit fehlte, so stellte er nur das klägliche Beispiel eines gewöhnlichen Menschen dar, welcher das Genie nachäfft.

Die Kriegsrüstungen wurden in verschiedenen Häfen des Oceans und des mittelländischen Meeres mit großen Kosten betrieben. Das eroberte Holland und das mit Frankreich verbundene Spanien lieferten Schiffe. Die Flotte bestand aus 21 Fregatten und 36 Kriegsschiffen, wovon eines 120 Kanonen führte. Villaret-Joyeuse, ein Mann von altem Adel, der schon vor der Revolution gedient hatte, befehligte als Admiral die Flotte; unter ihm standen der Contreadmiral Latouche und der Kapitän Magon. Leclerc war Oberanführer der Truppen unter dem Titel eines Generalkapitäns. Der General Rochambeau, der Ländereien auf der Insel besaß, sollte jenem in schwierigen Fällen als Rathgeber dienen. Die gesammte französische Landmacht bestand aus drei Divisionen: die erste befehligte Rochambeau, die zweite Boudet, die dritte Hardy. Die Zahl der Truppen wird verschieden angegeben, nach Métral betrug sie mehr als 30,000, nach Raban 25,000, nach Placide-Justin 12,000, nach Rainsford, einem Engländer, 30,000 Mann. Da die französische Eitelkeit, zumal nach verunglückten Unternehmungen, nebst dem Parteigeist, bei dergleichen Bestimmungen gern laut wird, so ist es schwer, über die wirkliche Stärke des eingeschifften Heeres volle Gewißheit zu erlangen. Ein Theil der Flotte ging im December 1801 unter Segel, aus den Häfen von Brest, Rochefort und Lorient. Diesem sollten die übrigen Schiffe aus verschiedenen anderen Häfen nach und nach folgen.

Diese Flotte führte eines der tapfersten Heere. Die Alpen, Italien, der Rhein und der Nil hall-

ten von seinen Heldenthaten wieder. Während der Ueberfahrt hatte es mit dem Meere zu kämpfen. Einige beschädigte Schiffe waren außer Stand, der Flotte zu folgen: ein böses Vorzeichen, das jedoch vor glorreichen Erinnerungen machtlos verschwand. Die Muße der Seereise kürzten die Erzählungen der großen bisher ausgeführten Thaten. Man glaubte, es gelte einen Kampf mit furchtsamen Sklaven, die weder den starken und geduldigen Deutschen, noch den behenden und nervigen Mammelucken glichen.

Der allgemeine Sammelplatz der Schiffe war das Cap Samana, der unglücklichste Landungspunkt, den man wählen konnte. Die Vereinigung kam hier in den letzten Tagen des Januars 1802 zu Stande, in der Bai, welche diese Halbinsel bildet. Es befanden sich unter den eingeschifften Truppen Farbige, die sich in den blutigen Kämpfen auf St. Domingo ruhmvoll ausgezeichnet hatten, z. B. Pétion, der in seiner Physiognomie die Milde und den Stolz einer freien Seele trug. Er war vom Schicksal ausersehen, eine Republik zu gründen und zu regieren. Neben ihm zeigte sich Boyer, sein berühmter Nachfolger, der einst durch einen Freundschaftsvertrag mit dem Könige von Frankreich die Unabhängigkeit seines Vaterlandes für immer befestigen sollte. Alle diese Anführer waren aufgefordert worden, die Unternehmung mit ihrem Rathe, ihrem Muthe und ihrem Beispiele zu unterstützen.

Leclerc hielt sich im Besitze so vieler Schiffe und so tapferer Anführer für unüberwindlich. Sein

Stolz wuchs durch das Gerücht, daß Toussaint in der verzweiflungsvollen Ueberzeugung von seiner Ohnmacht, Feste angeordnet habe, um ihn zu empfangen, während derselbe nach der Weise der Scythen Brandfackeln bereiten ließ. Einen Theil seines Heeres hatte derselbe entlassen, denn wiewohl er den Absichten Bonaparte's nicht trauete, so mochte er dennoch einen Bruch mit Frankreich nicht so nahe geglaubt haben.

Toussaint's gesammte Macht bestand höchstens in 16,000 Mann, fünftausend waren im Norden, viertausend im Westen, eben so viel im Süden, und dreitausend in dem ehemaligen spanischen Antheile. Diese zerstreuten Truppen wurden von Anführern befehligt, die ganz zum Gebirgskrieg geschaffen waren; alle beseelte die Liebe der Freiheit, die sie um so heftiger liebten, je theurer sie dieselbe durch ihr Blut erkauft hatten. Die Eingebornen hatten außerdem einen großen Vortheil über die Franzosen durch ihre Ortskenntniß und ihre Gewöhnung an das Klima, das jeder fremden Tapferkeit so gefährlich ist. Auch fand dieses Heer überall bewaffnete Hilfe. Soldaten, Weiber, Kinder, Bürger, alle hatten in den Lagern den Bürgerkrieg durchlebt. Da sie noch voll waren von der Erinnerung ihrer Sklaverei, so mußte man eher gefaßt darauf sein, sie auszurotten als zu besiegen, wenn es nicht gelang, den Samen der Zwietracht unter sie auszustreuen.

Die ganze Flotte setzte sich in Bewegung. Der General Kerverseau wurde abgeschickt, um von St. Domingo, der Hauptstadt der ehemaligen spani-

schen Provinz, Besitz zu nehmen; Leclerc wandte seine Schiffe und sein Heer gegen drei Hauptpunkte: gegen Fort-Dauphin unter Rochambeau, gegen das Cap unter Hardy und gegen Port-au-Prince unter Boudet. Die Unternehmung gegen das Cap leitete Leclerc persönlich.

Die ersten Schiffe waren noch nicht an der Küste erschienen, als Toussaint mit verhäugtem Zügel gegen das Cap Samana herangesprengt kam, um den Feind zu recognosciren; anfänglich hielt er die Bewegungen, welche derselbe traf, um sich zu sammeln, für ein Zeichen der Stockung. Nachdem die Vereinigung zu Stande gekommen war, verlor Toussaint, der nie eine so große Flotte gesehen hatte, einen Augenblick die Fassung. „Es gilt unsern Untergang, sagte er zu seinen Officieren; ganz Frankreich wirft sich auf St. Domingo, es kommt, um sich zu rächen und die Schwarzen zu unterjochen; es gilt unsern Untergang."

Der Krieg begann, ohne daß man mit Toussaint in Unterhandlungen trat, sei es, daß der Consul es so wollte, um St. Domingo zu schrecken, oder daß Leclerc den unmittelbaren Angriff für das zweckmäßigste Mittel hielt, Gehorsam zu erzwingen.

Rochambeau griff Fort-Dauphin zu Wasser und zu Lande an, alles wich der französischen Tapferkeit; auf ihrer Flucht zündeten jedoch die Schwarzen die Stadt an. Beim Lichte lodernder Flammen ließ Rochambeau die Gefangenen würgen; er behandelte sie als bloße Empörer. Die Bai von Mancenille wurde zum Schauplatze des

Blutvergießens; viele unschuldige und wehrlose Schwarze fanden hier ihren Tod; sie hatten einander die Losung zugerufen: Keine Weißen, keine Sklaverei! Dieser Ausbruch des natürlichsten Gefühls war in den Augen Rochambeaus das strafwürdigste Verbrechen. Dieser General hat sich später nur zu oft einer grausamen Politik bedient.

Leclerc erschien mit seinen Schiffen vor der Stadt des Cap, in welcher Christophe den Befehl führte. Der letztere war von hoher Gestalt und majestätischer Haltung, sein Auge blitzte von Feuer; er hatte eine starke Seele, ausgezeichnet durch bürgerliche, militärische und häusliche Tugenden. Seine Klugheit überließ dem Glück nur wenig; er war mäßig, thätig und standhaft. Er sprach ohne vorhergegangenen Schulunterricht mit Anmuth und Leichtigkeit, und empfand einen besondern Genuß darin, seine Gäste durch die Erzählung von Abenteuern und Heldenthaten zu unterhalten. Er war dabei nicht frei von Contrasten, welche die wilde Heftigkeit seines Charakters bezeichneten. Einen Theil seiner Vorzüge hat er später auf dem Throne eingebüßt. Er ließ Leclerc sagen, daß Toussaint im Innern der Insel sei, daß er den französischen Truppen das Landen verweigern müsse; daß es dem Unternehmen an der hinlänglichen Beglaubigung von Seiten des Mutterlandes fehle; er schloß mit den Worten: wenn der angebliche Generalkapitain Leclerc darauf beharre, in die Stadt einzudringen, so würde die Erde eher verbrennen, als die Eskadre in der Rhede erscheinen.

Leclerc, der einem ehemaligen Sklaven nicht

so viel Kraft zugetraut hatte, antwortete mit Nachdruck und Würde: „Ich vernehme mit Unwillen, Bürgergeneral — so beschied er Christophe — daß Sie sich weigern, die von mir befehligte französische Eskadre und Landmacht aufzunehmen, und zwar unter dem Vorwande, daß Sie dazu nicht von dem Gouverneur Toussaint ermächtigt seien. . . . Ich melde Ihnen hiermit, daß, wenn Sie mir nicht heute die Feste von Piccolet und alle Batterien der Küste übergeben, so werden morgen mit Tagesanbruch 15,000 Mann an's Land gesetzt sein."

Diese Drohung erschreckte Christophe keineswegs; umsonst lagen ihm die Civilbehörden des Cap an, die Franzosen einzulassen; weit entfernt von jedem friedlichen Vergleich, ließ er nach dem Beispiele Toussaint's die Truppen den Eid der Treue leisten, und nachdem er allen nicht waffenfähigen Einwohnern befohlen hatte, zu entweichen, wurden unter die Soldaten Brandgeräthe ausgetheilt, um die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, für den Fall, daß man sich in ihr nicht behaupten könne.

Telemaque, der Maire der Stadt, sah ihr Mißgeschick vorher und forderte sämmtliche Einwohner auf, sich mit Wasser zu versehen.

Die Franzosen glaubten durch eine Landung in der Bai von Acul dem Anlegen des Brandes zuvorzukommen. Leclerc wollte den Feind von der Landseite überrumpeln, aber die Bewegung der Schiffe und der Donner der Kanonen verbreiteten ringsumher Lärm' und Verwirrung, und einzelne umliegende Wohnungen, die in Flammen aufgin-

gen, verkündigten, daß die ganze Stadt bald in einem Feuermeere auflodern würde. Als die Gefahr immer höher stieg, befahl Christophe seinen Soldaten, die Brandfackeln zu schwingen, indem er Gott, als Beschützer der Freiheit, zum Zeugen anrief; zugleich ließ er zum Beispiel der Nachahmung sein eigenes reich geschmücktes Haus zuerst anzünden. Die verzehrende Gluth griff schnell um sich, krachend stürzten die Dächer zusammen; aber fest hielten die Herzen zusammen und mitten aus den Trümmern leuchtete die Hoffnung einer bessern Zukunft. Nirgends vernahm man Geschrei, Klagen, Seufzen, wie es bei außerordentlichen Unfällen gewöhnlich geschieht; nur die Kinder verriethen die allgemeine Noth durch den Ruf des Schmerzes.

Leclerc kam über die Ebenen von Acul und Limbé herbei; er wurde bloß bei dem Fluß Sallée in seinem Vordringen aufgehalten, da der Feind die Brücke über denselben abgebrochen hatte; die Franzosen bezeichneten ihren Weg durch die Ermordung mehrerer Gefangenen. Beim Eintritt in die Stadt fanden sie rauchende Trümmer statt aller der Hilfe und Stärkung, die ihnen nach den Beschwerden einer langen Seefahrt so nothwendig war. Die schönsten Gebäude, wie das Arsenal, der Regierungspalast, die große Kirche lagen in Asche; die Explosion des Pulvermagazins krönte das Werk der muthigen Zerstörung. Alle Versuche, den ungeheuren Brand zu löschen, waren fruchtlos.

Christophe bewies unter diesen Umständen einen seltenen Edelmuth; es war zu fürchten, die zweitausend Weißen möchten mit ihren Weibern und

Kindern der Wuth der Schwarzen als Opfer fallen; sie wurden ganz im Gegentheil, ohne daß man sie als Geißeln behandelte, in einen sichern Zufluchtsort abgeführt, wo man für ihr Leben und ihre Personen Sorge trug. Christophe vereinigte sich hierauf mit Toussaint, der zu seinem Beistande herbeieilte; noch einmal ließen beide die Flamme wüthen, um ihren Rückzug zu decken. So behielten sie zur Vertheidigung ihrer Freiheit nichts übrig, als Muth und Stolz, Wüsten und Berge, während der Feind seinerseits allen Angriffen des mörderischen Klima preisgegeben war.

Während diese Begebenheiten auf dem Cap vorfielen, forderte die Division Boudet die Stadt Port-au-Prince zur Uebergabe auf. Der General Agé, der in derselben den Befehl führte, gab ungefähr dieselbe Antwort, wie Christophe: er behauptete, daß er in Abwesenheit des Divisionsgenerals Dessalines die Landung der Truppen nicht erlauben könne. Die Seele des Widerstandes war jedoch nicht Agé, der vielleicht der Gewalt der Umstände und der Stimme der Verführung nachgegeben hätte, sondern der Hauptmann Lamatinière, der durch seine glänzenden Eigenschaften an die schönsten Zeiten des Heroismus erinnert. Nichts glich seiner Festigkeit, seinem Muth, seiner Geduld; mit einer Handvoll Soldaten spottete er der Anstrengungen einer ganzen Armee. „Wenn die Franzosen früher landeten — das war die Erklärung der Schwarzen — ehe wir von dem Entschluß Toussaint's benachrichtigt sein können, so werden drei, nach einander abgefeuerte

Kanonenschüsse, die von Berge zu Berge hallen, das Zeichen zum Anzünden unserer Häuser und zur Ermordung aller derer geben, die aus uns Sklaven machen wollen."

Nicht ohne Unruhe und Furcht landete der General Boudet, der sich in den Antillen ausgezeichnet hatte, in der Nähe von Port-au-Prince. Die Ankunft der Franzosen setzte alles ringsumher in eine verheerende Feuersbrunst. Die Verwirrung in der Stadt selbst war grenzenlos. Die Schwarzen fürchteten den wiederkehrenden Verlust ihrer so theuer und schwer errungenen Freiheit, sie stürzten deßhalb racheschnaubend auf die Weißen, die sich zufällig in den Straßen befanden und spürten ihnen bis in die verborgensten Schlupfwinkel nach; sie drohten ihnen durch Geberden, Blicke und Worte eine langsame und blutige Wiedervergeltung an.

Viele Kinder, Weiber, Greise suchten in einer Kirche Schutz gegen die grausame Verfolgung ihrer ehemaligen Sklaven; diese, ohne Scheu für die Heiligkeit des Orts, standen eben im Begriff, die erhaschte Beute als Opfer ihrer Freiheit an den Füßen der Altäre zu erwürgen.

Da legte sich ein ehrwürdiger Priester noch zur rechten Zeit ins Mittel, er nahm die Unglücklichen unter den Schirm der Religion und schreckte durch diesen feierlichen Akt die Gewissen der Rasenden, die sich aus der Kirche zurückzogen, um anderswo ihren Rachedurst zu sättigen.

Die Flammen leuchteten dem langsamen und verworrenen Anmarsch der Franzosen, die an solche

Feinde nicht gewöhnt waren. Boudet, ihr Befehlshaber, wendete sich mit folgenden Worten an sie: Kameraden, ihr dürft hier nur Mitbürger finden; diese Erde ist euch nicht fremd, sie gehört zum Boden eures Vaterlandes. Bedient euch eurer Waffen nicht, zeiget auf eure Brust; fließt dessenungeachtet euer Blut, so werden diejenigen, die hinter uns folgen, ein Recht haben, uns zu rächen." Das Fort Bizoton, welches den Feind hätte lange aufhalten können, übergab Bardet; seine Truppen gingen zu den Franzosen über.

Agé war geneigt, die Stadt zu übergeben; Lamartinière betrieb dagegen die Vertheidigung des Platzes mit der hartnäckigsten Entschlossenheit. Einen Artilleriehauptmann, der die Schlüssel des Zeughauses nicht überliefern wollte, zerschmetterte er mit einem Flintenschuß den Kopf. Diese That der Festigkeit verbannte jede Unentschiedenheit und stellte den Muth neuerdings her; ungefähr 4000 Mann bewegten sich gegen das Thor von Léogane. Hier vertheidigte eine Redoute mit sechs Feuerschlünden die Stadt. Der Tod eilte in den Reihen der Franzosen umher, die sich langsam näherten und nicht wußten, welchen Gebrauch sie von ihren Waffen machen sollten. Plötzlich erwachten sie zu ihrer natürlichen Tapferkeit, die im Anblick der von ihr gestifteten Uebel etwas nachgelassen hatte; sie vergaßen die Gefahr, stürmten die Redoute, bedeckten die Artillerie mit ihren Leibern, warfen sich in die Stadt und retteten selbe von dem Feuer, welches ihr der Feind im äußersten Falle

zugedacht hatte und wozu er jetzt bei seiner reißenden Flucht keine Zeit finden konnte.

Lamartinière ertrug seine Niederlage leichter, als die Vorstellung, daß Port-au-Prince kein Aschenhaufen geworden war; er eilte, sich bei Croix-des-Bouquets zn verschanzen; die Gegend war zwei Meilen von der Stadt entfernt, umgeben mit tiefen Graben im härtesten Tufstein. Hier wartete er auf Dessalines, der für die Vertheidigung der Stadt zu spät angekommen war. Dieser Anführer hatte den Westen unter seinem Befehl; in ihm lebte ein kühner, unruhiger und wilder Geist: aus Rache oder aus Ehrgeiz tauchte er seine Hände bald in das Blut der Schwarzen, bald der Weißen. Schlaflosigkeit, Hunger, Durst, Strapazen waren ihm ganz natürliche Dinge. Seine Miene war abschreckend, sein Gang schräg, sein Blick blutgierig; sein Gesicht, mit Einschnitten durchfurcht, bezeichnete Afrika als sein Vaterland; unter dieses furchtbare Aeußere versteckte er eine undurchdringliche Verstellungskunst. Seine barbarische Beredtsamkeit bestand mehr in einigen ausdrucksvollen Zeichen, als in vernehmlichen Worten. Als er hörte, daß Port-au-Prince seinen Brandfackeln entgangen war, erblaßte er, fluchte und knirschte vor Zorn.

Boudet, der seinen Sieg als geschickter General verfolgen wollte, drang schnell auf Croix-des-Bouquets vor, wo ihm jene beiden furchtbaren Anführer gegenüber stehen. Dessalines, ein afrikanischer Scythe, flieht und täuscht die Nachsetzenden durch kühne Eilmärsche, so daß Léogane in Flam-

men steht, ehe noch die Franzosen daselbst ankommen können.

Einige Stellen aus einem Briefe Toussaint's, den dieser kürzlich nach diesen Ereignissen geschrieben hatte, werfen Licht auf die Triebfedern, die dabei im Spiele waren.

„Die Franzosen und die Weißen der Colonie — so schrieb er an den General Domagé — wollen uns unsere Freiheit rauben. Mehrere Kriegsschiffe haben sich an unsern Küsten vor Anker gelegt und zahlreiche Truppen sind so eben Herren des Cap, von Port-au-Prince und des Fort Liberté geworden. Das Cap hat sich nach einem tapfern Widerstande ergeben müssen, aber der Feind hat auch nicht viel mehr als Asche vorgefunden. Die Forts sind gesprengt worden, alles ist verbrannt. Die Stadt Port-au-Prince ist dem Feinde durch Verrätherei des Brigadegenerals Agé überliefert worden. Das Fort Bizoton ist ohne Flintenschuß gefallen durch die Treulosigkeit des Bataillonschef Boudet. . . . Mißtrauet den Weißen, sie werden euch verrathen, wenn sie können. Alle ihre Wünsche, zweifelt nicht daran, gehen auf die Wiederherstellung der Sklaverei. Ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht. Alles, was Sie thun werden, ist gut geheißen. Lassen Sie die Landbebauer in Masse aufstehen, und machen Sie ihnen begreiflich, daß sie kein Zutrauen in hinterlistige Leute setzen müssen, die heimlich von Frankreich Proklamationen empfangen haben."

Während der Norden und Westen ein Schauplatz der Flammen und Metzelei waren, fügten sich

die beiden Provinzen des Ostens und Südens zum Gehorsam. Der General Kerverseau wurde mit seiner Mannschaft von den ruheliebenden Einwohnern der Stadt St. Domingo um so leichter eingelassen, je lauter ihm der Ruf seines klugen und gesetzlichen Betragens voranging. Er war kein großer General, aber ein rechtschaffener Mann, geachtet von den Parteien, voller Mäßigkeit in seinen Grundsätzen, die er mit Sanftmuth und Popularität in Ausübung brachte. Paul Louverture behauptete die Stadt, er wollte sie nicht übergeben, ohne die Meinung seines Bruders eingeholt zu haben, in dessen Händen die Loose der Freiheit lagen. Man schritt jedoch zu Unterhandlungen, die aber bald stockten bei dem Umlaufe des Gerüchts, daß die übrigen Gebiete der Insel unter Feuer ständen.

Kerverseau schloß hierauf mit zwei Fregatten und einer kleinen Truppenzahl St. Domingo zu Wasser und zu Lande ein. Während dieses Zustandes der Dinge fing man einen Courier Toussaint's auf, der dem Bruder desselben den Befehl überbringen sollte, zu ihm zu stoßen, um die beiderseitigen Kräfte zu vereinigen. Kerverseau bediente sich dieses Schreibens wie einer Kriegslist. Paul Louverture bezeugte nicht wenig Erstaunen darüber, daß er den Brief seines Bruders aus Feindes Händen empfing. Da sich in der Stadt eine Partei zu Gunsten der Franzosen regte, so faßte Paul Louverture den unrühmlichen Entschluß, sich in die Arme des Mutterlandes zu werfen, und zwar um so eher, da ihm Clervaux, Befehlshaber über das ganze umliegende Gebiet, durch sein Beispiel vorgegangen war.

Die Provinz des Südens diente vorzüglich den Farbigen zum Aufenthalte, sie stand unter den Befehlen Laplume's. Die Tapferkeit dieses Anführers war seiner Seelengüte gleich. Er brauchte zur Ausführung seiner Entwürfe nicht viel mehr Zeit, als Andere m Berathen derselben. Sein Herz, das keine Treulosigkeit kannte, sträubte sich, an dieselbe überhaupt zu glauben. Sobald als er die angekommene Flotte im Besitz von Fort-Dauphin, dem Cap und Port-au-Prince wußte und zugleich erfahren hatte, daß die Freiheit der Schwarzen, vermöge der Erklärung des Consuls, bestätigt worden war; so hielt er Unterwerfung für die zweckmäßigste Maßregel, und beschränkte seine Blicke streng auf die Gegenwart.

Seine Truppen, fast alle von gemischtem Blute, bewahrten gegen Toussaint, der sie in blutigen Kämpfen überwunden hatte, Gefühle der Rache; da die Feindseligkeit, die aus dem Schimpf der Niederlage hervorgeht, im menschlichen Herzen nie erlischt; so hielten sie die Gelegenheit für günstig, die Herrschaft des ihnen verhaßten Negers abzuschütteln. Laplume, der diese Stimmung der Gemüther kannte, entwarf ein rührendes Bild von den Uebeln des Bürgerkrieges, sprach von dem Mutterlande mit Zärtlichkeit, las zum Belege seiner Empfindung die Proklamation des Consuls vor, und rühmte dessen Macht, Genie und Ruhm nach Wahrheit und Verdienst. Die Truppen, in deren Adern eben sowohl schwarzes als weißes Blut floß, erkannten den obersten Einfluß Frankreichs an. So kamen das ausgedehnte, ehemals

spanische Land und die Provinz des Südens unter die Waffengewalt Frankreichs.

Während dieser Vorfälle bediente man sich gegen Toussaint eines Mittels, von dem man vor dem Anfange der Feindseligkeit Wirkung erwarten konnte, das aber nach dem Eintritt derselben zu einer niedrigen Kriegslist herabsank. Seit acht Jahren hatte Toussaint seine zwei Söhne Placide und Isaac von Coisnon in Paris erziehen lassen. Es war dem Consul gerathen worden, diese Kinder auf der absegelnden Flotte in ihre Heimath zurückzuschicken, damit der Vater, vom Gefühl der Liebe überwältigt, den Anträgen und Wünschen der französischen Regierung bereitwilliger und zuverlässiger entgegenkommen möchte. Diesen Rath hatte der oft erwähnte Obrist Vincent gegeben, durch den die beschlossene Staatsverfassung der Insel nach Frankreich gekommen war. Vincent hatte als Beobachter und Theilnehmer in den Kämpfen des Landes mannigfaltige Verbindungen mit den Häuptern der verschiedenen Parteien unterhalten; er kannte den Charakter derselben aus dem Grunde; diese vollkommene Einsicht verdankte er seinem scharfen fortgesetzten Studium, das neben den Menschen auch die natürlichen Beschaffenheiten der Colonie fest ins Auge faßte. Er wußte aus vielfachen Beobachtungen, wie tödtlich das Klima auf ein kürzlich gelandetes Heer wirkte. Bei den verschiedenen Aufträgen, die ihm auf St. Domingo zu Theil wurden, betrug er sich mit eben so vieler Geschicklichkeit als Rechtschaffenheit; seine Tüchtigkeit ist für alle Parteien ein Gegenstand

der Verehrung geworden. Er sagte die verderblichen Ergebnisse vorher, welche das Heer und die Flotte treffen würden, und diese offene Voranzeige hatte den Consul in eine so üble Laune versetzt, daß er Vincent auf die Insel Elba verbannte.

Ehe die Flotte abfuhr, hatte Bonaparte die beiden Söhne Toussaint's mit ihrem Lehrer Coisnon in seinem Palaste zu sich berufen. Er sprach mit Verstellung von dem Ruhme ihres Vaters, mit aufrichtigerem Ernste setzte er die Wohlthaten auseinander, womit er ihn überhäufen würde, wenn er seine Freundschaft annehmen wollte. Er schenkte ihnen ein reiches militärisches Costüm, schöne Waffen und ernannte den einen zum Lieutenant, den andern zum Hauptmann. Nichts konnte der jugendlichen Eitelkeit lebhafter schmeicheln, als solche Auszeichnung. Coisnon hatte dem Consul die stärksten Versicherungen gegeben, daß er in Gesellschaft der beiden Söhne Toussaint's unfehlbar das Ziel seiner Sendung erreichen werde.

Die beiden Zöglinge Coisnon's gingen mit ihm von den rauchenden Trümmern des Cap nach Enneri, dem Aufenthalt ihres Vaters, ab. Von allen Seiten drängte man sich ihrer Ankunft entgegen. Die Zeichen des Bürgerkrieges, die Segnungen des Friedens gingen unterweges wechselsweise an ihrer erstaunten Seele vorüber.

Mit der größten Ueberraschung und unter Freudenthränen drückte die Mutter ihre Söhne an's Herz. Toussaint war gerade abwesend, er erhielt durch einen Expressen die erste Nachricht von dem Inhalt der unbegreiflichen Sendung, die ihm Frei-

heit, Friede und die Zurückgabe seiner Kinder versprach; so viel Großmuth auf der einen Seite schien ihm mit so vieler Gewaltsamkeit auf der andern zu streiten; denn hatte man ihn früher für das Haupt der Empörer und außerhalb des Völkerrechts erklärt, so sollte nun wieder die Rede von rechtmäßiger Herrschaft sein und allen den Begünstigungen, welche sie zu begleiten pflegen.

Toussaint vergoß Thränen, als er seine Kinder umarmte; in der Bestürzung der Freude reichte er auch ihrem Lehrer Coisnon die Hand. Was auch seine Widersacher von ihm sagen mögen, dieser außerordentliche Mann hatte ein gefühlvolles Herz.

Nach einigen Augenblicken der Unterhaltung übergab Coisnon dem schwarzen Oberanführer eine goldene Kapsel mit einem Briefe vom General Leclerc und einem andern vom ersten Konsul. Dieser letzte ist durch die Verfänglichkeit seines Inhalts so politisch wichtig und verbreitet so viel Licht über den damaligen Stand der Dinge, daß er hier wörtlich zu folgen verdient.

An den Bürger Toussaint Louvertüre, Obergeneral
der Armee von St. Domingo.

„Der Friede mit England und allen europäischen Mächten, welcher die Republik auf die erste Stufe der Macht und Größe stellt, setzt die Regierung in den Stand, sich mit der Kolonie von St. Domingo zu beschäftigen. Wir senden unsern Schwager, den Bürgergeneral Leclerc dahin ab in der Eigenschaft eines Generalkapitäns, als die erste Behörde der Colonie. Er wird von einer ausreichenden Kriegsmacht begleitet, um der Sou-

veränität des französischen Volkes Achtung zu verschaffen. Unter diesen Umständen überlassen wir uns der Hoffnung, daß Sie uns und ganz Frankreich die Aufrichtigkeit der Gesinnungen beweisen werden, welche Sie beständig in den uns übersandten Schreiben ausgedrückt haben."

„Wir haben Achtung gegen Sie gewonnen, und es freut uns, die großen Dienste, welche Sie dem französischen Volke erwiesen haben, anzuerkennen und öffentlich zu verkündigen; wenn die Flagge desselben um und auf St. Domingo weht, so verdankt es dieß Ihnen und Ihren braven Negern. Durch Ihre Talente und die Gewalt der Umstände zum Oberbefehl berufen, haben Sie den Bürgerkrieg ausgerottet, der Verfolgungswuth einiger Schlächter Einhalt gethan, die Religion und die Anbetung Gottes, von dem alle Dinge kommen, in ihrer Würde hergestellt."

„Die Constitution, welche Sie entworfen haben, enthält viel Ersprießliches, aber auch Dinge, die mit dem Ansehen und der Souveränität des französischen Volkes streiten, zu dem St. Domingo als Theil gehört."

„Die Umstände, in welchen Sie sich befanden, in jeder Richtung von Feinden umgeben, ohne daß das Mutterland ihnen Beistand oder Nahrung gewähren konnte, haben den Artikeln dieser Constitution eine Rechtmäßigkeit verliehen, die ihnen ursprünglich fehlen dürfte; gegenwärtig aber, bei einer so glücklichen Umänderung der Verhältnisse werden Sie der Erste sein, welcher der Souveränität eines Volkes huldigt, das Sie in Rücksicht

auf Ihre geleisteten Dienste, auf Ihre Talente und Charakterstärke, diese Gaben der Natur, unter seine berühmtesten Bürger zählt. Ein entgegengesetztes Betragen würde mit den Begriffen unvereinbar sein, die wir von Ihnen hegen; es würde Sie der mannigfaltigen Rechte auf den Dank der Republik berauben und unter Ihren Füßen einen Abgrund öffnen, der, indem er Sie verschlänge, zugleich jene braven Neger ins Unglück stürzen könnte, die wir wegen ihres Muthes lieben und deren Widersetzlichkeit uns gegen unser Gefühl zur Bestrafung zwingen dürfte."

„Wir haben Ihren Kindern und deren Lehrer die Gesinnungen, welche uns beleben, zu erkennen gegeben, und wir senden sie Ihnen zurück."

„Unterstützen Sie mit Ihrem Rath, Ihrem Einfluß, Ihren Talenten den Generalkapitän. Was können Sie wünschen? Die Freiheit der Neger? — Sie wissen, daß wir in allen Ländern, wo wir waren, selbe den Völkern gegeben haben, die sie nicht hatten. Wollen Sie Ansehen, Ehre, Glücksgüter? Nach den Diensten, die Sie geleistet haben, die Sie unter den obwaltenden Umständen noch leisten können, und bei den besonderen Empfindungen, die ich für Sie habe, dürfen Sie keinen Augenblick darüber ungewiß sein, daß Ansehen, Glück und Ehre Sie erwarten."

„Thun Sie dem Volke von St. Domingo kund, daß die angelegentliche Sorgfalt, welche Frankreich jederzeit für dessen Wohl bewiesen hat, durch die gebieterischen Kriegsumstände oft unwirksam geworden ist; daß die Männer, welche vom Festlande

kamen, um Parteikämpfe zu erregen und zu näh- ren, eben nur Erzeugnisse der Parteikämpfe waren, welche eigenmächtig das Vaterland zerrissen, und daß künftighin der Friede und die Kraft der Re- gierung Wohlsein und Freiheit sichern. Sagen Sie den Eingebornen, daß, wenn die Freiheit für sie das erste Gut ist, sie dieselbe nur unter dem Namen französischer Bürger genießen können, und daß jede Handlung, die dem Interesse des Vaterlandes und dem Gehorsam widerstreitet, den sie der Regierung und dem Generalkapitän als Abgeordnetem derselben schuldig sind, ein Verbre- chen gegen die französische Souveränität ist, wo- durch sie ihre Dienste verdunkeln und St. Do- mingo zum Schauplatz des verderblichsten Krieges machen würden, in dem Väter und Kinder zum gegenseitigen Morde aufständen. Und Sie, Gene- ral, bedenken Sie, daß, wenn Sie der erste Mann Ihrer Farbe sind, der zu einer so großen Macht ge- langt ist, und der sich durch seine Tapferkeit und militärischen Talente ausgezeichnet hat, Sie auch vor Gott und uns die Hauptverantwortlichkeit für das Betragen der Neger zu leisten haben."

„Sollte es Uebelgesinnte geben, die den Perso- nen, welche in den Unruhen von St. Domingo eine vorzügliche Rolle gespielt haben, etwa sagen möchten, daß wir kommen, um dasjenige zu unter- suchen, was sie in den Zeiten der Anarchie gethan haben: so versichern Sie dieselben, daß wir nur von ihrem Betragen unter den gegenwärtigen Ver- hältnissen Kenntniß nehmen und das Vergangene bloß berücksichtigen werden, um die Züge zu ent-

decken, durch welche sie sich in dem Kriege mit den Spaniern und Engländern, unsern ehemaligen Feinden, ausgezeichnet haben."

„Rechnen Sie unbeschränkt auf unsere Achtung, und betragen Sie sich, wie es einem der vorzüglichsten Bürger des größten Volkes ziemt."

Der erste Consul Bonaparte.

Das arglistige Gemisch von Drohung, Milde, Stolz und Schmeichelei konnte Toussaint's durchdringendem Verstande keinen Augenblick entgehen; so zärtlich er seine Söhne liebte, so war er dessenungeachtet fest entschlossen, den Besitz derselben nicht mit der Unterwürfigkeit und Schmach von St. Domingo zu erkaufen. Er wendete sich an Coisnon mit folgenden Worten: „Gestehen Sie, als Lehrer meiner Kinder und als Abgeordneter Frankreichs, daß Leclerc durch seine Handlungen die Worte des Consuls Lügen straft; der eine kündigt mir den Frieden an, der andere bringt den Krieg über mich; schon ist an unsern Küsten Blut geflossen, unsere Städte liegen in Asche. Man vergißt ohne Zweifel, daß ich den Degen führe, weil das gegen mich beobachtete Betragen eben so strafbar als unpolitisch ist. Ich habe mein Vaterland vom Kriege mit dem Auslande und mit sich selbst befreit. Ordnung und Gerechtigkeit herrschen überall daselbst; ich habe seinen Glanz und sein Glück hervorgerufen; wenn diese Handlungen ein Verbrechen sind, warum sendet man mir meine Kinder, um dasselbe zu theilen? In jedem Falle muß man den Krieg verschieben, wenn denn einmal vom Frieden gesprochen werden soll."

Coisnon erstaunte über diese Unbiegsamkeit und glaubte das Vaterherz zu rühren, indem er es beunruhigte. Wenn Sie dem Gehorsam gegen den Consul widerstreben — sagte er mit fester Stimme — so werden Sie ihre Kinder nicht wiedersehen. Toussaint bedeckte sein Gesicht mit der Hand, um nicht von dem herzergreifenden Anblick seiner Söhne überwältigt zu werden, und sagte hierauf zu Coisnon: „Nehmen Sie meine Kinder mit sich." Dieß waren seine letzten Worte. Die Züge seines Antlitzes verriethen jene strenge Ruhe der Tugend, welche auf eine große Geisteserschütterung zu folgen pflegt.

Kaum war diese Familienscene vorüber, so begab sich Toussaint an die Spitze seiner Armee. Seine Soldaten waren geübte Krieger; Weiber, Kinder, Greise, Alle hatten Gefahren durchlebt; seit längerer Zeit betrachteten sie den Krieg als unzertrennlich von ihrer Freiheit; außerdem hatten sie bei der Fortsetzung desselben gegen ein europäisches Heer bedeutende Vortheile. Der Schwarze ist ein Feind, den man nicht sieht, der fast von nichts lebt, der da schläft, wann und wo er will, und unter einem brennenden Klima seine Kraft behält. Was hilft die Geschicklichkeit der Bewegungen, die Tapferkeit versuchter Soldaten gegen unsichtbare Feinde, die den Krieg in einzelne Treffen und Hinterhalte hinüberspielen? Gebirge und vom Meere umgebene Länder sind übrigens von jeher der Freiheit günstig gewesen. Dazu kommt noch, daß die gewaltige Natur und das Schauspiel der Stürme den Einwohnern den Charakter der Unbezähmbarkeit aufprägt.

Coisnon suchte die Bewegung Toussaint's auf der Stelle zu benutzen; er schlug ihm vor, sich zum General Leclerc zu begeben, der nicht ermangeln würde, ihn zu seinem Lieutenant zu ernennen. Er erhielt keine Antwort; zwei Stunden nach dieser Unterredung reiste Toussaint ab, ließ seine Söhne mit ihrem Lehrer auf Enneri zurück unter dem Versprechen, seine Antwort Tages darauf an den Generalkapitän abgehen zu lassen. Dieser Brief ging erst drei Tage nach der Abreise des Negergenerals ein, und zwar durch Granville, den Lehrer seines dritten Sohnes. Bei Gelegenheit dieses Briefes erhielt Coisnon den Auftrag, Toussaint's Kinder wieder mit zu nehmen; zugleich war auch eine Antwort an Bonaparte beigefügt.

Leclerc schickte beide Söhne noch einmal ihrem Vater zurück, nebst einem Briefe, worin er die glänzendsten Versprechungen mit den strengsten Drohungen verband. Toussaint, dessen Seele zwischen Vaterliebe und Ehre kreuzte, beharrte fest dabei, die erste der zweiten aufzuopfern, und stellte es seinen Söhnen anheim, zwischen ihm und Frankreich zu wählen. Isaak, der ältere, erklärte nach einigen Augenblicken der Unentschlossenheit, daß er bereit sei, mit den Franzosen zurückzukehren. Placide, der jüngere, fiel seinem Vater um den Hals und blieb von jetzt an bei demselben; Toussaint stellte ihn sogleich bei der Armee an.

Der Brief an Bonaparte lautete nach einer glaubwürdigen, englischen Quellennachricht folgendermaßen:

Toussaint Louverture, Oberanführer des Heeres von St. Domingo an Bonaparte, den ersten Consul der französischen Republik.

Bürger-Consul.

„Ihr Brief ist mir durch Ihren Schwager, den General Leclerc übergeben worden. Sie haben ihn zum Generalkapitän dieser Insel ernannt; ein Titel, den die Konstitution von St. Domingo nicht anerkennt. Derselbe Abgesandte hat zwei unschuldige Kinder den Umarmungen eines zärtlich liebenden Vaters zurückgegeben. Welch edles Beispiel europäischer Menschenfreundlichkeit! Wie theuer aber auch diese Pfänder sind, wie schwer mir die Trennung von denselben wird; so will ich dennoch meinen Feinden nicht verpflichtet sein und schicke sie demnach unter dem Schutze ihrer Kerkermeister zurück."

„Die Streitkräfte, welche der Souveränität des französischen Volkes Achtung verschaffen sollen, haben ihre Landung bewerkstelligt und verbreiten Tod und Plünderung. Zu welchem Zweck? wegen welcher Verbrechen? und mit welcher gesetzlichen Gewalt? muß ein rohes, aber nicht angreifendes Volk, durch Feuer und Schwert umkommen? Es ist wahr, wir haben es gewagt, unsern Bedürfnissen eine Constitution anzupassen, die, wie Sie zugeben, verschiedene heilsame Einrichtungen enthält, aber dafür auch andere, welche der Souveränität des französischen Volkes zu nahe treten! Worin besteht diese? und wie weit erstreckt sie sich? Kennt sie keine Kontrole, kein Maaß und keine Gränzen?"

„Die Kolonie St. Domingo, welche einen unveräußerlichen Theil der französischen Republik ausmacht — so heißt es in Ihrem Briefe —, strebt nach Unabhängigkeit! Warum soll sie es nicht thun? Die vereinigten Staaten von Amerika verfuhren eben so, und siegten unter dem Beistande des monarchischen Frankreichs. Aber es giebt Fehler und Anmaßlichkeit in unserer Constitution: ich kenne diese sehr wohl. Welche menschliche Einrichtung macht davon eine Ausnahme? Ich möchte indessen wohl das System der von Ihnen regierten Republik darauf herausfordern, eine größere Schonung für die besondere oder allgemeine Freiheit, für die Freiheit der Rede oder der Handlungen zu zeigen. Der hohe Posten, den ich bekleide, hängt nicht von meiner Wahl ab: er ist mir durch gebieterische Umstände übertragen worden; ich habe die Constitution nicht umgestürzt, ich habe ihre Erhaltung beschworen. Ich sah diese unglückliche Insel preisgegeben den Uneinigkeiten und wüthenden Parteiungen. Mein Charakter, mein Temperament gaben mir einen Einfluß auf die Bewohner der Insel, ich wurde fast einstimmig zur Regierungsgewalt berufen. Ich habe die Gährung niedergeschlagen, die Empörung gedämpft; ich habe die Ruhe wieder hergestellt und die Ordnung aus dem Schoße der Anarchie hervorgerufen. Haben Sie, Bürgerconsul, andere oder bessere Ansprüche auf den hochachtbaren Posten, den Sie einnehmen? Wenn das Volk unter der Constitution, welche es von mir empfangen hat, nicht eben so viel Freiheit genießt, als unter andern Regierungen; so liegt

die Ursache davon in seiner Lebensweise, Unwissenheit und Barbarei, die sämmtlich von dem Zustande der Sklaverei unzertrennlich sind. Ich habe für eine Klasse unglücklicher Wesen, die kaum dem Joche entronnen sind, die einzige Regierungsweise eingeführt, die ihrem Zustande und ihrer Fassungskraft zusagt. Sie öffnet allerdings in mehreren Fällen der Gewaltthätigkeit und dem Despotismus ein freies Feld. Das ist eine unläugbare Thatsache, aber macht die Constitution der französischen Republik, des aufgeklärtesten Landes im gesitteten Europa, etwa hierin eine Ausnahme? Wenn dreißig Millionen Franzosen, wie man versichert, ihre Ehre und Sicherheit in der Revolution des 18. Brumaire finden, so wird man mich ohne Zweifel nicht um die Liebe und das Zutrauen meiner Landesleute, der armen Schwarzen, beneiden."

„Sie bieten den Negern die Freiheit an; Sie sagen, daß Sie in allen Ländern, wo Sie waren, den Völkern die Freiheit gegeben haben, die sie nicht hatten. Ich bin nicht vollkommen von den Begebenheiten unterrichtet, welche neuerlich in Europa Statt gefunden haben; allein die Berichte, welche mir darüber zugekommen sind, streiten mit dieser Behauptung. Im Grunde ist sie von geringem Gewicht. Eine Freiheit, wie man sie in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz, oder in der batavischen, ligurischen, oder cisalpinischen Republik findet, würde von dem Volke von St. Domingo nie mit Freuden angenommen werden. Solche Veränderungen oder eine solche Freiheit,

sind weit, sehr weit davon entfernt, unter uns wünschenswerth zu seyn.

Sie fragen mich, ob ich Ansehen, Ehre, Reichthümer will. Ganz gewiß; aber nicht durch Sie. Ich setze mein Ansehen in die Achtung meiner Mitbürger, meine Ehre in ihre Anhänglichkeit, meinen Reichthum in ihre uneigennützige Treue. Diese armselige Idee von persönlichen Vortheilen, die Sie mir hinhalten, erzeugt sie nicht die Hoffnung, der Sie Raum geben, daß ich einst könnte die Sache verrathen, für die ich aufgetreten bin? Sie sollten die sittlichen Grundsätze anderer Menschen nach den Ihrigen beurtheilen. Wenn derjenige, welcher den Thron in Anspruch nimmt, auf dem Sie sitzen, wenn er Sie aufforderte, von demselben herabzusteigen, was würden Sie ihm antworten? Die Gewalt, welche ich behaupte, ist eben so rechtmäßig erworben, als die Ihrige, und nichts als der einstimmige Wunsch des Volkes von St. Domingo wird mich zwingen, ihr zu entsagen."

„Diese Gewalt ist nicht durch Blut befestigt, noch wird sie durch die Künste der europäischen Politik aufrecht erhalten. Die rasenden Individuen, deren Arm ich so oft aufgehalten habe, sind Bekenner meiner Gnade geworden, und ich habe den Feinden verziehen, deren Dolch nach meinem Leben trachtete. Habe ich von dieser Insel einige unruhige Köpfe entfernt, die sich bemühten, die Flammen des Bürgerkrieges zu unterhalten, so ist ihr Vergehen vorher durch einen befugten Gerichtshof ausgemittelt und endlich auch von ihnen selbst eingestanden worden. Giebt es Einen, der sagen kann,

er sei verurtheilt worden, ohne daß man sich die Mühe genommen hätte, ihn zu hören oder zu überzeugen? Und diese Ungeheuer sind sogar wieder zurückgekehrt, begleitet von den Spürhunden Cuba's, und in der Absicht zusammengekoppelt, um auf uns Jagd zu machen, uns zu verschlingen, und zwar durch Menschen, die das Herz haben, sich Christen zu nennen."

„Wie ist es möglich, daß ich Ihr Erstaunen und Ihr Lob errege, weil ich die Religion und die Verehrung Gottes, von dem Alles herkommt, geschützt habe? O! dieses Wesen voller Güte, dessen heiliger Name erst kürzlich wieder in Ihrer Republik Anerkennung erhalten hat, ist beständig von mir verehrt und verherrlicht worden. Ich habe unter Gefahren und Verrätherei in ihm jederzeit meine Sicherheit und meinen Trost gefunden, und nie bin ich in meiner Erwartung getäuscht worden. Ich bin vor ihm und vor Ihnen, wie Sie sagen, verantwortlich für die Metzeleien, die auf dieser verlornen Insel fortdauern. Ich scheue die Verantwortlichkeit nicht. Sei der Ausgang dieses Kampfes der gerechten aber furchtbaren Anordnung Gottes vorbehalten; möge er zwischen mir und meinen Feinden entscheiden, zwischen denen, die seine Gebote übertreten und seinen heiligen Namen abgeschworen haben und zwischen mir, der noch nie aufgehört hat, ihn zu erkennen und ihn anzubeten."

Toussaint Louverture.

Dieser Oberanführer, der bisher eine scheinbare Unschlüssigkeit gezeigt hatte, entwickelte von jetzt

an die größte Thätigkeit; seine Lage zwang ihn zum kraftvollsten Widerstande, denn schon fingen mehrere seiner Soldaten in ihrer Treue zu wanken an und fielen offen von ihm ab.

Der Generalkapitän ließ eine Proklamation ergehen, deren diktatorische Sprache kaum der vollkommenste Sieg entschuldigt haben würde. Seiner lauten Erklärung zufolge war er beauftragt worden, schnell Glück und Ueberfluß auf St. Domingo zurückzurufen. Die Eröffnung des Feldzuges solle Toussaint, dem Rebellen, die Macht der französischen Regierung kennen lehren. Er wurde mit Christophe für vogelfrei erklärt und erhielt nebenbei den Namen eines rasenden Ungeheuers. Den Schwarzen, welche die Sache ihres Vaterlandes aufgeben wollten, bot man den französischen Kriegsdienst an. Die Landbebauer, die bisher gegen die Franzosen in Waffen gewesen waren, sollten als Verirrte begnadigt werden, wenn sie nicht neuerdings aufrührerische Bewegungen anstiften würden.

Da der Generalkapitän Leclerc alle Hoffnung eines Vergleichs mit Toussaint aufgegeben hatte, so setzte er sich gegen denselben mit drei Corps in Bewegung; das erste unter den Befehlen Rochambeau's drang von Fort Dauphin gegen St. Michel vor; das zweite, welches Desfourneaux führte, verließ Limbé, um Plaisance zu besetzen und das dritte in der Mitte der beiden andern, beabsichtigte die Eroberung von Marmelade. Diese drei Corps, die mit Boudet von Port-au-Prince aufbrachen, sollten bei Gouaïves zusammentreffen, um Tous-

ſaint zu fangen und den Krieg mit einem Schlage zu endigen.

In dem Maaße, als die franzöſiſche Armee das Innere des Landes betrat, welches von Bergen, Schlünden und Engpäſſen durchſchnitten wird, wuchſen auch die Beſchwerden des Krieges. Die Franzoſen waren es ſatt, immer fliehende Feinde vor ſich zu ſehen, die ſich unabläſſig in Hinterhalte legten und Wunden und Tod auf eine unſichtbare Weiſe austheilten, ohne daß ſie ſelbſt erreicht werden konnten, theils wegen der Schnelligkeit, mit welcher ſie in die ihnen bekannten Schlupfwinkel flüchteten, theils wegen der hohen Berge, an welchen ſich die Gluth der Sonne verzehrend brach. Auf dieſen Märſchen, die mehr mühſam als lang waren, litten die Franzoſen von Hunger, Durſt und der äußerſten Erſchöpfung; ſeit ihrer Ueberfahrt konnten ſie nirgends in einem Lande raſten, das für ſie völlig neu war, ſowohl in Abſicht auf Feind und Menſchenart, als auf Sitten und Klima.

Rochambeau durchzog ſeit ſeinem Aufbruch von Fort Dauphin das Land Ouanaminthe, hielt rings um Grand-Rivière beſetzt, überſtieg den ſchwarzen Berg von Gouaïves und kam gegen die Savannen herunter. Da die beiden anderen Corps, wiewohl auf verſchiedenen Wegen, dieſelbe Richtung einſchlugen, ſo war der Kriegsſchauplatz nun in die Bergkette verlegt, welche den Norden vom Weſten trennt und die Höhen von Doudon, von Vallière und den ſchwarzen Berg von Gouaïves beherrſcht. In dieſer Gegend hatte Touſſaint ſein Heer zuſammengezogen, um die auf drei Uferpunkten gelande-

ten Franzosen an der Vereinigung ihrer Kräfte zu hindern, mit welcher sie ihn zu Wasser und zu Lande erdrücken wollten. Toussaint suchte demnach Rochambeau den Weg über Ravine à Couleuvre zu verschließen; der letztere General mußte auf seinem Marsche überall mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten kämpfen.

Die Berge, welche hier von Felsen und Waldungen starren, bieten nur einen engen gangbaren Weg dar. Toussaint hatte in der Absicht, die Fortschritte des Feindes zu hemmen, der ihn gegen das Meer drängen wollte, den Engpaß mit abgehauenem, übereinander gehäuftem Holze verlegt und zwischen den beiden Bergen Hinterhalte angebracht, um den Angriff von der Seite, von hinten und vorn gleichzeitig zu beginnen. Er befehligte dreitausend regelmäßige Truppen, an diese schloß sich eine Hülfsmacht von zweitausend Einwohnern. Um nicht entdeckt zu werden, verbot er, während der Nacht Licht anzuzünden. Bei der Annäherung der Franzosen soll er seine Soldaten folgendermaßen angeredet haben: „Ihr habt es mit Feinden ohne Treue, ohne Gesetz, ohne Religion zu thun; sie versprachen euch die Freiheit und sie wollen eure Sklaverei. Warum haben sie mit so vielen Schiffen den Ocean durchschnitten, wenn sie euch nicht wieder in Ketten schmieden wollen? Sie schämen sich, in euch gehorsame Kinder anzuerkennen, und wenn ihr nicht Sklaven seid, so geltet ihr in ihren Augen für Empörer. Das vom Consul irregeführte Mutterland ist für euch nichts weiter, als eine Stiefmutter. War je ein Werk der Vertheidigung recht-

mäßiger als das eurige? Euer überstandenes Elend verkündigt euch dasjenige, das man euch bereiten will. Habt ihr die Herabwürdigung, die Folterqualen und die Grausamkeiten von drei Jahrhunderten vergessen? Entblößt eure Brust, ihr werdet in ihnen die Brandspuren der Sklaverei erblicken. Was habt ihr nicht seit zehn Jahren für die Freiheit unternommen, eure Herren erschlagen oder in die Flucht getrieben, die Engländer durch Niederlagen gedemüthigt, die Zwietracht erstickt, das Land der Sklaverei mit Feuer gereinigt, das jetzt schöner als je unter dem Schirme der Freiheit aufblüht, und alle Früchte so großer Gefahren und Anstrengungen will man euch jetzt rauben. Die Kraft eurer Verzweiflung hat bereits Spuren aufzuweisen; Port-au-Prince würde ohne die Dazwischenkunft eines Verräthers nichts als Asche sein; aber Léogane, Fort Dauphin, das Cap, dieser mächtige Vorort der Antillen, sind nicht mehr; ihr habt überall Brandfackeln als Zeichen unserer Freiheit geschwungen. Die Schritte unserer Feinde sind nur auf Asche gestoßen, ihre Blicke haben nur rauchende Trümmer gefunden, die ihr mit ihrem Blute besprengt habt. Auf solchem Wege sind sie bis zu uns hindurch gedrungen! Was hoffen sie? Sind nicht alle Vorzeichen des Sieges auf unserer Seite? Sie führen keinen Krieg für Vaterland und Freiheit, sie dienen dem Hasse und dem Ehrgeize des Consuls, der mein Feind ist, weil er der eurige ist; ihre Körper sind nicht verstümmelt durch die Strafen der Sklaverei, ihre Weiber und Kinder befinden sich nicht in der Nähe ihrer

Lager und die Gräber ihrer Väter sind jenseits des Oceans. Dieser Himmel, diese Berge, diese Flüsse, alles ist ihnen fremd! Was sage ich? Sobald sie mit euch dieselbe Luft einathmen, schwindet ihre Tapferkeit dahin. Das Schicksal scheint sie uns als Schlachtopfer überliefert zu haben. Diejenigen, welche unser Schwert verschonen wird, sind der mörderischen Rache des Klima's verfallen. Ihre Gebeine werden zwischen diesen Bergen, diesen Felsen umhergestreut, oder von den Fluthen des Meeres fortgetrieben werden. Niemals werden sie ihr Vaterland wiedersehen, noch die lieben Umarmungen ihrer Gattinnen, Schwestern und Mütter genießen: und die Freiheit wird über ihren Gräbern herrschen."

Wenn Toussaint diese Rede auch nicht ganz so wirklich gesprochen hat, woran aus mehrern Gründen zu zweifeln ist, so malt sie doch treu die Lage und Gesinnungen der Neger, den Franzosen gegenüber.

Rochambeau hielt dagegen seinen Soldaten zu ihrer Ermuthigung vor, daß dieser Tag ihrem Ruhme die Krone aufsetzen würde, weil es keinen Theil der Erde gäbe, der nicht Zeuge ihres Triumphs gewesen wäre; daß die Tiber, der Nil und der Rhein, wo sie so furchtbare Feinde überwunden hätten, wiederhallen würden vom Geräusch ihrer Thaten; daß ihrer für den Augenblick nur ein Kampf mit Sklaven harre, die aus Furcht, ihnen ins Gesicht zu schauen, nach allen Seiten flüchteten; daß sie nicht 1800 Meilen weit von ihrem

Vaterlande hergekommen wären, um sich von einem aufrührerischen Sklaven schlagen zu lassen." *)

Der französische ungestüme Angriff fand mannhaften Widerstand, die Hülfstruppen, welche auf den Seiten des Engpasses im Hinterhalte lagen, drängten links, rechts und von hinten auf die Franzosen, die mit ihrer gewohnten Tapferkeit überall Stand hielten. Nachdem die Verschanzung durchbrochen war, begann ein hartnäckiges und blutiges Handgemenge. Der Sieg neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Diese Unentschiedenheit feuerte das Blutbad mit gleicher Hitze an. Toussaint trotzte in diesen Augenblicken allen Gefahren: beim Vordringen der Franzosen warf er den Seinigen Flammenworte ins Herz, und erneuerte so den Kampf. Die Waffen waren jetzt zu langsame Werkzeuge für die gegenseitige Rache; Mann rang mit Mann, wie Athleten, die sich erwürgen wollen. Das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten, Blut und Trümmern unter dem furchtbaren Gemetzel, und dennoch blieb der Sieg, den beide Theile sich zuschrieben, nach wie vor unentschieden. Alle waren Helden; die Franzosen, um ihre frühern Lorbeeren nicht zu beflecken; die Neger, um keine Ketten zu tragen. Man erkannte die gefallenen Opfer der Freiheit an der Art ihrer Wunden, an ihrer Lage, an der Wildheit des Haares, an dem Stolze der Blicke.

*) Correspondance de Toussaint. Lettres des 19. et 20. pluviose an 10.

Toussaint hatte indessen den ungestümen Andrang Rochambeau's aufgehalten, während Christophe durch kraftvolle Vertheidigung Desfourneaux und Hardy in ihren beabsichtigten Fortschritten hemmte. So konnte Toussaint mit seinem Heere weder getrennt, noch zu Wasser und zu Lande eingeschlossen werden. Er hatte den Kampfplatz, die Gegend, den Augenblick des Treffens als ein erfahrner Feldherr gewählt.

Er suchte sich nun auf einer andern Bergkette zu verschanzen, die den Krieg noch mehr zu seinem Vortheile lenkte; er faßte Fuß in dem Hochlande des Artibonite, welches der große und kleine Cahos bilden. Diese Berge, auf welchen er seine Armee ausbreitete, wurden von zahlreichen Flüssen, besonders vom Artibonite, vertheidigt, der, wenn er übertritt, schrecklich zu wüthen pflegt, und wie der Nil, Crocodille enthält. Die verschiedenen Anführer seiner Streitkräfte sammelten sich hier nach und nach um ihn. Vergebens fiel ihn ein hitziges Fieber an; es konnte seine Thätigkeit nicht unterbrechen. Er entwarf und durchdachte kühne Pläne, um den Krieg in den Rükken des Feindes zu spielen.

Während der Generalkapitän mit seinem Heere Gouaïves besetzte, das seinen Blicken nichts als rauchende Ruinen darbot und worin er sich gerühmt hatte, Toussaint wie in einem Netze zu umgarnen, marschirte Boudet, der von Port-au-Prince aus daselbst zu ihm stoßen sollte, auf St. Marc. Dessalines vertheidigte diese Stadt und ihre Zugänge; er floh, verschwand, kam zurück

und wüthete mit Feuer und Schwert, wie es ihm der Augenblick erlaubte und gebot. Vor den Schritten der Franzosen schlugen überall Flammen empor; hielten jene irgend wo an, so erloschen diese; marschirten sie weiter, so erhoben sich dieselben von Neuem. Unter solcher Umgebung kamen sie in St. Marc an. Dessalines hatte alle Vorbereitungen getroffen, um die Stadt in Asche zu legen. Alles ging hier wie auf dem Cap, mit dem Unterschiede, daß Dessalines durch die Wildheit seines Charakters die schauderhaften Scenen noch in ein besonderes Licht setzte. Er unterhielt auf dem öffentlichen Platze den Brand, welcher die Freiheit retten sollte; nie haben die Vestalinnen eifriger über das heilige Feuer gewacht; er ergriff selbst die erste Brandfackel und zündete mit ihr, um ein Beispiel der Nachfolge zu geben, sein eigenes, prächtig geschmücktes Haus an. Von allen Seiten hörte man das Mordgeschrei: es ist um unsere Freiheit geschehen, wenn einer übrig bleibt! Unter dieser Musik des Todes wurden die ehemaligen Herren der Sklaven niedergemacht; die letzten Blicke der Verzweifelnden fielen auf ihre rauchenden Wohnungen.

Die Franzosen fanden bei ihrem Eintritte in St. Marc nichts als einen Schauplatz allgemeiner Verwüstung; die Ueberbleibsel des Feuerstromes dienten den Todten, welche in den Straßen umherlagen, als Leichenfackeln. Dessalines riß auf seinem Rückzuge alle diejenigen mit sich fort, welche unter dem Schutze des Mitleids, der Verwirrung, des Zufalls entkommen waren. Auf den Feldern, wo er mit Feuer und Schwert aufräumte,

sammelte er neue Schlachtopfer; sie wurden insgesammt nach Verettes, Mirebalais, Petite-Rivière geschafft.

Jetzt erneuerten sich alle scheußlichen Auftritte aus den ersten Zeiten der Empörung. Dieselben Ursachen brachten dieselben Wirkungen hervor. Der Brand beleuchtete am Fuße der Berge von Cahos, wo Toussaint verschanzt stand, die Schlachtbank, auf welcher die Weißen endigten. Vierhundert wurden in Mirebalais und Petite-Rivière umgebracht; nirgends wurde jedoch mehr gemetzelt, als in dem Flecken Verettes; hier kamen allein 700 um. Die Tochter sank auf ihre sterbende Mutter nieder; der Vater konnte weder den Sohn, noch der Sohn den Vater retten; hier athmete eine Schwester in den Armen ihres Bruders aus; dort krümmte sich eine Amme, um ihr Kind vor den Streichen des Todes zu bewahren. Und damit alle Gräuel sich bis auf den tiefsten Grund erschöpften, mordeten Söhne ihre Väter, weil sie ihnen eine Schwarze zur Mutter gegeben; diese Väter hatten ihre Söhne in der Zeit der Sklaverei entweder vernachlässigt oder nicht anerkannt. Selbst die Hausthiere verschonte man nicht; so unbegreiflich schweifte die Mordlust aus.

Doch waren nicht alle Schwarze Barbaren. Einige unter ihnen, von Dankbarkeit oder Mitleid durchdrungen, retteten den unglücklichen Landeigenthümern das Leben; andere verbargen sie in der Umgegend und ernährten sie von der Ausbeute der Jagd; noch andere führten sie auf abgelegenen Pfaden in Gegenden, welche die Franzosen inne

hatten. So viel Elend überstieg die menschliche Kraft, viele Personen tödteten sich selbst und mehrere verloren den Verstand.

Nachdem Dessalines das Maaß der Unthaten bis zum Ueberstürzen gefüllt hatte, trieb er die an den Ufern des Artibonite aufgebrachten Heerden von Unglücklichen gegen die Gebirge von Cahos, wo er sich mit Christophe und Toussaint vereinigen wollte. Von dort herab, wo sich ihre Weiber, Kinder, Schätze, nebst dem Arsenal und der Armee befanden, berathschlagten sie gemeinschaftlich neue Unternehmungen, begeistert von dem Gefühle der Freiheit, dem nichts unmöglich schien.

Während Toussaint sich anschickte, den Krieg nach Norden zu versetzen, kehrte Dessalines auf seinem zurückgelegten Wege wieder um, in der Absicht, über die Gebirge zu dringen und Port-au-Prince zu verbrennen; es würde verloren gewesen sein, hätte nicht ein Haufen Schwarzer die Waffen gestreckt und wären nicht die Matrosen von den Schiffen herbeigekommen, um auf dem Lande zu kämpfen. Dessalines, der es schwer verschmerzen konnte, daß diese Stadt zum zweiten Male dem Verderben entging, warf sich wieder in die Gebirge von Cahos, die noch einmal der Schauplatz des Krieges wurden. Die Franzosen bewegten sich über und um dieselben in schwankenden, gefahrvollen, langsamen Märschen. Verettes, Mirebalais, Petite-Rivière, dazu die Ufer des Artibonite, wurden von Blut und Asche bedeckt. Der Anblick dieser gräßlichen Verheerungen entflammte den Muth der Franzosen bis zur Wuth.

Hier und da stießen sie auf Schaaren von herumstreifenden Landeigenthümern, die in den Wäldern herumirrten, mit ihren Weibern und Kindern sich auf den Seitenhöhen der Gebirge lagerten und dem Tode nur durch die Flucht oder den Zufall entronnen waren. Ihr Klagegeschrei, ihr Schrecken, ihre Mißgestalt, die aus den kärglichen Lumpen nur noch kläglicher hervorblickte, schien jede Gewaltthätigkeit gegen ihre Peiniger zu rechtfertigen, und so wetteiferten die Franzosen mit den Schwarzen um den Preis der Grausamkeit. Alle Neger, die ihnen durch das Loos der Waffen in die Hände fielen, wurden schonungslos niedergemacht; zweihundert fielen als Opfer der Rache am Fuße des Berges Nolo; dasselbe Schicksal traf weiterhin 600 andere. Die wilden und zerrissenen Gebirgsseiten von Cahos, so wie die duftenden Ufer des Artibonite, zeigten die Barbarei im Kampfe mit der Barbarei und der Krieg ward zum Meuchelmord.

Man bereitete für die Todten weder Gräber noch Scheiterhaufen. Dessalines hatte zuerst das Begraben verboten, damit die Feinde sich recht augenscheinlich an den Haufen der Leichname von seiner Rache überzeugen könnten. Die Franzosen, die so leicht den Anregungen der Leidenschaft folgen, ahmten das gegebene Beispiel als gelehrige Schüler nach, so daß die Todten den Hunden und Geiern zur Nahrung dienten, und ihre an der Sonne gedörrten, umhergestreuten Gebeine das Elend der Sklaverei in den schreiendsten Spuren vergegenwärtigten.

Das Glück schien indessen Leclerc anzulächeln, er eilte, dem Consul die Erfolge seiner Waffen zu melden, wobei er die Uebertreibung nicht sparte; er wollte seine Eroberung im Fluge gemacht haben, sprach von ganzen Bataillonen, die übergetreten seien, rühmte sich, die Provinz des Südens und das ehemalige spanische Gebiet unterworfen zu haben, ingleichen alle Städte an den Meeresküsten. Er stellte Toussaint als einen düstern, verhaßten, gewaltthätigen und fanatischen Parteigänger dar, nannte ihn einen Barbaren, einen unnatürlichen Vater, der seine Kinder der Empörung aufopfere, aber jetzt nichts mehr sei, als ein flüchtiger Sklave, verfolgt von Gewissensbissen, verlassen von den Seinigen.

Als der Consul diese Botschaft näher überlegte, so schwand auch die erste Freude darüber immer mehr zusammen. Denn was hatte er anders erobert, als Aschenhaufen? Die Neger pflegten nicht, wie die in Europa Ueberwundenen, die Schlüssel ihrer Städte zu den Füßen des Siegers niederzulegen. Toussaint, den er selbst einer Deputation des Senats als einen Räuberhauptmann geschildert hatte, schien ihm innerhalb seiner Berge noch immer furchtbar. Er beschloß, die Farbigen, die den Franzosen im Allgemeinen mehr als die Schwarzen ergeben waren, auf seine Seite hinüberzuziehen. In diesem Sinne ertheilte er seinem Schwager schriftliche Verhaltungsmaßregeln; sie kamen zur unrechten Zeit, denn der Krieg nahm plötzlich eine andere Gestalt an.

Am Ufer des Artibonite nach der Seeseite, an

einem der Gebirgseingänge von Cahos hatten die Engländer während ihres Krieges mit St. Domingo ein Fort angelegt, unter dem Namen Crête-à-Pierrot. Es war mit einem funfzehn Fuß hohen Graben und einer Umzäunung von Kampecheholz umgeben. Toussaint, der dieses Fort als den Schlüssel des Gebirges ansah, hatte die Vertheidigung desselben dem löwenherzigen Lamartinière anvertraut. Dessalines, der die Zugänge zu demselben deckte, sah sich kaum einem mächtigen Angriffe ausgesetzt, als er sich gegen Crête-à-Pierrot zurückzog, um dem Feinde, der ihn drängte, verfolgte und neckte, eine verderbliche Schlinge zu legen. In der Nähe des Fort warf er sich mit seinen Truppen in den ringsum laufenden Graben, und die auf solche Weise bloßgestellten Franzosen wurden von einem mörderischen Feuer empfangen, gegen welches ihre Tapferkeit und Stärke vergeblich ankämpften; sie mußten sich mit einem bedeutenden Verluste an Mannschaft zurückziehen; ein Schlag, der sie um so tiefer schmerzte, je mehr sie an den Sieg gewöhnt waren.

Der nach Port-au-Prince zurückgekehrte Boudet kam dem General Debelle zu Hülfe, der bei diesem Angriffe geschlagen, zurückgetrieben und verwundet worden war. Er stürzte sich eilig auf ein Lager von Schwarzen, die, vor dem Fort aufgestellt, sich dem Schlafe überließen. Sie erwachten nur zum Lärm der Flucht; Boudet verfolgte sie mit unbesonnener Hitze, aber wie das erste Mal, stürzten sie sich in den Graben des Fort, welches in den Reihen der Franzosen den

Tod verbreitete. Wer mit dem Leben davon kam, wich zurück, noch ehe der General Dugua, der Debelle ablöste, einen andern Angriff begann, welchen die Belagerten, durch den Sieg ermuthigt, mit größerer Kühnheit und Erbitterung zurückwiesen.

Auf diese verschiedenen und zur Unzeit unternommenen Angriffe, die eben so verkehrt als unglücklich waren, und wobei die Neger in der europäischen Kriegsgeschichte eine unerhörte doppelte List entwickelten, folgte der schwierige und menschenfressende Rückzug über den Artibonite; die Schwarzen setzten den Weichenden lebhaft aus ihren Hinterhalten zu und gingen häufig von der Flucht zu erneuerten Kämpfen über. Ueberall verbarg das Land Feinde, hier in einem Walde, dort hinter einem Felsen; die Freiheitsliebe erzeugte sie.

Leclerc sammelte indessen 12,000 Mann. Rochambeau, Boudet, Debelle, Hardy, Dugua, die besten Generale, stehen um Crète-à-Pierrot. Schon ist Dessalines, der bei seiner Entfernung aus dem Fort abgeschnitten wird, nicht mehr im Stande, dasselbe zu erreichen. Kaum vermag man die Ungeduld der Franzosen zu bändigen, die den Feind eine neue Redoute aufführen sehen. Um ihrer ungestümen Hitze Raum zu geben, wird ein dritter Angriff beschlossen, der eben so unglücklich als die beiden ersten ausfällt.

Der Generalkapitän schließt nun den Platz nach den Regeln der Kunst ein. Die Vertheidiger desselben verlieren darum den Muth nicht. Lamartinière, der in Port-au-Prince den Helden auf

eine so kolossale Weise gespielt hatte, fällt auch jetzt nicht aus seiner Rolle. Er erträgt mit seinen Soldaten Hunger, Durst, Krankheit und jedes äußerste Elend einer Belagerung und widersteht, so weit es menschenmöglich ist, allen Anstrengungen eines Heeres, das die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllt hat. Nachdem das Fort von den tobenden Feuerschlünden niedergeschmettert ist, bricht er sich Bahn durch die Bajonette, welche die Wunden von fünf Generalen und den Tod von 2000 Franzosen zu rächen streben. So viel Beharrlichkeit, Kühnheit und Muth erzwang ihm selbst die Bewunderung seiner Feinde.

Während die französische Armee Crête-à-Pierrot angriff und belagerte, war Toussaint von den Höhen von Cahos jenseits der Berge geeilt, welche den Norden beherrschen. Indem er so den Krieg wieder in den Gegenden entflammte, wo man denselben für erloschen hielt, bewegte er sich bald von vorn, bald seitwärts, bald von hinten um die Franzosen, und durchbrach jetzt hier, dann wieder dort, ihre Verbindungen. Toussaint hatte Maurepas, den er wegen seiner Tapferkeit und Freimüthigkeit liebte, die Behauptung von Port-au-Prince anvertraut, dessen Hafen von zwei Batterien vertheidigt wurde. Im Angesichte der auf diesem Punkte gelandeten Franzosen ließ Maurepas die Stadt anzünden und verschanzte sich am Buge der drei Flüsse. Die Franzosen, welche Humbert befehligte, einer der schönsten und unerschrockensten Generale, griffen ihn in dieser Stellung zweimal an und wurden zweimal zurückgetrieben. Da-

durch entstand in den Bewegungen Leclerc's eine mächtige Diversion, er mußte ein Corps zur Unterstützung Humbert's abschicken. Maurepas aber, verführt durch französische Versprechungen, verließ die Sache Toussaint's und beugte seine siegreichen Waffen zum Gehorsam.

Sobald als die Rückkehr Toussaint's nach Norden bekannt wurde, ging ihm Desfourneaux, der in dieser Provinz stehen geblieben war, entgegen, und nahm ihn im Rücken. Toussaint trennte sich von einem Theile seiner Truppen und stürzte mit dem andern dahin, wo die Gefahr am größten war. Als er eben zum Kampfe schreiten wollte, wurde er aufs Bitterste überrascht, denn er erblickte Maurepas, dessen Abfall er bisher noch nicht erfahren hatte, in den feindlichen Reihen, an der Spitze des neunten Regiments von Domingo. Bei dieser grausamen Entdeckung trotzte er dem Tode, näherte sich den übergetretenen Soldaten und rief ihnen entgegen: „Wollt ihr euren General, euren Vater und eure Brüder tödten?" Die Wirkung des Donners kann nicht schneller sein, als der Eindruck dieser Worte. Die Soldaten, die ihn an dem Federbusche erkannten, der sie so oft zum Siege geführt hatte, fühlten das Blut in ihren Adern erstarren, die Waffen ruhten unbeweglich in ihren Händen, das ganze Regiment warf sich vor ihm auf die Knie, und flehte um Verzeihung wegen des begangenen Treubruchs und des vatermörderischen Widerstandes.

Die Franzosen sahen in dieser plötzlichen Umwandlung nur Verrätherei, und stellten sich zwischen

Toussaint und die knienden Schwarzen auf. Der Kampf wurde dadurch noch hartnäckiger; Toussaint, der dabei bald ums Leben gekommen wäre, und sich mit seiner geringen Mannschaft nicht länger halten konnte, führte einen Rückzug aus, durch welchen er die Franzosen, wie durch einen Sieg überraschte. Er ging auf einem Wege zurück, der sich von einer Seite an einem Abgrunde hinzog und auf der andern von krummen Abhängen beherrscht wurde, wo er zwischen der Tiefe und dem Feinde beständig dem Feuer ausgesetzt war. Kaum war er durch seinen Muth und sein Glück der stürmenden Gefahr entronnen, so kehrte er wieder gegen die Gebirge von Cahos zurück, um von hier aus auf die blutenden Trümmer der bei Crête-à-Pierrot geschlagenen Franzosen zu fallen, indem er sein Lager in ihrem Rücken aufschlug. Im Angesichte dieses verlassenen und zusammengeschmetterten Forts flog er wieder aus den Gebirgen von Cahos gegen Norden und so einen Berg mit dem andern vertauschend, wachte er von der Spitze der Felsen über die feindlichen Bewegungen.

Wenn Toussaint vor den Franzosen verschwand, so geschah es nur, um sie bald durch seine Schnelligkeit in Erstaunen zu setzen, bald durch abspringende, falsche, reißende Märsche zu täuschen, bald durch Hinterhalte zu gefährden, bald im Rücken zu necken, bald durch Schlaflosigkeit, Strapazen und Durst zu erschöpfen. Jetzt maskirte er seine Flucht hinter Wüsten und Flammen, so daß ihnen der Sieg mehr kostete, als eine Niederlage; und ein andermal fing er seine verlorene Beute in einem

Engpaſſe ab, indem er den Krieg durch die Macht ſeines Geiſtes über alle üblichen Regeln hinausſpielte. Im Norden unterſtützte Chriſtophe, im Weſten Deſſalines ſeine Schnelligkeit, Liſten und Bewegungen; jetzt ſichtbar und dann wieder unſichtbar, ſchien er überall und nirgends zu ſein. Unter dem Geläute der Glocken ließ er von der Kanzel herab ſeine männliche und hinreißende Beredtſamkeit ertönen; ſie ſchildert die Gräuel der Sklaverei und die Süßigkeiten der Freiheit. Die Religion der Liebe, die nur Brüder kennt, befeuerte ſeine edle Wärme und das Evangelium, welches die Sklaverei verdammt, half ihm ſeine Armee vergrößern, die voll heiligen Eifers für ihren Gott und ihre Freiheit kämpfte. Man erfährt indeſſen nicht, wo ſie iſt, wie ſie lebt, ſich ergänzt, in welchen Bergen ſie Waffen und Geld verſteckt hält, während ſie ſelbſt alles, was um ſie her vorgeht, durch gewandte Kundſchafter ausſpäht, von denen einige ſich blind ſtellen, andere als Bettler verkleiden oder ſonſt eine ſinnreiche Erfindung anwenden.

Die verſchiedenen Corps der franzöſiſchen Armee, die Touſſaint eine Zeit lang für verloren hielten, erblickten ihn auf allen Punkten mit der Miene des Siegers, als ſie von Crête-à-Pierrot zurückkehrten, um ſich entweder nach dem Cap oder nach Port-au-Prince zu wenden; er beunruhigte, ſchlug und neckte ſie in ihren Verbindungen, bei ihren Angriffen, auf ihren Märſchen und Rückzügen. Der Norden, der Weſten, die verheerten Ufer des Artibonite, die angränzenden Berge ſind

der Schauplatz neuer Kämpfe. Toussaint verbreitet überall Schrecken und Tod. Die Capstadt, welche man in der Geschwindigkeit wieder aufbauen will, empfängt in ihren schwarzgebrannten Mauern bluttriefende, verstümmelte und aufgelöste Bataillone *).

Toussaint verfolgte sie und erschien mit ihnen vor der Stadt. Es fehlte für die Vertheidigung an Mannschaft. Die Schwarzen, die sich unterworfen hatten, stellten sich heuchelnd zum Kampfe und zerstreuten sich nachher, oder sie schlugen sich bloß nach ihrer Laune, ungewiß, ob ihnen Freiheit oder Sklaverei bevorstehe. Leclerc ließ den Ort schnell befestigen, um die Ruinen desselben zu schützen. Man lebte in diesem Kriege fast neben seinem Feinde, schlief mit ihm unter demselben Dache, aß an demselben Tische, ohne ihn zu kennen; denn es gab Schwarze, die der Sache des Consuls, und Weiße, die der Partei Toussaint's folgten. Man eilte indessen wieder zu den Waffen, die Franzosen erhielten frische Landungstruppen, sie nahmen Artilleriestücke von den Schiffen und der Matrose verließ die Segel, um auf einem andern Elemente zu kämpfen. Toussaint entwickelte nur um so mehr Kraft und Kühnheit, und die Stadt stand auf dem Punkte, in seine Hände zu fallen, als neue Verstärkungen aus Frankreich ankamen, und die schier verzweifelnden Vertheidiger wieder mit Hoffnung und Muth belebten.

Endlich merkte der Generalkapitän, mit wel-

*) Précis historique de l'expédition etc. pag. 60.

chen eigenen Gegnern er zu thun hatte, und wie unklug es war, einen Krieg fortzusetzen, in dem die Erfolge so schnell von Unfällen ausgelöscht wurden. Außerdem bot dieser Krieg mit seinen ungewohnten Gefahren dem Heere weder Belohnung noch Ruhm dar. Der Sieg, der sonst überall bereichert, zahlte hier nur durch Trümmer und Asche, und war kaum noch eine Lockung. Sollen wir an diesen wüsten Ufern, so sprachen die einen, den Preis für so viele Gefahren und Leiden finden, die uns in den verschiedenen Ländern begegnet sind? Der Consul, sagten andere, hat uns, die Genossen und Nebenbuhler seines Ruhmes, weit von unserm Vaterlande weg in einen betrübten schmachvollen Krieg verwickelt, der mit den Begriffen der Freiheit streitet. Will er, daß wir im Schatten unserer Lorbeeren die Ketten der Sklaverei auseinander wickeln sollen? Und dabei reibt uns das Klima auf, die Gluth läßt uns keine Zufluchtsstätte, der Krieg keine Rast, noch verleiht er uns Ehre.

Diese und ähnliche Klagen drangen bis zu den Ohren des Generalkapitäns, sie beunruhigten ihn lebhaft und zwar um so mehr, da das Heer an einer Krankheit litt, die immer gefährlicher um sich zu greifen drohte, und wiewohl er neuen Verstärkungen entgegensah, waren sie doch unzulänglich, um ein halbbarbarisches Volk zu zügeln, das der Gedanke an die Schrecken der Sklaverei zu einem verzweiflungsvollen Widerstande aufspannte. Er hatte zwar viele Schwarze unter seinen Fahnen, aber er konnte nicht mit Sicherheit auf ihre Treue zählen. Selbst diejenigen unter den Anführern,

welche die größte Thätigkeit und Ergebenheit zeig=
ten, waren in ihrer Verstellung undurchdringlich
und konnten nur durch wiederholte Versprechungen
der Freiheit beim Gehorsam erhalten werden.

Die Farbigen schienen zwar mehr Anhänglich=
keit zu beweisen, aber waren sie nicht in den übri=
gen Kämpfen häufig von den Schwarzen zu den
Weißen, und so auch umgekehrt, übergegangen?
Die furchtbaren Anführer, die Leclerc gegenüber
standen, flößten ihm noch ganz besondere Besorg=
nisse ein; Christophe, dessen Unerschrockenheit jede
Gefahr verachtete; Dessalines, dieser barbarische
Achilles, dessen Muth nur noch von seiner Wild=
heit übertroffen werden konnte; Toussaint, der,
unerschöpflich an Hülfsmitteln und Kriegslisten,
ihm jedesmal entschlüpfte, um bald darauf wieder
zu erscheinen, der unter den Tritten seines Heeres
Feinde hervorrief, so unbegreiflich, als würden
selbe von den Bergen erzeugt. In dieser Lage hielt
es Leclerc für die beste Maaßregel, Friedensunter=
handlungen zu eröffnen. Unter den feindlichen
Anführern war Christophe derjenige, der am ge=
neigtesten zu einem Vergleiche schien, vielleicht aus
geheimer Eifersucht auf Toussaint. Leclerc knüpfte
mit ihm Unterhandlungen an. Er stellte ihm vor,
daß der Krieg unnütz und zwecklos sei, vermöge der
Gewißheit, die er habe, daß Frankreich im Falle
eines Vertrags jede Spur der Sklaverei gesetzlich
abschaffen würde; daß der Ehrgeiz Toussaint's al=
lein dem Frieden im Wege stehe; er solle sich also
mit ihm dahin vereinigen, diesen auf die geheimste
Weise gefangen zu nehmen. So blind diente Le=

clerc, ohne Furcht, das militärische Ehrgefühl Christophe's zu beleidigen, dem Willen des Consuls. Christophe, weit davon entfernt, sich zum Werkzeug einer so schändlichen Treulosigkeit zu erniedrigen, antwortete mit dem Nachdrucke und dem Unwillen der Tugend, daß, wenn er seinen Freund, seinen Waffenbruder, seinen Befehlshaber verhaften wolle, er dadurch zugleich Freundschaft, Ehre und Vaterland verrathen würde, und daß eine solche Meuterei in eine Seele, wie die seinige sey, keinen Eingang finden könne.

Er schloß seinen Brief mit den Worten: „Weisen Sie uns Gesetze auf, die unsere Freiheit verbürgen, und Toussaint, meine Brüder, ich, alle, so viel wir sind, wir werden uns mit Freuden in die Arme des Mutterlandes werfen. Durften wir den Worten des Consuls trauen, die er uns unter dem Geräusche des Krieges zukommen ließ?" „Entschuldigen Sie — setzte er hinzu — die Besorgnisse und die Unruhe eines Volkes, das so viel in der Sklaverei gelitten hat; bringen Sie demselben Zutrauen bei, wenn Sie wünschen, dem Jammer von St. Domingo ein Ziel zu setzen, dann werden wir das Vergangene vergessen und mit Zuversicht das Gegenwärtige und Zukünftige genießen."

Leclerc, getroffen von der Richtigkeit und der Kraft dieser Antwort, sah ein, daß mehr als je jeder Gedanke an Sklaverei aufzugeben sei, die sich nur unter andern Verhältnissen wieder herstellen lasse, indem er sich zugleich streng in jedem Punkte nach dem Willen des Consuls fügte, an den ihn seine Gemahlin Pauline unablässig erinnerte. Lei-

der ging er zuweilen in dem Bestreben, dem Herrscher Frankreichs zu gefallen, über die Schranken der Mäßigung und Klugheit hinaus. Er entschuldigte sich zugleich gegen Christophe wegen des Ansinnens, Toussaint zu verhaften, weil er den Absichten desselben weniger Rechtlichkeit zutraue, als dem Sinne Christophe's. Er sagte ferner, daß der Consul für ein Land, das er selbst nicht durch den Augenschein kenne, auch keine Gesetze habe vorschlagen können; er erklärte endlich im Angesichte des höchsten Wesens, dessen Namen man nie vergeblich anrufe, daß die Grageundl dieser Gesetze die Freiheit der Schwarzen sein solle. Im Vertrauen auf diesen Eid bequemte sich Christophe zum Gehorsam, und auch Dessalines beeilte sich, diesem Beispiele zu folgen, wenn schon mit tiefer Verstellung. Leclerc hatte seine frühere Verordnung, welche die Sklaverei aufrecht zu erhalten suchte, förmlich zurückgenommen; außerdem war allen Einwohnern St. Domingo's, von welcher Farbe sie auch sein mochten, Antheil an den Geschäften der Regierung und den öffentlichen Aemtern zugesichert worden.

So oft auch die Schwarzen von den Versprechungen der Franzosen waren betrogen worden, so schenkten sie denselben, wie schwache Kinder, doch immer wieder Glauben; freilich war ihre Lage bedenklich und wurde es mit jedem Tage durch die anhaltenden Gefechte und unerträglichen Anstrengungen nur noch mehr; der sichtbare Widerwille gegen die Fortsetzung des Vertilgungskrieges, der auf verschiedenen Punkten in offenen Ungehorsam

und Abfall ausbrach, hatte daher wohl eben so viel Theil an den friedlichen Gesinnungen, als die Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit der französischen Verheißungen. Die schwarzen Anführer mußten den Wünschen und Hoffnungen der großen Masse nachgeben, wie schwer es ihnen auch wurde, und wie gern sie für sich selbst die Entscheidung der Waffen jeder anderen vorziehen mochten; doch hatten auch sie selbst so viel gelitten, und ein längerer Kampf versprach ihnen so wenige Vortheile, daß sie es nicht wagten, die Gelegenheit eines Vergleichs hartnäckig abzuweisen.

Toussaint, dessen Gedanken sich unruhig über die Zukunft verbreiteten, war nicht sobald von dieser Neuigkeit unterrichtet, als er auch bitterlich das Loos seines Vaterlandes beklagte. Nachdem er alle Anführer und Soldaten, die ihm zu Gebote standen, um sich versammelt hatte, eröffnete er ihnen die letzten Vorgänge. Alle schwuren, für ihn zu sterben, denn das hieße für die Freiheit sterben. Seine Befehle flogen nach allen Seiten, um den Wirkungen des Abfalles zuvorzukommen. Er konnte noch im Norden und Westen auf treue Bataillone und ergebene Strecken Landes rechnen; je weniger Hülfsmittel ihm blieben, desto mehr Gelegenheit hatte er, in dem Gebrauche derselben seine Größe zu zeigen; denn nur gemeine Seelen lassen sich von Widerwärtigkeiten niederschlagen. Das Unglück war übrigens so groß, daß es auch den tapfersten Helden erschüttern konnte, denn außer Christophe und Dessalines waren auch noch Laplume, Clervaux, die zwei Brüder Toussaint's

nebst seinem Neffen im französischen Lager. Man sagt, daß er im ahnenden Gefühle der wachsenden Gefahren noch zuletzt seine Schätze, die man auf hundert Millionen Franken angiebt, an einem geheimen Orte von den Schwarzen habe verstecken lassen, um sich für die Fortsetzung des Krieges oder die Zeit der äußersten Noth ein Hülfsmittel aufzusparen. Die nähern Umstände, unter denen er dieß Vorhaben ausgeführt haben soll, indem er, wie es heißt, sämmtlichen Mitwissern des Geheimnisses den Mund durch einen gewaltsamen Tod versiegelte, klingen zu fabelhaft, als daß sie historischen Glauben finden könnten.

Leclerc bot Alles auf, den Oberbefehlshaber der Schwarzen zu einem Vertrage zu vermögen. „Ich bin, erwiederte derselbe schriftlich, zum Niederbrennen, Verwüsten mächtig genug, auch habe ich Kraft, mein Leben, das für das Vaterland nicht unnütz gewesen ist, theuer zu verkaufen." Man kam sich indessen von beiden Seiten näher. Nachdem Toussaint von Leclerc dieselbe eidliche Versicherung wie Christophe erhalten hatte, schlug der Generalkapitän als Hauptbedingungen des Friedens vor, ihm die Regierung des Landes zu überlassen, so daß er selbst neben ihm nur als französischer Abgeordneter gelten wolle, außerdem sollten die Offiziere Toussaint's nach ihrem Grade in dem französischen Heere angestellt werden. Toussaint ging alles ein, was zum Vortheile seines Landes und Heeres diente, und erklärte, daß er künftig in der Zurückgezogenheit bloß sich selbst zu leben wünsche. So kam mit ihm den 1sten Mai 1802, mit

dem aufrührerischen Sklaven, den man früher zum Tode verurtheilt hatte, ein Vertrag zu Stande.

In Folge dieses Vertrags, der den dreimonatlichen Krieg endigte, begab sich Toussaint nach dem Cap. Seine Reise war ein Triumphzug: von allen Seiten drängte sich das Volk schaarenweise herbei und beugte sich vor dem Helden einer Freiheit, die Leclerc unter den Augen Gottes hatte beschwören müssen. Toussaint kam auf dem Cap an, begleitet von seinem Sohne Isaak, der ein reines Herz mit eben so nützlichen als angenehmen Kenntnissen vereinigte; werth, der Nachfolger eines Vaters zu sein, mit dem er so manche Gefahren getheilt hatte. Die Artillerie verkündigte zu Wasser und zu Lande Toussaint's Ankunft. Die Einwohwohner des Cap umdrängten ihn unter dem Rufe der Liebe und Verehrung; sein Anblick wurde zu einem patriotischen Feste.

Leclerc empfing ihn in seinem am Meere gelegenen Hôtel und umarmte ihn unter Freudensbezeigungen. Er rühmte seine Redlichkeit, seinen Großmuth und drückte die Hoffnung aus, durch die Versöhnung mit ihm den Flor St. Domingo's wieder aufleben zu sehen. Er wiederholte seinen früher abgelegten Eid in Gegenwart der vornehmsten Offiziere aus den beiden Heeren, welche letztere durch die Verschiedenheit ihrer Sitte und Bildung einen merkwürdigen Gegensatz bildeten.

Diesem politischen und militärischen Drama fügte sich eine rührende Scene ein, deren Entwikkelung selbst solche Zuschauer überraschte, die in den Angelegenheiten der Welt keine Fremdlinge

waren. Während des Krieges hatten die Franzosen den dritten Sohn Toussaint's in ihre Hände bekommen und ihn als ein kostbares Unterpfand bewahrt. Sie ließen dieses Kind jetzt herbeiholen, es stürzte sich in die Arme seines Vaters und Bruders, und Toussaint fand jetzt einen Sohn wieder, von dem ihn der Krieg getrennt hatte. Auf die Frage Leclerc's, woher er bei längerer Fortsetzung des Kampfes Waffen würde bekommen haben, gab er die spartanische Antwort: Ich würde sie den Franzosen genommen haben. Bei dieser Zusammenkunft entwickelte Toussaint die Größe und das Gefühl eines Mannes, der vom Grunde der Seele seine Kinder, aber noch mehr als sie das Vaterland liebt. Er kehrte sogleich in die Gebirge zurück, als wollte er in der Einsamkeit seine Leidenschaft für die Freiheit verbergen und nähren.

Alles war neu und außerordentlich in diesem Gange der Begebenheiten. Ehe Toussaint von dem Schauplatze seiner öffentlichen Thätigkeit abtrat, verfügte er sich nach Marmelade, um von seinen Garden Abschied zu nehmen. Nachdem er ihnen den Frieden als einen solchen bezeichnet hatte, der nur durch einen Treubruch verletzt werden könne, ließ er sich im Lobe seines muthigen Heeres aus, und ging alle dessen im Dienste des Vaterlandes vollbrachten Großthaten durch; er fügte hinzu, daß das Andenken derselben im Laufe der Jahrhunderte nie verlöschen würde. Seine Soldaten standen um ihn mit traurigem Antlitze und zerrissenem Herzen. Er umarmte sie zum letzten Male, alle vergossen Thränen, wie sie Kriegern ziemen. Der Strom

der Volksmenge begleitete ihn, trostlos über den Verlust eines so berühmten Anführers; er sprach ihr für die Zukunft Worte des Muths ein.

So gelangte er in das herrliche und fruchtbare Thal von Enneri, um daselbst die Reize und die Ruhe des Privatlebens zu genießen; aber Tag und Nacht brütete er über Gedanken an das gemeinsame Wohl, in dem er das eigne fand. Ein so thätiger Geist konnte nicht rasten; er beschäftigte sich mit der Wiederherstellung seiner Wohnung und mit der Vertheilung von Wohlthaten. Sein Ruhm versammelte mehrere ausgezeichnete Personen um ihn. Fremde aus den entlegensten Ländern besuchten ihn; er redete in ihrer Gesellschaft von seinen Thaten mit einer Bescheidenheit, die denselben einen neuen Glanz verlieh.

Allein die Feindschaft des Consuls arbeitete in der Stille daran, ihn aus seinem häuslichen Asyle herauszureißen; sie hatte beschlossen, daß er in einem andern Erdtheile sterben und in einem gleißenden Frieden den Untergang finden sollte, dem er bisher im offenen Kampfe entgangen war.

Die schwarzen Bataillone kamen nun von den Bergen herab; die beiden Heere vermischten sich und schmolzen in einander zusammen. Die Freiheit machte jetzt diejenigen plötzlich zu Freunden, die Tags vorher der Haß der Sklaverei noch als Feinde trennte.

In der Absicht, den Frieden zu befestigen, legte der Generalkapitän die Polizeiaufsicht über die Gegenden des Nordens in Christophe's, so wie die über das Gebiet des Südens in Dessalines Hände.

Alles versprach eine glückliche Zukunft. Die niedergebrannten Städte erstanden wieder aus ihrem Schutt, die Häfen füllten sich mit Schiffen, der Handel setzte eine frische Blüthe an. Der Friede indessen, der so verschiedene Menschen, Denkweisen, Sitten, Charaktere, Länder, Physiognomien in Berührung brachte, war nur ein eilfertiger Vorbote des nahen Krieges, der die lockeren täuschenden Bande der Eintracht gewaltsam lösen sollte. Sie waren von der Freiheit geschlungen worden, die drohende Sklaverei rüstete sich, sie zu zerreißen.

Eine grausame Krankheit, die schon früher manche Verwüstungen angerichtet hatte, störte die Segnungen des kaum abgeschlossenen Friedens, und verbreitete auf der Flotte und im Meere wachsendes Elend. Sie zeigte im Wesentlichen den Charakter des gelben Fiebers, das den Europäern, die an den Küsten der neuen Welt landen, so gefährlich ist; es gesellten sich indessen zu ihr noch weit furchtbarere Symptome, denn nie war sie mit dieser Wuth in einer so furchtbaren Gestalt erschienen. Sie ergriff Menschen in voller Gesundheit, ohne daß ihr irgend ein Merkmal vorherging, wenn man nicht die Furcht dahin rechnen will, die sie einflößte. Zuweilen kam der Tod blitzschnell und diese Geschwindigkeit konnte für Glück gelten. Gewöhnlich schlich sie langsam in abgesetzten Fortschritten. Das Uebel äußerte sich zuerst im Gehirn durch heftige Schmerzen, womit sich Fieber verband, oder worauf es folgte. Brennender Durst verzehrte den Kranken, der gefolterte Magen arbeitete dem Er-

brechen entgegen; das war das schlimmste Vorzeichen. Feurige Adern, die über das feuchte oder ausgetrocknete Auge Furchen zogen, ein entflammtes Gesicht, das sich mit dunkler und harter Röthe färbte, zuweilen unruhig bewegte Ohren, verriethen den Gipfel des Uebels. Bald bedeckte dicker Schleim die stammelnde Zunge; bald behielt der Kranke den Gebrauch der Sprache und aller Sinne; dann sah er seinen Tod vor Augen. Wenn die Gewalt der Krankheit an's Herz, den Heerd des Lebens, trat, wurde das Zahnfleisch schwarz und roth von den Ausdünstungen der Eingeweide. Der Schlaf, den Zuckungen oder furchtbare Phantasiebilder unterbrachen oder störten, war schlimmer als das Wachen, und wenn der Verstand unter dem Drucke des Wahnsinnes erlag, der im Gehirn siedete, entfloh alle Ruhe.

Die Fortschritte des innerlichen Feuers waren von gelblichen Flecken bezeichnet, die sich gleichsam mit vulkanischer Entzündung über den Körper verbreiteten. Stellte sich dann nicht eine glückliche Krisis ein, so war jede Hoffnung vorbei. Der stinkende Athem steckte die Luft an, die Lippen erstarrten, das Gesicht änderte und entstellte sich, es fing an zu schwellen; die Verzweiflung sprach aus dem Auge des Sterbenden, und Klageseufzer, unterbrochen von langen Pausen, waren die einzigen Laute. Aus jedem Mundwinkel floß ein schwarzes und verbranntes Blut. Dann mischte sich unregelmäßig ein übelriechendes Blau mit den gelblichen Streifen des Körpers. Endlich kam die Erlösung des Todes unter diesen entsetzlichen Lebenskämpfen

am dritten Tage. Das gewöhnliche Ziel trat jedoch zwischen dem siebenten und achten Tage ein. Diese Kennzeichen wechselten indessen nach dem Alter, dem Temperament und den Gewohnheiten des Kranken, und führten dadurch die Kunst des Arztes häufig irre *).

Diese in ihrer Entwickelung regellose Krankheit traf mit ihren Verheerungen zuerst die Capstadt; man wollte den Entstehungsgrund derselben in dem Versäumniß der Beerdigung, in den Ausdünstungen der Moräste von Pétite-Anse und in dem Ausbleiben der Winde suchen, die von den Gebirgen aufgefangen wurden; aber diese Ursachen waren nicht die einzigen, da die Krankheit ihre Verwüstungen bis nach Port-au-Prince und anderen Orten ausbreitete, die für gesünder galten. Dieses Uebel, dessen Keim im Klima lag, hatte auch sonst mehr oder weniger geschadet, nie aber war es so furchtbar gewesen; dieß rührte gewiß eben so sehr von dem beschwerlichen, eben geendigten Kriege her, als von dem Mangel an Pflege und Schutz unter einem fremden Himmel.

Alle Gegenmittel waren umsonst; man brauchte anfänglich verschiedene Getränke, welche die Hitze des Blutes stillen sollten; China und Bäder wandte man am meisten an, da sie aber nur schwache Dienste leisteten, so versuchte man Blasenpflaster mit einem Auftrage von niedergeschlagenem Salze.

*) Description de la maladie etc., par Gilbert, médecin de l'armée d'expédition.

Dieses Mittel, angerathen von den englischen Aerzten, verursachte den Kranken schreckliche Schmerzen und half eben so wenig. Das Uebel spottete jeder menschlichen Kunst. Selten entkamen die, welche es anfiel, dem Tode.

Als man auf dem Cap, in Port-au-Prince und anderen Orten Heerschau hielt, so betrachteten sich diejenigen, die bisher noch von der Krankheit verschont geblieben waren, schweigend; ihr militärischer Schmuck, der Glanz ihrer Waffen war dahin; die Langsamkeit ihrer Schritte bezeichnete ihre Bestürzung, und dennoch konnte eine so grausame Noth die angeborne und eingeübte Tapferkeit nicht aus dem siegreichen Antlitze verscheuchen. Da man nur eine schwache Hoffnung hatte, sich wiederzusehen, so erkünstelten einige einen tollen Frohsinn und andere nahmen Abschied für den nahen Tod.

Die Capstadt bot um diese Zeit ein in der Geschichte menschlicher Leiden seltenes Schauspiel dar. Kaum hatte man hastig einen Theil der von den Flammen verzehrten Gebäude wieder aufgebaut oder die Trümmer derselben überdacht, so füllten sich die Stadt nnd die Hospitäler mit Kranken und Sterbenden. Sie wurden meistens auf die Erde niedergelegt unter dem Mangel der dringendsten Bedürfnisse; dazu kamen bald wüthende Stürme, bald eiskalte Regengüsse, bald glühende Sonnenstrahlen; es war, als ob alle Elemente sich mit der vernichtenden Krankheit verschwören wollten.

Mannszucht war unbekannt, der Soldat übte dasselbe Ansehen aus, als der General, und der General erkannte keine andere Macht an, als die

seinige. Man sprach nicht mehr von Ruhm, von Kämpfen, von Heldenthaten; die Freundschaft verlor ihre Gewalt, die kriegerischen Gesänge verstummten.

Das Land, die Felsen, das Meer, gewährten nirgends Schutz gegen das reißende Uebel. Der Europäer, der an der Küste landete, hörte auf zu leben. Dasselbe Elend herrschte auf dem Meere. Alle Kriegs- und Kauffahrteischiffe waren ohne Matrosen; diejenigen, welche die Todten ersetzen sollten, sanken ihnen nach; es gab Schiffe, welche dreimal ihre Mannschaft verloren hatten. 48 Passagiere, die auf einem Schiffe von Bordeaux ankamen, starben sämmtlich bei ihrer Landung auf dem Cap. Alle Matrosen, Offiziere, Steuermänner, Kapitäne, Reisende, die ein schwedisches Schiff aussetzte, erlagen dem mörderischen Angriff der Krankheit bis auf den Schiffjungen; und was man noch bei keiner Pest erlebt hatte, geschah hier, das Schiff wurde auf öffentlichem Platze versteigert.

Neun Offiziere vom Geniewesen, die ihr Vaterland verlassen hatten, gehorsam den gebieterischen Befehlen des Consnls, athmeten an der Küste aus. Die Offiziere des Heeres flehten theilweise unter Thränen, daß man sie wieder nach Frankreich zurückschicken möchte; sie weinten Thränen des Todes, gleichviel, ob man ihnen die Bitte abschlug oder gewährte.

Als die Seuche den höchsten Grad erreicht hatte, gesellte sich zu ihren Schrecknissen die Zügellosigkeit der Leidenschaften. Da die Tugend jetzt keine Belohnungen mehr darzubieten hatte, so verlor sie

auch ihre Reize. Wenn die menschlichen Kräfte unter der Last des Elends erliegen, so stürzen sie unaufhaltsam zum Bösen hin. Einige suchten ihr Leiden im Spiel, oder in den Armen der Wollust zu betäuben. Ehebruch und Diebstahl waren ganz gemeine Verbrechen. Andere suchten ihre Schmerzen in geistigen Getränken zu ersäufen, die den Tod nur schneller herbeiriefen. Noch andere setzten der Krankheit einen halb wahren, halb erzwungenen jovialen Trotz entgegen, so daß der Ausdruck: ah, le gaillard! eine sprichwörtliche Kraft erhielt.

Pauline, die Schwester des Consuls, verharrte mitten unter diesen gräßlichen Unfällen bei ihrem üppigen Leben; sie bewohnte, um den Ansteckungen der Luft weniger ausgesetzt zu sein, ein Landhaus auf dem Abhange eines reizenden Hügels; sie hatte von demselben die Aussicht aufs Meer, unter den Genüssen des Luxus, der Weichlichkeit und der Leidenschaft; selbst der Tod von Offizieren und Generalen, die ihr gehuldigt hatten, konnte sie nicht aus ihrem süßen Taumel wecken. Bald ließ sie sich auf einem Sessel in die schönsten Gegenden tragen und brachte ganze Stunden im Anschauen der herrlichen Natur zu; bald verlor sie sich in duftende Wälder, um den Träumen ihrer wechselnden Liebe nachzuhängen, bald machte sie Spazierfahrten auf dem Meere, begleitet von Höflingen, Lustigmachern und Musikern.

Noch mehr erstaunte man, daß sie gleichsam zum Hohne der unersättlichen Krankheit Feste anstellte, bei denen Tanz, Musik und andere Annehmlichkeiten des geselligen Umganges den Zug

der Freude anführten; hier feierte sie die Siege ihres Geistes, ihrer Grazie, ihrer Schönheit, ihrer verführerischen Künste, während der Tod seine Opfer haufenweise bezeichnete und verschlang.

Da das Uebel anderswo nicht weniger wüthete, als auf dem Cap und in Port-au-Prince, so gab es keinen Tag, wo nicht auf dem Meere und auf dem Lande drei bis vierhundert Personen starben. Anfänglich beobachtete man noch die Formen der militärischen Beerdigung, später unterblieben auch diese; wer auf dem Meere endigte, fand in den Wellen sein Grab. Die Schwarzen, die den geschlossenen Frieden auf keine Weise verletzten, so groß auch bei der Schwäche und Hinfälligkeit des französischen Heeres die Versuchung zum Gegentheile war, erwiesen den Kranken alle Pflichten einer bereitwilligen und sorgsamen Gastfreundschaft und Pflege; sie selbst wurden als eingeborne Kinder des Klima's von den Angriffen der Krankheit entweder gänzlich verschont oder widerstanden derselben leichter.

Das weibliche Geschlecht gab theils aus natürlichem Mitleid, theils aus treuer Liebe, theils aus leidenschaftlichen Antrieben den Kranken große und rührende Beweise hülfreicher Pflege und wohlthätiger Aufmerksamkeit; viele Frauenzimmer, gewonnen und bestochen von den Reizen des französischen Umgangs, setzten sich dabei über alle Rücksichten der Klugheit hinweg, und wagten entschlossen Gesundheit und Leben daran, um durch ihre gefahrvollen Dienste die Leidenden zu retten.

Nach den vorliegenden Todtenregistern starben

funfzehnhundert Land= und Seeoffiziere, zwanzig=tausend Soldaten, neuntausend Matrosen, ohne die dreitausend Personen im Gefolge des Heeres zu rechnen, die ihr Glück machen wollten oder Aem=ter suchten. Es ist merkwürdig, daß fast gar keine Kinder und Weiber umkamen, und dagegen junge kraftvolle Männer in der Regel am ersten hinge=rafft wurden. Unter den Todten befanden sich allein vierzehn Generale mit ihrer gesammten Um=gebung; unter ihnen Debelle, der durch seine edeln Verdienste das Bedauern seiner Freunde und Feinde mit sich nahm; Dugua, ein unerschrockener und munterer Greis, der sich als Soldat an den Ufern des Nils erprobt hatte; Hardy, der unter Glück und Unglück in diesem Feldzuge immer derselbe Held geblieben war. Es kann unglaublich schei=nen, daß diese Krankheit siebenhundert Aerzten und Chirurgen das Leben kostete; sie verdienen den Dank der Nachwelt wegen des Muthes, der Treue und Geduld, mit welchen sie ihre Kunst ausübten.

Dieses Uebel brachte eine große Veränderung in den Sitten des Heeres hervor; diejenigen, wel=che davon kamen, genasen langsam, schwer und unter Gefahren. Andere litten dergestalt an Ge=dächtnißschwäche, daß sie sich kaum des Vergan=genen erinnerten; noch andere versanken durch das ausgestandene Elend in harte Gefühllosigkeit; alle aber sehnten sich, müde eines längeren Aufent=haltes, nach Frankreich zurück.

Bonaparte vernahm die Nachricht von dem geschlossenen Frieden mit einer Empfindung, in

die sich weit mehr Bitterkeit als Vergnügen mischte; er begriff sehr wohl, daß der Kampf nur hinausgeschoben war, und betrachtete die Waffenruhe nur als einen nothgedrungenen Waffenstillstand. Die Schwarzen hatten eben so wenig ein vollkommenes Zutrauen zu dem gegenwärtigen Stande der Dinge, sie waren der Macht der Verhältnisse gewichen, ohne daß ihr Herz darum kälter für die Unabhängigkeit und wärmer für Frankreich schlug. Leclerc fühlte sich durch den getroffenen Vergleich sehr schmerzlich gedemüthigt; auch nannte er denselben in Absicht auf Toussaint nur einen Akt der Verzeihung.

Der Untergang so vieler Tapfern betrübte den Consul, doch war seine Politik stärker als die Empfindung menschlicher Theilnahme. In einem Zeitpunkte, wo er damit umging, den Schatten der französischen Republik in das strahlende Meteor einer Monarchie unter seinem Scepter zu verwandeln, hatte die Freiheit St. Domingo's keinen Sinn für ihn; schien sie doch, wenn er sie den Schwarzen lassen wollte, eine Satyre auf die unterjochten Franzosen zu sein. Außerdem blieb der Krieg mit St. Domingo nach wie vor ein bequemer und schicklicher Ableiter, um diejenigen Krieger aus dem Mutterlande zu entfernen und in bester Form aufzuopfern, die im Bewußtsein ihres Muthes und einer großen Vergangenheit seinem eisernen Egoismus am hartnäckigsten widerstrebten. Endlich konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß es für seinen Zweck irgend ein Hinderniß geben sollte; die Täuschung war einem Sohne des Glücks verzeih-

lich, sie hat ihm später mehr gekostet, als den Verlust von St. Domingo. Für seine Schwester Pauline, die ihm mit seltener Ergebenheit anhing und seinem Geiste und Ehrgeize fein zu schmeicheln wußte, behielt er dieselbe Zärtlichkeit bei; Leclerc hatte dagegen in seinen Augen bloß den Werth eines Werkzeuges, und dieses Werkzeug hatte in dem letzten Kampfe gar oft versagt.

Der Generalkapitän, dem die grausamen Wünsche des Consuls bekannt waren, strengte alle seine Talente und Kräfte an, um denselben nachzukommen und sie wo möglich zu übertreffen. Ohne neue Verhaltungsmaßregeln aus Frankreich abzuwarten, deren Sinn er zu errathen glaubte, griff er nach Vorwänden, um Toussaint zu Klagen zu reizen oder einen verdächtigen Schein auf ihn zu werfen. Dabei wiegte er ihn in eine falsche Sicherheit ein, indem er seinen Rath über das zweckmäßigste Lagern der Truppen einholte. Alles deutete darauf hin, daß man Toussaint seinem Vaterlande entreißen wollte. Die Garnison erwies ihm nicht mehr die sonst üblichen Ehrenbezeigungen und zwei Fregatten lagen unmeit Gonaïves vor Anker. Freunde, Verwandte, Offiziere benachrichtigten ihn heimlich von der drohenden Gefahr. Als man ihn an seine Sicherheit mahnte, erwiederte er: „Für das in Gefahr schwebende Vaterland sein Leben daran wagen, war eine heilige Pflicht; allein das Vaterland aufreizen, um das Leben zu retten, würde wenig Ruhm bringen.“ Er täuschte sich schwerlich in dem Maaße über seine Lage, als ein und der andere französische Schriftsteller zu ver-

stehen giebt; was blieb ihm aber unter dem Druck der peinlichen Verhältnisse anders übrig, als eine ruhige Miene anzunehmen? Ob er so ganz unthätig war, als er schien, ist eine andere Frage, die sich nach seinem bekannten Charakter füglich verneinen läßt. Er rechnete wahrscheinlich auf die Gunst der Zukunft und auf die Fortschritte der würgenden Krankheit, um wieder als Löwe von seinem erzwungenen Schlafe zu erwachen. Man wollte zwei Briefe an seinen ehemaligen Adjutanten aufgefangen haben, die seine treubrüchigen Absichten außer Zweifel setzen, wenn sie ächt sind. Er erkundigte sich darin besonders sehr angelegentlich nach den mißlichen Gesundheitsumständen des Generalkapitän Leclerc. Wie dem nun auch sein mag, man beschloß, sich seiner Person zu bemächtigen, und der General Pamphile de la Croix erzählt, daß Dessalines, Christophe und mehrere andere Häupter der Schwarzen, entweder aus Eifersucht oder aus Widerwillen gegen den Ausbruch eines neuen Krieges, dem Generalkapitän dringend anlagen, Toussaint von St. Domingo fortschaffen zu lassen. Bei der Parteilichkeit, die in einem solchen Falle leicht die Feder führt, ziemt dem Urtheile Umsicht und Kälte. Eine gewisse, allgemein bestätigte Thatsache ist es aber, daß Leclerc Toussaint um eine Zusammenkunft bitten ließ. Jeder sollte nach der getroffenen Verabredung eine gleiche Anzahl von Begleitern mitbringen; allein die zwanzig Mann, die Toussaint umgaben, hegten kein Mißtrauen; die des Generalkapitäns waren im Gegentheil als Helfershelfer von dem ver-

rätherischen Streiche unterrichtet, der ausgeführt werden sollte. Die beiden Generale schlossen sich ein, um gemeinschaftlich zu arbeiten; es war nicht schwer, die Schwarzen abzuhalten, die eben ihre Waffen weggelegt hatten, und in demselben Augenblick erschien der Eskadronschef Ferrari, der Adjutant Leclerc's, vor Toussaint, um ihm unter Drohungen eines augenblicklichen Todes seinen Degen abzufordern. Widerstand war unnütz: Toussaint bezwang sogar seinen Zorn. Man führte ihn nach Gouaïves und brachte ihn noch denselben Tag auf das Kriegsschiff Héros, zu dessen Befehlshaber er beim Einsteigen die prophetischen Worte sagte: „Durch meinen Sturz hat man nur den Stamm vom Freiheitsbaume der Schwarzen abgehauen, seine Wurzeln werden frisch wachsen, denn sie sind tief und zahlreich."

Der Adjutant, mit dem Toussaint den staatsverbrecherischen Briefwechsel angeknüpft haben sollte, wurde sogleich mit seiner Gattin hingerichtet; das Dunkel des Verraths zog sich durch eilfertige Beseitigung dieser Zeugen noch dichter und künstlicher zusammen. Die Briefe, auf welche Leclerc die Schuld Toussaint's begründen wollte, verriethen weder den Geist, noch den Styl ihres vermeinten Urhebers, sie schienen weit eher das schlechte Machwerk eines ungeschickten Söldlings zu seyn. Auch wurde Toussaint über den Inhalt desselben nicht nach den herkömmlichen Formen vernommen. Leclerc wünschte die Verschwörung, darum glaubte er an sie *).

*) Lettre du 7. prairial au 10, attribuée à Toussaint.

Toussaint's Familie wurde mit ihm eingeschifft, und so tief erniedrigte sich Bonaparte durch kleinliche, elende Rachsucht, daß er ihm erst in Brest die Freude einer kurzen Zusammenkunft mit den Seinigen gönnte. Die Nemesis hat diese nichtswürdige Härte später grausam an dem verbannten Bonaparte gerächt. Nach den flüchtigen Minuten des letzten Wiedersehens, das auf dem Verdeck des Héros Statt fand, wurde Toussaint in einem Wagen, wie man ihn Verbrechern gewährt, unter sicherer Bedeckung nach dem Schlosse Joux in der Franche-Comté abgeführt. Seine Gattin und Kinder verharrten zwei Monate als Gefangene in Brest, dann brachte man sie nach Bayonne: ihr ferneres Schicksal hat Niemand erfahren können. Bei annäherndem Winter schaffte man Toussaint nach Besançon in ein feuchtes und dunkles Kerkerloch, wo er mit allen Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit zu kämpfen hatte. Die Kälte beschleunigte das Ende eines Mannes, der sein Leben unter einem brennenden Klima hingebracht hatte, und außerdem von fressendem Kummer verzehrt wurde. Er starb im April 1803. Mehr als einmal suchten Abgesandte des Consuls ihm das Geständniß seiner verborgenen Schätze zu entlocken. „Ich habe ganz andere Dinge als Schätze verloren;" das war seine einzige Antwort. Es sind von mehreren Seiten Zweifel an dem natürlichen Tode dieses seltenen Mannes laut geworden; Bonaparte hat sich gegen den schmählichen Verdacht noch auf Helena mit der unwürdigen, menschenfeindlichen Aeußerung rechtfertigen wollen, daß er

kein Interesse gehabt habe, einen elenden Neger tödten zu lassen. Diese Erklärung würde einen stärkern Eingang finden, könnte und dürfte die Welt je die Hinrichtung des Herzogs von Enghien vergessen. Es ist der Fluch jeder schwarzen That, daß man dem Urheber derselben auch dasjenige auf die Rechnung setzt, was er nicht verschuldet hat, was für sich in der Kette der Ereignisse liegt. Die Art und Weise, wie Toussaint und Bonaparte vom Leben schieden, bietet übrigens eine Parallele dar, deren tragischer Sinn keiner nähern Entwickelung bedarf *).

Zwischen der Gefangennehmung Toussaint's und seiner Abführung kehrte Rigaud aus Frankreich zurück und landete in Port-au-Prince, wohin ihn die französischen Heerführer beschieden hatten; bald folgten ihm vier bis fünfhundert seiner alten Offiziere, die sich seit dem Kriege im Süden nach Cuba zurückgezogen hatten, und seine Ankunft als ein Zeichen ihrer Zurückrufung ansahen. Die Begeisterung der Farbigen war ohne Maaß, als sie diese Tapferen wiedersahen. Die Weißen, Zeugen dieses Empfanges, fürchteten, daß in diesen Ankömmlingen ein nicht minder furchtbarer Feind aufstehen möchte, als der eben niedergeworfene war. Rochambeau insonderheit, eingenommen von allen Vorurthei-

*) Ueber die letzten Tage Toussaint's kommen interessante Nachrichten bei Metral vor, der aber seinen feurigen republikanischen Pinsel gern in poetische Farben taucht, und dadurch sein Urtheil und Zeugniß zuweilen trübt.

len des Koloniesystems und der Aristokratie, und unwandelbar in seinem Hasse gegen die Farbigen, denen er noch die Schwarzen vorzog, faßte die unruhigsten Besorgnisse und trug sie auch auf den Generalkapitän über. Bald erschien ein Befehl, zufolge dessen Rigaud kurz nach seiner Ankunft wieder zur Rückreise eingeschifft wurde; das Mißvergnügen der farbigen Kaste wurde darüber heftig laut und seine unpolitische Entfernung fiel um so stärker in die Augen, wenn man sie gegen den falschen Schritt seiner Zurückberufung hielt.

Die Abführung Toussaint's hatte die Gemüther weniger erregt. Die Eingebornen waren der Kriegsübel und der immerwährenden Anstrengungen müde; der Wechsel des Glücks hatte dem schwarzen Oberanführer einen Theil von dem Zauber seines militärischen Ruhms genommen; das verbreitete Gerücht seiner treulosen Feindseligkeit, dem die Strafe unmittelbar auf dem Fuße folgte, brachte in den Gedanken und Empfindungen des Volkes eine schreckhafte Lähmung hervor, die das tiefere Mitgefühl gewaltsam erdrückte.

Leclerc, befreit von der Furcht, die ihm selbst der unterworfene und entwaffnete Toussaint noch eingeflößt hatte, schien sich für einige Zeit mit der Aufstellung eines Colonialsystems beschäftigen zu wollen, wie es den örtlichen und persönlichen Bedürfnissen angemessen war. Er wollte jetzt die Rolle eines Gesetzgebers spielen, vielleicht auch darin ein Nachahmer Bonaparte's, dessen Ehrgeiz auf gleiche Weise in den Geschäften des Friedens und des Krieges zu glänzen strebte. Man berief

eine Versammlung aus den reichsten und angesehensten Landeigenthümern von allen Farben; die erste Sitzung bezeichnete aber so ziemlich den Anfang und das Ende der Berathung. Dringendere Sorgen schoben die Ausführung der verschiedenen Pläne zurück und bald blieb gar keine Zeit mehr übrig, auch nur von fern daran zu denken.

Man hatte eine allgemeine Entwaffnung der Schwarzen durchsetzen wollen, sie war gescheitert an dem Widerstande einiger Anführer. Im Westen besonders, so wie im Süden, hatten sich empörerische Bewegungen gezeigt, wahrscheinlich angelegt von der englischen Politik, die aufmerksam nach jeder Gelegenheit haschte, Zwietracht zu erregen. Die wildesten Ausschweifungen begleiteten die Erfolge der Empörer unter den Befehlen der Neger Lamour und Lafortune, und leider muß man hinzusetzen, daß diese Grausamkeiten durch eine noch furchtbarere Wiedervergeltung gerächt wurden, nicht blos an den Urhebern der Verbrechen, sondern auch an Unschuldigen. Jeder, der den Franzosen nur verdächtig schien, mußte diesen Schein durch den Tod büßen; die blinde Raserei fiel sogar über Kinder und Weiber her.

So viele Missethaten der abscheulichsten Barbarei empörten unter den Schwarzen auch die treuesten Anhänger Frankreichs: der General der siebenten Halbbrigade der Colonie, Belair, ein Neffe Toussaint's und sein begeisterter Freund, konnte seine Brüder nicht länger hinopfern sehen und stand auf für sie: die gesammte Bevölkerung des Artibonite fiel ihm zu, sie zogen unter ihm in die Ge-

birge von Cahos. Dessalines brach von St. Marc gegen diese Schaaren auf; man beargwohnte ihn, als habe er bei seinem Abmarsch die Absicht gehegt, sich mit ihnen zu vereinigen, im Fall, daß er ihre Stellung haltbar fände. Es scheint, daß dieser General bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Anführer der Empörer anders darüber urtheilte; denn er bemächtigte sich seiner Person durch Verrätherei und sandte ihn in Ketten nach dem Cap. Die Triebfedern dieser verworfenen Handlung waren Eifersucht und Ehrgeiz.

Es wurde ein Gericht niedergesetzt, das ganz aus Schwarzen und Farbigen bestand, um über Belair und seine mitgefangene Gattin zu entscheiden: dieses verurtheilte ihn und sie einstimmig zum Tode; die Soldaten ihrer eigenen Kaste schossen sie nieder, ohne daß ein einziger über die Erfüllung dieser schrecklichen Pflicht murrte.

Diese Schlachtopfer waren nicht die einzigen; dreihundert Schwarze vom Artibonite, die Belair gefolgt waren, ließ Dessalines umbringen, der jetzt die Weißen an den Schwarzen rächte, wie vor einigen Monaten vorher die Schwarzen an den Weißen.

Bald darauf erhob sich der Aufruhr im Norden. Sylla, ein Schwarzer, der allein zur Zeit der Abführung Toussaint's an einer Empörung gearbeitet hatte, trat von Neuem mit größerm Glück auf. Ein zweiter Macaya und Sans-Souci, ein noch geschickterer Anführer, leiteten den Aufstand in allen seinen Richtungen; der grausamste Feind war und blieb jedoch für die Franzosen die

Geißel der Krankheit, die den natürlichen Bundesnossen der Schwarzen bildete. Ganze, erst kürzlich angekommene, Corps waren ohne Kampf von der Erde verschwunden. Die Anführer der regelmäßigen Truppen schienen indessen treu zu bleiben, und dieser Umstand war von großem Gewicht, denn die schwarzen Soldaten, gewöhnt an das Klima, konnten fast allein nur zum Kampfe mit den Empörern verwendet werden.

Bald sollte auch diese letzte Hülfsquelle versiegen und die grimmigste Feindschaft erzeugen. Der Beschluß vom 30. Floréal, der die Beibehaltung der Sklaverei in den unter Frankreich verbliebenen Colonien erklärte, vermöge des Vertrags von St. Amiens; beunruhigende Nachrichten über die Vollziehung dieses Beschlusses, die sich aus Guadeloupe und Martinique verbreiteten; eine Unterhaltung des Consuls mit dem berühmten Gregoire, bei welcher Gelegenheit jener gesagt hatte, „daß sein größter Wunsch wäre, in ganz Europa die Freunde der Schwarzen mit einem Trauerflor um den Kopf zu sehen"; und endlich die falsche oder wahre Erzählung von dem Menschenwucher, der auf St. Domingo selbst mit einigen aus Guadeloupe herübergeschleppten Farbigen getrieben worden sei; diese zusammentreffenden wirklichen oder scheinbaren Gefahren setzten alle Anführer der Schwarzen in brausende Gährung. Unter ihnen entfloh zuerst der Brigadechef Pétion, ein Mann von Kopf und Herz, dessen Abfall ein böses Vorzeichen für die Franzosen war, denn sie kannten seine Klugheit und hielten von diesem Augenblick die Partei für

gefährlich, der er gewagt hatte, sich in die Arme zu werfen.

Der Mulatte Clervaux, Präsident des Gerichts, das Belair zum Tode verurtheilt hatte, ließ sich bald darauf, den 16. September 1802, von Pétion zur Flucht bewegen und bedrohte das Cap, das den Tag vorher seinem Schutze anvertraut worden war. Die weiße Garnison des Platzes, welche die Krankheit auf 200 Mann und einige Soldaten von der Nationalgarde zusammengeschmolzen hatte, leistete tüchtigen Widerstand; aber während sie einem bewaffneten Feinde die Spitze bot, wurden mehr als zwölfhundert wehrlose gefangene Franzosen auf den nahen Schiffen theils getödtet, theils ins Meer geworfen; diese Unglücklichen, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, waren am Morgen desselben Tages, gebunden an Händen und Füßen, auf die Rhede geschleppt worden. In der Nacht des siebzehnten Septembers ging Christophe, der, wie er selbst zu sagen beliebte, bis dahin ein „geneigter Zuschauer" des angehobenen Kampfes geblieben war, zu Clervaux und dessen Truppen über, die sich nach Grand-Rivière zurückgezogen hatten. Seinem Beispiele folgte wenige Tage nachher Dessalines, und ein dritter Abfall, der von Toussaint Brave, setzte die Macht der Franzosen an Weißen ungefähr auf 2,200 Mann herab, die letzten Trümmer eines so schönen und zahlreichen Heeres.

So standen die Sachen, als Leclerc den ersten November 1802 an den Folgen einer verzehrenden Krankheit starb, die schon seit längerer Zeit an seiner Gesundheit genagt hatte; der Kummer über

seine fehlgeschlagene, so stolz und kühn angekündigte Unternehmung kam als schleichendes Gift dazu, so daß man an kein anderes zu denken braucht, wiewohl das Gerücht davon geredet hat.

Es fehlte ihm weder Geist noch Anmuth des Betragens; das könnte man schon allein aus seiner Verheirathung mit Paulinen schließen. Er sprach mit Leichtigkeit und wußte die öffentlichen Gegenstände mit Feinheit und Klarheit zu behandeln; aber er kannte das menschliche Herz nicht und am wenigsten den sonderbaren, abweichenden Charakter der Schwarzen. Den Krieg führte er mit Thätigkeit nur zu schwankend und übermüthig; den Friedenszustand drückte er aus blinder Unterwürfigkeit gegen den starren Willen des Consuls mit Zerwürfnissen, Treulosigkeiten und Gewaltthaten.

Pauline zwang sich zu einer außerordentlichen Trauer über den Verlust ihres Gemahls, verrieth aber die eitele Schminke ihres Herzens dadurch, daß sie Humbert, einen der schönsten Männer im Heere, als Begleiter wählte. Sie kehrte mit dem einbalsamirten Leichnam über's Meer zurück. Als das Schiff im Hafen von Marseille erschien, so bezeugten die Einwohner, die sie hatten in ihren Mauern heranwachsen sehen, der jungen und reizenden Witwe, der Mutter eines Kindes, das sie neben dem Sarge bei sich hatte, und was mehr hieß, der Schwester des Consuls, ihr Mitgefühl durch schwarze Flore und Trauerguirlanden, mit denen sie den Hafen schmückten; ein pathetisches, anbefohlenes Possenspiel, das die Herzen nur leicht berührte. Das Leichenbegräbniß Leclerc's wurde

in Paris mit großem militärischen Pompe began-
gen; seine sterbliche Hülle erhielt einen Ehrenplatz
im Pantheon, selbst die Kunst des Bildhauers
mußte seinem Andenken öffentlich huldigen.

Siebente Periode.

Rochambeau folgt Leclerc als Oberbe-
fehlshaber. — England erklärt Frank-
reich den Krieg. — Die Franzosen räu-
men St. Domingo. — Dessalines wird
zum Gouverneur von St. Domingo er-
nannt und erhebt sich später zur Kai-
serwürde. — Sein Tod.

Nach dem Tode Leclerc's ging der Befehl über
die schwachen Reste des französischen Heeres auf
Rochambeau über, dessen schon früher verschiedent-
lich gedacht worden ist. Er war von übler Ge-
stalt, aber starkem Köperbau, sah rauh, hart und
düster aus, wiewohl er Hang zum Wohlleben und
zu den Ausschweifungen der Liebe hatte. Einige
wollen ihm Empfänglichkeit für gesellige und selbst
freundschaftliche Genüsse nachrühmen; sie rechnen
vielleicht die Lustgelage dazu, denen er sich ohne
Scheu und Schaam überließ. Mag es sein, daß
er die Tugend für den Kreis des Privatlebens nicht
ganz verachtete, daß er ihr selbst einen gewissen
Werth zugestand; so hielt er sie doch in den öffent-
lichen Geschäften für drückenden, überflüssigen Bal-

laſt. Nach ſeinen politiſchen Grundſätzen und Gefühlen, die ſich in der Anarchie der verſchiedenen Verhältniſſe mit ſtarken revolutionären Stoffen geſättigt hatten, erlaubte er ſich jede Gewaltthätigkeit, Räuberei und Grauſamkeit, von der er ſich die Erreichung ſeines Zweckes verſprach; gut und recht dünkte ihm alles, was nutzte. Er ſuchte den Gehorſam durch die härteſten Maaßregeln zu erzwingen und die Empörung durch Schrecken zu erſtikken. Das Verfahren Leclerc's ſchalt er zweideutig und langſam; wilde zermalmende Kraft war der Wahlſpruch ſeiner Handlungen. Leclerc hatte ſich abgearbeitet, dem Conſul als Affe nachzukriechen; Rochambeau wollte ihm als Tiger zur Seite ſpringen.

Die Herren, welche durch die Freilaſſung der Sklaven beträchtlich eingebüßt hatten, richteten hoffende Blicke auf ihn; ſie wußten, daß er der Mann war, alles für ihren Vortheil zu thun, wenn er zugleich den ſeinigen dabei fand. Die Schwarzen hingegen fürchteten das Schlimmſte von ihm; ohne die Metzelei in der Bai von Mancenille zu erwähnen, erinnerten ſie ſich noch ſehr wohl, daß er ſie als bloßer General mit Peitſchenhieben hatte ſtrafen laſſen; das größte Schrecken verbreitete jedoch die Anrede, die er im Tone des Scherzes an ihre Töchter und Frauen bei einem Feſte in Port-au-Prince richtete: „Ihr glaubtet — ſo ſagte er zu ihnen — ihr wäret zu einem Balle eingeladen; aber ihr ſollt zu eurem Begräbniſſe tanzen, und ich habe die Koſten deſſelben übernommen." Der Saal war ſchwarz ausgeſchlagen, mit Trauerflor geſchmückt und mit Brandfackeln erleuchtet.

Rochambeau's Tyrannei fing nicht etwa, wie es sonst häufig geschehen ist und geschieht, mit trügerischer, lockender Güte an, sie brach vielmehr sogleich ohne Rückhalt und Schleier los, noch dazu im Geleite der Wollust. Er vergeudete einen Theil seiner Zeit an der Tafel oder auf Sopha's mit den Creolinnen, den leidenschaftlichsten Freundinnen des sinnlichen Vergnügens und den härtesten und rachsüchtigsten Gebieterinnen gegen ihre Sklaven; sie redeten mit ihm unter Scherzen, Spielen und Liebkosungen von nichts als Ketten, Peitschen, Gefängnissen und Todesstrafen. Dieser Unterricht schlug in seiner vorbereiteten Seele tiefe-und starke Wurzeln.

Im französischen Heere herrschte der bitterste Unmuth, der häufig bis zur Gesetzlosigkeit stieg. Es gab Offiziere, welche die Empörung der Schwarzen geradezu gut und nothwendig nannten. Rochambeau verlangte blinden Gehorsam, und entwaffnete diese kühnen und freimüthigen Sprecher auf alle Weise, um seiner despotischen Willkühr einen unbeschränkten Spielraum zu öffnen.

Durch die frischen, herbeigekommenen Verstärkungen war die französische Macht wieder auf 20,000 Mann gestiegen, mit diesen vertrieb Rochambeau die Empörer aus dem Gebiet von Port-au-Prince, von Mole, St. Nicolas und aus den Bergen in der Nähe des Cap. Da es ihm vor allen Dingen darum zu thun war, seine Befehlshaberwürde durch irgend einen Sieg auszuzeichnen, so nahm er Fort Dauphin und Port-de-Paix weg,

ohne das sonst etwas Merkwürdiges vorfiel; das war aber auch das Ende seiner Erfolge. Die Schwarzen legten keinen besondern Werth auf Festungen, die ihnen neben den Felsenschlössern ihrer Berge nur winzige Vermache schienen. Wurden sie auf einen Punkt zurückgetrieben, so brachen sie dafür auf einem andern hervor, so daß sie fortwährend an Kraft wuchsen; außerdem wurden sie von englischen Schiffen mit Lebensmitteln und Waffen versehen. Rochambeau war der Meinung, es gebe kein zuverlässigeres Mittel, ihre Hitze zu dämpfen, als ungeheure Strafen; man muß glauben, daß er die Ausrottung aller Schwarzen beschlossen hatte, für den Fall, daß er sie auf keine andere Weise unterwerfen könnte.

Die Meergegend des Cap wurde zum Schauplatz unerhörter Todesqualen ausgewählt. Aus Furcht, Maurepas, der zu den Franzosen übergegangen war, möchte sich auf die Seite der Empörer werfen, erging von Rochambeau an ihn die schriftliche Einladung, mit seiner Familie und seinen Truppen zu Wasser herbeizukommen, um, zur Belohnung seiner geleisteten Dienste, den Befehl über die Capstadt zu führen. Er war zufolge dieses Rufes kaum erschienen, als er nebst seinen Soldaten verrathen, verhaftet und entwaffnet wurde. Rochambeau erschöpfte seine barbarische Erfindungskraft in den grausamsten Zurüstungen, damit Maurepas nebst seinen vierhundert Schwarzen durch die Art und Weise ihres Todes ein recht abschreckendes Beispiel geben möchten. So beschloß man nach

kurzer Ueberlegung den Mord seiner Kinder; denn der teuflische Scharfsinn fürchtete, es könnten in ihnen Rächer des verübten Frevels aufwachsen. Maurepas wurde an den Mast eines Schiffes gebunden, der die Stelle des Galgens vertrat; die schändlichste Possenreißerei begleitete die Gräuelscene. Man setzte ihm nämlich einen alten Hut auf und heftete ihm alte Generalachselbänder mit Nägeln an, wie man sie beim Baue großer Schiffe braucht. Zugleich führte man seine Soldaten, Gattin und Kinder herbei, um sie unter seinen Augen zu ersäufen. Selbst die Henker schauderten bei diesem Anblick; es war ein Fest, bei dem auch Kannibalen erschrecken mußten. Die Bedauernswürdigen kamen sämmtlich im Meere um; stolzes Schweigen krönte würdig das Märtyrerthum der Freiheit. Maurepas wurde von den Würgern bis zuletzt aufgespart, die Verlängerung seiner Martern sollte die Furchtbarkeit derselben noch steigern. Er war ein tüchtiger und glücklicher Soldat; an Edelmuth wie an Tapferkeit gleich groß. Dem Herrn, welchem er als Sklave gedient hatte, bewahrte er eine unverbrüchliche Anhänglichkeit. Er legte bei der Beerdigung desselben seine Generalsuniform ab, um ihm mit eignen Händen ein tieferes Grab zu bereiten. Unter seinem Volke stand er als Führer in großem Ansehen, seine kriegerischen Vorzüge schmückte der Geist der Ordnung und Gerechtigkeit. Er hinterließ beträchtliche Reichthümer; sie fielen in die Hände der Plünderer. Daß er zu den Franzosen überging, war eine Schwachheit, für die er schwer gebüßt hat; aber wenig Menschen haben

die Kraft, in entscheidenden Augenblicken, dem Strom der Ereignisse zu widerstehen *).

Diese Schlächterei erfüllte das Lager der Schwarzen mit knirschender Wuth und diese stieg noch, als Rochambeau auf dem Cap fünfhundert Gefangene umbringen ließ. Man hatte an dem Richtplatz einen großen Graben gezogen, der ihnen zum Begräbniß dienen sollte. Dessalines brannte, Maurepas und seine Waffengefährten zu rächen, er stürzte wie ein Löwe gegen das Cap und nahm auf seinem furchtbaren Eilmarsch ein Corps Franzosen gefangen, welches die Zugänge der Capstadt vertheidigte. Unter Rochambeau's Augen ließ er aus Bäumen fünfhundert Galgen errichten und an jeden einen Franzosen knüpfen.

Rochambeau war kein Soldat, der bloß den Anstrengungen des Krieges lebte, er wälzte sich nebenher mit Lustdirnen und den Weibern der Colonisten in den Genüssen der Tafel und Liebe. Mehrere dieser Kreaturen hatten früher Toussaint mit Schmeicheleien und Gunstbezeigungen überhäuft, denn dieser war trotz seines Alters bei dem weiblichen Geschlecht ein glücklicher Eroberer gewesen; aber Rochambeau erhielt vor ihm noch den Vorzug, weil er sich von seinen Freundinnen als ein williges

*) Das Manifest, welches Christophe 1814 ergehen ließ, führte die oben beschriebene Ermordung Maurepas als ein Verbrechen des Generalkapitäns Leclerc auf. So sehr weichen häufig die Nachrichten selbst bei weltkundigen Thatsachen ab.

Werkzeug ihrer ausschweifenden Rache brauchen ließ, die sie vorzüglich gegen ihre Sklaven zu Hyänen machte. Während das Feldgeschrei der Freiheit in den Bergen umherdrang, galt an den Küsten unter der Losung der Sklaverei alles für Verbrechen. Wer öffentlich erschien, der wollte, so lautete die Auslegung, zu den Empörern stoßen; wer zu Hause blieb, der erwartete sie; wer Freude zeigte, der jubelte über das öffentliche Unglück; wer traurig war, der betrübte sich über die Verluste der Empörer; wer Briefe schrieb, correspondirte mit dem Feinde; wer sprach, der suchte den Aufstand zu verbreiten; wer horchte, der lauerte als Spion; wer einen Weißen nicht grüßte, beschimpfte in ihm den Herrn; die Tapferkeit hieß gefährlich, die Schwäche mitschuldig, die Unschuld listig. Man deutete die Gebehrde, das Lächeln, den Seufzer; man klagte das Stillschweigen als Verstocktheit an, und der Gedanke selbst war im Herzen, seinem letzten Zufluchtsort, unsicher.

Verschiedene Landeigenthümer klagten friedliche Sklaven aus blutgierigem Hasse als verdächtig an; Rochambeau, noch nicht zufrieden mit den bisherigen Orgien des Todes, befahl für diese neue Martern zu ersinnen. Man knüpfte sie aneinander und warf sie ins Meer; blieben sie schwimmend oben, so machte man wie zum Scherz Mordjagd auf sie. Die Hinrichtungen wechselten außerdem noch auf verschiedene Weise; bald schnitt man den vermeinten Empörern die Köpfe ab, bald beschwerte man ihre Füße mit Lasten, die sie in den Abgrund des Wassers hinabzogen, bald wurden sie auf den Schif-

sen im Schwefeldampfe erstickt. Nachts hörte man die Küsten entlang das einförmige schauderhafte Geräusch der Leichname, die von den Trabanten der Tyrannei ins Meer gestürzt wurden. Unter diesen Opfern befanden sich auch Priesterinnen, die nach dem frommen Aberglauben ihres Landes den Fetischen ihre Verehrung erwiesen hatten.

Die Capstadt gab zuerst den Schauplatz zahlreicher Hinrichtungen ab, sie waren jedoch auch an andern Orten nicht weniger häufig; bei Port-au-Prince schäumte das Meer ebenfalls von Blut, in und außer den Mauern standen Schaffote. Je mehr die Empörung zunahm, und sie wurde durch die entsetzliche Rache nur noch mehr angefacht, desto unmenschlicher und mannigfacher hielt auch die Strafe mit ihr Schritt. Endlich sah man auf dem Cap, in Fort Dauphin, Port-de-Paix, St. Marc, Port-au-Prince und an allen Küsten nur Peitschen, Galgen, Kreuze, Scheiterhaufen und Soldaten, Landeigenthümer, Schiffe und Matrosen, deren Geschäft war, Menschen zu tödten, zu ersticken, zu ersäufen, deren einziges Verbrechen in der Liebe zur Freiheit und im Abscheu der Sklaverei bestand.

Häufig glänzte noch auf dem Antlitze derer, die in den Tod gingen, die Gerechtigkeit und die Kraft der großen Sache, für welche sie starben. Sie zeigten eine ähnliche Entschlossenheit, Entsagung und Begeisterung, wie einst die Märtyrer des Christenthums. Chevalier, ein Anführer der Schwarzen, wankte innerlich beim Anblick der auf ihn wartenden Todesstrafe. Ach! sagte ihm seine Frau, du

weißt nicht, wie süß es ist, für die Freiheit zu sterben, und ohne sich von der Hand des Henkers berühren zu lassen, knüpfte sie sich selbst auf. Eine Mutter tröstete ihre Töchter, die weinend die Stätte des Todes betraten, mit den Worten: Freuet euch, euer Schooß wird keine Sklaven gebähren.

Diese Seelenstärke der Schwarzen unter allen Martern war so überraschend groß, daß verschiedene Weiße die Ursache derselben eher in ihrer besonderen Organisation finden wollten, als in dem Wunder der Freiheit. Sie meinten, die Fibern derselben würden so gewaltsam zusammengezogen, daß sie dadurch jede Empfindlichkeit für den Schmerz verlören. War die Rede davon, sie in die Sklaverei hinabzustoßen, so hielt man sie nicht für Menschen; sollten sie sterben, so sprach man ihnen das Gefühl des Leidens ab.

Selbst die Geschichte wurde in der Absicht, die Strafen des Todes zu schärfen, um Rath gefragt. Kinder, Weiber und Greise steckte man in Säcke, und übergab sie in diesem Zustande dem Meere oder den Flüssen; auf diese Weise kamen bei den Römern die Vatermörder um. Man erinnerte sich nicht umsonst, daß vor dreihundert Jahren auf demselben Boden die Spanier zur Verfolgung der Wilden Hunde gebraucht hatten. Man freute sich im Voraus, daß Hunde das Werk der Unterjochung vollenden würden, das bisher den Menschen mißlungen war. Rochambeau sandte ein Schiff nach Cuba ab, um daselbst eine ganze Ladung solcher künstlich im Mord aufgezogenen Bestien abzuholen. Diese Thiere wurden systematisch zu dem Ge-

brauche abgerichtet, für welchen man sie bestimmte: eine klug berechnete Diät schärfte ihre natürliche Gefräßigkeit. War der Augenblick gekommen, wo sie durch fortgesetzte Entbehrungen hinlänglich vorbereitet schienen, so kündigte man mit einer großen Feierlichkeit den Tag, die Stunde an, wo sie auf Menschen Jagd machen sollten, denen man kein anderes Verbrechen als ihre schwarze Haut, die Mitgabe der Natur, andichten konnte. Die ganze Capstadt versammelt sich bei diesem Schauspiele, man bereitet Bankette um das Amphitheater, das sich in der Mitte eines Nonnenklosters erhebt und durch die Form der Zurüstungen stark und bitter an die mit Blut getränkten Circus der Römer erinnert; man stürzt darauf los, man drängt sich nach einem Platz. Das Zeichen wird gegeben, und das Schlachtopfer in Pomp gegen das fluchwürdige Holz fortgeschleppt; und als ob man in diesem Zustande der Vernichtung noch ein rettendes Wunder fürchte, wird es fest angebunden und so zu sagen an einen Galgen genagelt. Sogleich nekken, reizen und entflammen eifrige Treiber ihre Koppeln, indem sie dieselben der aufgestellten Beute bald näher, bald ferner bringen. Ist man versichert, daß die Wuth der Doggen aufs höchste gestiegen ist, so läßt man sie gegen den Menschen los, der ihnen zur Nahrung dienen soll. In demselben Augenblicke fallen die Hunde, die um so gieriger geworden sind, je länger man sie zurückgehalten hat, ihr Futter an, packen zugleich alle Theile des Körpers und zerstücken ihn um die Wette *).

---

*) Rainsford hat seinem Werke eine besondere le-

Diese Todesart wurde endlich so gemein, daß die grausame Schaulust kein Vergnügen mehr daran fand; man begnügte sich zuletzt, diejenigen, die zerfleischt werden sollten, den um die Stadt eingehegten Hunden bloß vorzuwerfen, und wenn diese den gesättigten und vom Blute gefärbten Rachen hängen ließen, so nahm das Eisen die Reste des kläglichen Lebens hinweg.

Einige Schiffskapitäne machten eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Menschenwürgerei, sie nährten die Unglücklichen auf ihre Kosten, anstatt sie, zufolge des erhaltenen Auftrags, ins Meer zu stürzen, und brachten sie auf benachbarte Inseln oder in irgend eine von St. Domingo entfernte Gegend. Keiner unter ihnen zeigte mehr Menschlichkeit als Mazard. Nicht alle Schiffskapitäne bewiesen denselben Edelmuth; manche entrissen zwar die Schwarzen dem Tode, aber nur, um sie in der Ferne als Sklaven zu verkaufen. Bei einer solchen Gelgenheit gab der Gouverneur von Porto-Rico die schöne Antwort: „Wenn es Sklaven sind, mag ich sie nicht kaufen; sind es aber freie Menschen, so habt ihr kein Recht, sie feil zu bieten." Auch einige französische Generale unter ihnen, besonders Allix, ehrten die Rechte der Natur; sie äußerten ihr Mißvergnügen laut und versagten unmenschlichen Befehlen den Gehorsam. Sie wur-

---

senswerthe Abhandlung über die Abrichtung und den Gebrauch dieser sogenannten Bluthunde eingefügt. Chanlotte cri de la nature, pag. 50. 51. 52. 53.

den entfernt oder auf dem Felde der Gefahr in einen gewissen Tod geschickt.

Plötzlich erhob sich der Süden, der bis dahin einer tiefen Ruhe genossen hatte, aufgeschreckt durch die im Norden und Westen verübten Abscheulichkeiten. In dieser Provinz wohnten vorzüglich, wie schon früher bemerkt wurde, viele Farbige, die große Reichthümer besaßen und die Weißen überhaupt weniger haßten. Als sie sahen, daß ihnen wie den Schwarzen dieselbe Gefahr drohte, eilten auch sie zu den Waffen.

Es ist eben so unerfreulich als überflüssig, den fortdauernden Kampf in seinen einzelnen kleinen Bewegungen zu verfolgen; den zügellosen Charakter desselben hat die bisherige Erzählung hinlänglich ins Licht gesetzt.

England sah die wachsende Macht des Consuls mit Unruhe; es hatte nur Friede geschlossen, um ihm auf dem Meere eine Schlinge zu legen, über welches dasselbe unumschränkt herrschte. Das Unternehmen der Franzosen gegen St. Domingo kam den Engländern sehr zu gelegener Zeit, denn sie sahen vorher, daß es scheitern würde. Im Mai 1803 brach der Krieg zwischen England und Frankreich von Neuem aus; im Julius erschien eine englische Eskadre an den Küsten von St. Domingo. Die Franzosen, die im April die letzte Verstärkung erhalten hatten, waren fast ganz in die Capstadt eingeschlossen, und ihre Lagerplätze erstreckten sich um dieselbe nicht über zwei Meilen hinaus. Die Stadt wurde fest von Dessalines umzingelt, der den angekommenen Engländern ein

Parlementärschiff entgegensandte, um den Befehlshaber desselben einzuladen, mit ihm gemeinsame Sache gegen den gemeinschaftlichen Feind zu machen; zugleich ersuchte er ihn um Munition, woran er Mangel litt. Der englische Befehlshaber hielt sich nicht für ermächtigt, mit den Schwarzen in eine förmliche Verbindung zu treten; stand aber nicht an, mit ihnen einen freundschaftlichen Briefwechsel zu eröffnen und sich zur Einschließung des Cap anzuschicken; ein Vorhaben, das die Sache der Schwarzen wesentlich förderte. Eine der englischen Fregatten stellte sich im Osten des Stadthafens auf und kaperte nicht wenig Kauffahrteischiffe, die aus dem ehemaligen spanischen Antheile Lebensmittel einbringen wollten.

Der Muth der Schwarzen stieg mit den Gefahren ihrer Feinde; sie waren zu wachsam, als daß dieselben zu Lande noch irgend eine Unterstützung hätten heranziehen können. Rochambeau behauptete sich indessen in seiner Stellung mit einer Unerschrockenheit, wie sie eine bessere Sache verdient hätte; dabei nahm das Elend der Belagerten dergestalt zu, daß die Kriegsgeschichte nur wenige mitleidswürdigere Beispiele aufzuweisen hat. Man war gezwungen, die Anfälle des wüthenden Hungers mit dem Fleisch von Pferden, Maulthieren, Eseln und Hunden abzuschlagen.

Dieser Stand der Sache dauerte ungefähr bis gegen die Mitte des Novembers; um diese Zeit überwältigten die Belagerer einige Außenwerke und rüsteten sich darauf zu einem Sturm. Endlich mußte die Unbiegsamkeit Rochambeau's dem Zwange

der Nothwendigkeit weichen; er wußte zu gut, daß der Versuch eines Sturmes gelingen würde und fürchtete mit Recht, daß beim Eindringen des Feindes kein bewaffneter Franzose das Leben davon bringen werde: er bot also eine Capitulation an. Die Artikel derselben wurden den 19. September unterzeichnet; es war darin festgesetzt, daß die Franzosen innerhalb zehn Tagen das Cap françois und die dazu gehörigen Forts, mit der ganzen Artillerie, der Munition und den Magazinen, wie selbe vorhanden waren, räumen, sich unter kriegerischen Ehren und mit Sicherstellung ihres Privatvermögens auf die Schiffe zurückziehen und ihre Kranken oder Verwundeten in den Hospitälern lassen sollten; wogegen die Schwarzen für sie bis zu ihrer Genesung sorgen wollten, dann sollten sie auf neutralen Fahrzeugen nach Frankreich zurückgebracht werden.

Diese Bedingungen waren in der That günstiger, als die Umstände erwarten ließen. An demselben Tage, wo sie abgeschlossen wurden, sandte Rochambeau zwei Offiziere zu dem Befehlshaber der englischen Eskadre mit Vorschlägen über die Räumung des Cap; die angebotenen Vergleichspunkte wurden verworfen; man bestand auf anderen; Rochambeau fand sie unannehmbar: er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Jahreszeit die Behauptung der umliegenden Gegenden erschweren und ihm dadurch Gelegenheit zum Entschlüpfen gegeben würde.

Die Schwarzen pflanzten ihre Fahne den 30. November auf die Mauern des Cap und auf ver-

schiedene Forts; nun schickte der englische Commodore, der die Franzosen keine Anstalten zum Abzuge aus dem Hafen treffen sah, einen seiner Kapitäne ab, um sich von dem Verhalten Rochambeau's und seiner Truppen zu unterrichten. Bei seinem Eintritt in den Hafen wurde er an Bord des Schiffes geführt, auf dem sich Rochambeau befand; dieser bat ihn, die französische Eskadre unter englischen Schutz zu nehmen, und zu verhüten, daß die Schwarzen dieselben nicht mit glühenden Kugeln in den Grund schössen, wie sie gedroht hatten und wozu sie sich auch schon vorbereiteten. Diese Bitte wurde den Franzosen gewährt, und nach augenblicklicher Abfassung und Unterzeichnung einiger Artikel, erhielt Dessalines die unmittelbare Weisung, daß alle im Hafen befindlichen Schiffe sich den englischen Waffen ergeben hätten, und daß er so lange nicht auf sie feuern sollte, bis der Wind, der damals heftig und zwar gerade von Norden wehte, sich günstig für die Abfahrt geändert haben würde. Dessalines erhob gegen diese Forderungen Schwierigkeiten. Bald nach dem Vergleich trat für die Franzosen der erwünschte Wind ein; die drei Fregatten und siebzehn kleinen Fahrzeuge, welche die französische Seemacht am Cap ausmachten, gingen unter Segel, nach den festgesetzten Bedingungen unter französischer Flagge, hierauf feuerten sie eine Ladung ab, zogen die Flagge ein und ergaben sich.

Noch war eine Abtheilung Franzosen im Besitz des Mole, unter dem Befehle des Generals Noailles; der englische Commodore forderte ihn auf zu

capituliren. Er wich mit der Versicherung aus, daß er noch auf fünf Monate Lebensmittel habe. Indessen räumte er die folgende Nacht, am zweiten December, den Platz. Von sechs Schiffen, auf denen sich seine Mannschaft befand, entkam allein die Brigg, welche der General bestiegen hatte; die anderen fünf nahmen die Engländer und führten sie nebst den von Rochambeau ausgelieferten nach Jamaika.

So endete diese jammervolle Unternehmung, die den Franzosen in weniger als zwei Jahren mehr als 60,000 Menschen kostete; es waren allein funfzehnhundert höhere Offiziere und gegen 800 Gesundheitsoffiziere umgekommen. Die Schwarzen hatten über 12,000 Mann verloren; ein Augenzeuge aus der französischen Armee sagt aus, daß über 4,000 derselben durch Meuchelmord unter dem Schwerte des Henkers, unter dem Feuer der Musketen oder in jenen Ersäufungsfesten umkamen, durch welche Carrier in Nantes auf die fluchwürdigste Weise unsterblich geworden ist.

Der Consul, welcher die Klagen des Unglücks nicht liebte, hörte noch weniger auf sie. Er klagte nach seiner Gewohnheit das Meer, das Klima, die Krankheiten an und erklärte, daß ihm der Sieg nur durch die Macht der Elemente hätte entrissen werden können. Diese Entschuldigung war gegründet; daß er aber diese feindseligen Kräfte bei seinem Angriffe so ganz aus der Rechnung gelassen hatte, als müsse sich selbst die Natur vor seinem Namen fürchten; daß er so weit gegangen war, Männern wie Vincent, die es wagten, ihn an die augen-

scheinlichen Gefahren zu mahnen und davor zu warnen, zürnend und strafend den Rücken zu kehren; das ist und bleibt eine von jenen verderblichen Launen, zu denen ihn das Gefühl seiner falschen Allmacht nur zu oft hingerissen hat. Doch auf einem gewissen Punkte ist es schwer, Maaß zu halten; hätte Napoleon sich selbst bezwingen können, so wäre er nie Kaiser der Franzosen geworden; in der Geschichte der Menschheit würde er aber vielleicht höher stehen.

Die Zeit, die zwischen der Einstellung der Feindseligkeiten und der Abreise der Franzosen verfloß, wandten die Schwarzen zu Vorbereitungen für den neuen Zustand der Dinge an. Die erste Machthandlung, die Dessalines als Oberbefehlshaber ausübte, denn auf diesen Posten war er jetzt erhoben, mehr durch die Macht der Umstände, als durch freie Wahl, bestand in einem Aufrufe an die Einwohner von Cap français, um die Besorgnisse zu zerstreuen, denen sie bei der bevorstehenden Veränderung Raum gaben. Er sagte ihnen, daß der geführte Krieg von keiner Seite in Beziehung mit den Landeigenthümern der Colonie gestanden und daß derselbe gleichmäßig die Ruhe der Einwohner von allen Farben habe sichern sollen. Er erklärte, daß er unter den gegenwärtigen Umständen ein gleiches Betragen beobachten werde, indem er zugleich bemerkte, daß die Behandlung der Einwohner aller Klassen in Jérémie, Cayes, Port-au-Prince ein gewisses Unterpfand seiner Redlichkeit und seiner Ehre sei. Er lud diejenigen ein, die Lust hatten, ihr Vaterland zu verlassen, da zu bleiben,

unter der Versicherung, daß sie unter seiner Regierung Schutz und Sicherheit finden würden; er kündigte ferner an, daß alle diejenigen, die gesonnen wären, dem französischen Heere zu folgen, es ungehindert thun könnten.

Den Tag vor Räumung des Platzes erschien ein anderer Aufruf, unterzeichnet von Dessalines, Christophe und dem Mulatten Clervaux.

„Im Namen der Schwarzen und Farbigen."

„Die Unabhängigkeit von St. Domingo wird hiermit öffentlich erklärt. Im wiedererlangten Besitze unsrer ursprünglichen Würde haben wir unsere Rechte gesichert; wir schwören, sie niemals an irgend eine Macht der Erde abzutreten. Der schreckliche Schleier des Vorurtheils ist zerrissen; sey es für immer! Wehe dem, der die blutigen Stücke desselben wieder vereinigen möchte!"

„Ihr Eigenthümer von St. Domingo, die ihr in fremden Gegenden umherirrt, wir verbieten bei der Bekanntmachung unserer Unabhängigkeit Niemanden unter euch, wo ihr auch sein möget, wieder zu seinem Eigenthume zurückzukehren! weg mit diesem Gedanken! Wir wissen sehr wohl, daß mehrere unter euch ihren alten Irrthümern entsagt, die Ungerechtigkeit ihrer ausschweifenden Forderungen abgeschworen und das gute Recht der Sache anerkannt haben, für welche unser Blut seit zwölf Jahren geflossen ist. Die Personen, welche uns diese Gerechtigkeit gewähren, werden wir als Brüder behandeln: mögen sie für immer auf unsere Achtung und Freundschaft rechnen; mögen sie zu uns zurückkommen; der Gott, wel-

cher uns beschützt, der Gott der freien Menschen, untersagt uns, unsere siegreichen Waffen gegen sie zu kehren. Was diejenigen betrifft, die, verhärtet im tollen Stolze, eigennützige Sklaven einer strafwürdigen Anmaßung, blind genug sind, sich für den wesentlichen Auszug der menschlichen Natur zu halten, die da versichern, daß sie der Himmel zu unsern Herren und Tyrannen erschaffen hat; mögen diese nie dem Boden von St. Domingo nahen: wenn sie kommen, so werden sie Ketten und Verbannung finden. Mögen sie bleiben, wo sie sind, und gepeinigt von einem nur zu sehr verdienten Elende, erdrückt von der Achtung gerechter Menschen, deren sie lange gespottet haben, ihr Leben fortführen, unbeklagt und unbemerkt."

„Wir haben geschworen, ohne alle Gnade mit denjenigen zu verfahren, die es wagen sollten, zu uns von Sklaverei zu reden: wir werden unerbittlich, vielleicht selbst grausam gegen die Truppen sein, die, in Vergessenheit der Sache, für welche sie seit 1789 gekämpft haben, aus Europa herüber kommen dürften, um unter uns Tod und Sklaverei zu verbreiten; nichts wird uns als Opfer zu theuer, nichts Menschen unausführbar sein, denen man das erste aller Güter entreißen will. Müßten wir Ströme von Blut vergießen, müßten wir, um unsere Freiheit zu retten, sieben Achtel der Erdkugel in Feuer setzen, wir werden uns unschuldig glauben vor dem Richterstuhle der Vorsehung, welche die Menschen nicht geschaffen hat, um sie unter einem harten und schimpflichen Joche seufzen zu lassen."

„Wenn bei den vorhergegangenen Bewegungen einige Landeigenthümer, über die wir uns nicht zu beklagen hatten, Opfer der Grausamkeit der Soldaten oder Landbebauer geworden sind, weil diese, verblendet durch die Erinnerung der erlittenen Uebel, nicht im Stande waren, die guten und menschlichen Landeigenthümer von den unempfindlichen und grausamen zu unterscheiden; so klagen wir mit allen edlen Seelen über ihr bejammernswürdiges Loos, und wir erklären vor der Welt, was auch übelgesinnte Leute sagen mögen, daß diese Mordthaten gegen den Wunsch unserer Herzen vorgefallen sind. Es war unmöglich, zumal in der Crisis, welche die Colonie heimsuchte, diesen Scheußlichkeiten zuvorzukommen oder ihnen Einhalt zu thun. Diejenigen, die auch nur einen schwachen Vorgeschmack von der Geschichte haben, wissen, daß ein Volk, sei es noch so wohl geordnet, wenn es die Beute bürgerlicher Unruhen wird, sich allen Arten von Ausschweifungen überläßt, und daß das Ansehen der Anführer, zu schwach in einer Zeit der Umwälzung, nicht alle Schuldige bestrafen kann, ohne sich unausgesetzt neue Schwierigkeiten zu erschaffen. Allein die Morgenröthe des Friedens läßt uns das Licht einer weniger stürmischen Zukunft erblicken; jetzt, wo die Ruhe des Friedens den Zerrüttungen eines fürchterlichen Kriegs gefolgt ist, muß ganz St. Domingo eine neue Gestalt gewinnen und seine Regierung wird die der Gerechtigkeit sein."

„Gegeben im Hauptquartier zu Fort-Dauphin, den 22. November 1803."

Im Besitze der Freiheit beschlossen die Schwarzen, den Namen, welchen ihre Insel den europäischen Eroberern verdankte, zu vertilgen, und dafür ihren alten Namen Hayti wieder ins Leben zu rufen. Dieß wurde in den letzten Tagen des Jahres 1803 entschieden. Am ersten Januar des folgenden Jahres unterzeichneten die Generale und Anführer des Heeres im Namen des Haytischen Volkes eine förmliche Unabhängigkeitserklärung und entsagten durch einen feierlichen Eid Frankreich für immer, indem sie sich selbst der Nachkommenschaft und der Welt zuschworen, eher zu sterben, als sich von Neuem der europäischen Herrschaft zu unterwerfen. Zu gleicher Zeit ernannten sie Johann Jacob Dessalines auf Lebenszeit zum Generalgouverneur, mit der Gewalt, Gesetze zu geben, über Krieg und Frieden zu verfügen und seinen Nachfolger zu ernennen.

Die neue Regierung ermunterte sogleich die nach den vereinigten Staaten von Nordamerika geflüchteten Neger und Mulatten zur Rückkehr. Bei den ersten Unruhen hatten viele reiche Landeigenthümer die Insel verlassen und sich nach dem Festlande gewendet, nicht ohne ihre Sklaven, von denen sie aber die Noth bald losriß; es fehlte ihnen an Mitteln zur Rückkehr in ihr Vaterland. Dessalines erließ einen Aufruf, durch welchen er den Kapitänen der amerikanischen Schiffe die Summe von 40 Dollars für jeden eingeborenen Schwarzen oder Farbigen anbot, den sie nach Hayti zurückbringen würden. Der bekannte Charakter des Dessalines verbietet, diesen Schritt als eine Handlung reiner

Menschlichkeit anzusehen; seinem Heere that eine Ergänzung noth, und die männliche Bevölkerung, erschöpft durch den Krieg, legte ihm das Gesetz auf, diesen Ausgewanderten alle Häfen des Landes zu öffnen.

Der Generalgouverneur griff noch zu einer ganz anderen Maaßregel: in den Unterhandlungen mit einem englischen Geschäftsführer von Jamaika trug er der Regierung desselben außer anderen Handelsvortheilen an, die Negerschiffe in die Häfen einzulassen und Großbritannien das ausschließende Vorrecht des Sklavenhandels auf Hayti einzuräumen. Er wollte nämlich aus diesem Menschenwucher Soldaten und nicht Sklaven ziehen; ein amerikanischer Reisender, der sich über diesen Gegenstand verschiedentlich mit ihm unterhalten, erzählt, daß Dessalines, gegen den er sein Mißfallen darüber äußerte, weil ein solches Verfahren den schändlichen Sklavenhandel an der afrikanischen Küste aufmuntere, sich mit der Bemerkung vertheidigte, es würde jährlich dieselbe Menge von Menschenopfern ausgeführt, möge er dafür oder dagegen stimmen, und er erleichtere noch obendrein das Loos dieser Unglücklichen, indem er aus ihnen Soldaten mache und sie von der Sklaverei befreie, die ihrer in den westlichen Colonien warte.

Als das Cap von den französischen Truppen geräumt wurde, war den französischen Einwohnern die Erlaubniß und die Gelegenheit gewährt worden, mit ihren bewaffneten Landsleuten abzugehen; allein die Gefahr eines Versuchs, ihr Geld und bewegliches Eigenthum in Gegenwart der englischen

Eskadre, die den Hafen einschloß, mitnehmen zu wollen, hatte sie fast alle zum Dableiben bestimmt, und so waren sie wider ihren Willen der Treue oder vielmehr der Willkür des Generalgouverneurs überlassen. Man wußte, daß fast alle diejenigen Weißen, die Christophe bei seinem Rückzuge vom Cap mitgenommen hatte, nach Abschluß des Friedens zwischen Leclerc und den Schwarzen in Sicherheit zurückgekehrt waren: man hatte erfahren, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit von Toussaint und seinen Unterbefehlshabern gut behandelt worden waren. Toussaint war nicht mehr; man kann aber mit Grund annehmen, daß die Hoffnungen der weißen Einwohner von Cap français und der anderen Inselgegenden nicht würden betrogen worden sein, wäre nicht Dessalines der Nachfolger dieses Anführers gewesen.

Man kennt die geheimen Absichten des Generalgouverneurs nicht, die ihn bewogen, der weißen Bevölkerung Sicherheit und Schutz zu versprechen; indessen waren kaum einige Wochen vergangen, so sann er auf die Zerstörung derselben. Sobald als er zum Generalgouverneur auf Lebenszeit ernannt war, ließ er einen Aufruf ergehen, in dem er mit Bitterkeit alle Verbrechen der Franzosen aufrührte und gegen sie die Rache der Schwarzen aufbot.

„Es ist nicht genug — sagte er bei dieser Gelegenheit — die Barbaren aus unserm Lande vertrieben zu haben, die es seit Jahrhunderten mit Blut überströmten; auch die bisherige allmälige Unterdrückung jener Parteien reicht nicht hin, die sich durch das

Trugbild von Freiheit verblenden ließen, welches Frankreich ihnen vorhielt; man muß durch eine letzte Handlung des Volksansehens das dauernde Reich der Freiheit in dem Lande, das unser väterliches Erbtheil und unsere Eroberung ist, sichern; man muß der unmenschlichen Regierung, die uns in einer entehrenden Erstarrung festhalten wollte, die Hoffnung benehmen, uns von Neuem in Fesseln zu legen. Die Generale, welche unsere Anstrengungen gegen die Tyrannei geleitet haben, sind mit ihrem Werke noch nicht zu Ende. Der französische Name verbreitet noch Trübsinn auf unserm Gebiete, und alles erinnert uns an die Grausamkeit dieses barbarischen Volkes. Unsere Gesetze, Gewohnheiten, Städte, Alles trägt das Gepräge Frankreichs. Was sage ich? es wohnen noch Franzosen unter uns! wann werden wir, Opfer unserer Leichtgläubigkeit und Duldsamkeit, überwunden nicht durch französische Waffen, sondern durch die listige Beredtsamkeit ihrer öffentlichen Wortführer, wann werden wir endlich müde werden, mit ihnen dieselbe Luft einzuathmen? Was haben wir mit diesen Blutmenschen gemein? Ihre Grausamkeit, verglichen mit unserer Mäßigung, ihre Farbe gegen die unsrige gehalten, die Weite des Meeres, das uns von ihnen trennt; unser Klima, das sie dem Tode weiht, alles sagt uns deutlich, daß sie nicht unsere Brüder sind, daß sie es nie sein können und daß, wenn sie Zuflucht unter uns finden, sie als Anstifter neuer Verwirrungen und neuer Spaltungen auftreten werden. Bürger, Männer, Frauen, Kinder und Greise, werft die Augen um euch her;

durchlauft die ganze Ausdehnung dieser Insel; sucht ihr auf ihr eure Weiber, eure Gatten, eure Brüder, eure Schwestern: was sage ich? sucht ihr auf ihr Säuglinge? was ist aus ihnen geworden? Statt dieser herzergreifenden Opfer erblickt das erschreckte Auge nur ihre Meuchelmörder, blutbefleckte Tiger, deren Gegenwart euch eure Unempfindlichkeit und eure zögernde Rache vorwirft. Was säumt ihr, die Manen derselben zu befriedigen? Glaubt ihr, daß eure Asche friedlich neben euern Vätern ruhen kann, wenn ihr die Tyrannen nicht vertilgt? Wollt ihr zu ihnen hinabsinken, ohne sie gerächt zu haben? Nein, ihre Gebeine würden die eurigen zurückstoßen. Und ihr, wakkere Leute, tapfere Krieger, die ihr unempfindlich für eure besonderen Leiden, durch Verschwendung eures Blutes die Freiheit wieder aufgeweckt habt, wisset, daß dadurch nichts gethan ist, wenn ihr den Völkern nicht ein fürchterliches aber gerechtes Beispiel der Rache gebt, die ein tapferes Volk nimmt, das seine Freiheit wieder errungen hat und entschlossen ist, sie zu behaupten. Laßt uns diejenigen schrekken, die damit umgehen möchten, sie uns wieder zu rauben und fangen wir mit den Franzosen an. Zittern müssen sie, wenn sie unseren Küsten nahen, wo nicht vor der Erzählung ihrer begangenen Grausamkeiten, wenigstens vor der Furchtbarkeit unsers gefaßten Entschlusses; opfern wir jeden Franzosen dem Tode, der es wagen wird, dieses Land der Freiheit durch seine Gegenwart zu besudeln."

„Sklaven — laßt dieses unselige Beiwort der französischen Nation, sie hat verdient, nicht mehr

frei zu sein. Was uns betrifft, laßt uns einen andern Weg einschlagen. Ahmen wir den Völkern nach, die, auf die Zukunft blickend, und aus Furcht, der Nachwelt ein Beispiel von Feigheit zurückzulassen, lieber ihr Leben daran setzten, als daß sie sich aus der Liste freier Völker streichen ließen; hüten wir uns zu gleicher Zeit, daß nicht der Geist des Proselytismus unser Werk zerstöre. Friede mit unsern Nachbarn; aber verflucht sei der französische Name; Frankreich ewiger Haß! Das sind unsere Grundsätze. Schwört also unabhängig zu leben, den Tod allem vorzuziehen, was euch unter das Joch zu beugen sucht; schwört, die Feinde unserer Unabhängigkeit unablässig zu verfolgen."

Im Monat Februar machte die Regierung einen weniger heftigen Aufruf bekannt, dem man nichts vorwerfen kann, als den Bruch der versprochenen Amnestie. Sie schrieb eine gerichtliche Untersuchung gegen die Urheber und Mitschuldigen der unmenschlichen, unter Leclerc und Rochambeau kalt verübten Metzeleien vor: mehr als 60,000 Schwarze, so besagte der Aufruf, in welchem die Uebertreibung aus dem Gefühle der Rache sprach, waren ersäuft, erstickt, aufgehängt oder erschossen worden.

Die Einwohner und das Heer waren im Allgemeinen dergestalt zur Mäßigkeit geneigt, daß alle diese Aufreizungen, die in Erinnerung der letzten Mißhandlungen in jedem andern Lande würden ein allgemeines Blutbad erregt haben, gänzlich bei einem Volke ihre Wirkung verfehlten, das des Krieges und Blutvergießens müde war und nur nach der Ruhe des Friedens verlangte.

Nachdem Dessalines einige Zeit vergebens daran gearbeitet hatte, das Volk zum Werkzeug seiner blutdürstigen Entwürfe zu machen, entschloß er sich zuletzt, dieselben durch militärische Hülfe auszuführen: er wandte sich gegen die Städte, wo Franzosen zurückgeblieben waren, und diese Unglücklichen, von denen einige durch besondere Verwendungen gerettet wurden, deren Grund ihnen höchlich zur Ehre gereichte, mußten unter Aufsicht und unter dem Befehl des Oberbluthundes über die Klinge der Truppen springen, die er zu diesem schrecklichen Dienste bestimmt hatte.

Diese Schlächterei dauerte unausgesetzt unter derselben Verfahrungsweise und unter demselben Gehorsam fort. Man hatte Sorge getragen, daß die auf der Insel wohnhaften Fremden, die keine Franzosen waren, nicht in ihren Untergang verwickelt wurden.

Auf dem Cap, wo diese tragische Scene in der Nacht des 20. April Statt fand, wurde des Abends aus Furcht eines Fehlgriffes eine starke Wache vor die Häuser aller Amerikaner ausgestellt, mit dem Befehl, Niemand, wer es auch sein möchte, einzulassen, selbst keinen schwarzen General ohne Einwilligung seines Gebieters, und dieser Befehl wurde so pünktlich vollstreckt, daß einige dieser bevorrechteten Personen, die den Franzosen einen Zufluchtsort eingeräumt hatten, in die Lage kamen, sie bis zum Ende der Metzelei schützen zu müssen.

Die französischen Priester, Wundärzte und einige andere, die während des Krieges Menschlichkeit gegen die Neger gezeigt hatten, ungefähr der

zehnte Theil der Gesammtmasse, wurden verschont. Das Morden war übrigens allgemein: weder das Geschlecht noch Alter fand Gnade; auch konnte die den Amerikanern gewährte persönliche Sicherheit ihr Gefühl gegen die Schauder dieser Nacht unmöglich schützen. In kurzen Zwischenräumen hörten sie die Axt gegen die Thür irgend eines benachbarten Todesopfers schlagen und selbe aufbrechen: unmittelbar darauf folgte durchdringendes Geschrei, dann bedeutungsvolles Schweigen, und wenige Minuten darauf vernahm man den Tritt der Soldaten, die auf ein anderes Haus zugingen, um das Werk des Mordes zu erneuern.

Hier eine erschütternde Thatsache, um den Charakter des Dessalines zu bezeichnen, dessen Grausamkeit mit seiner Treulosigkeit wetteiferte.

In den öffentlichen Blättern erschien ein Aufruf, der erklärte, daß die Verbrechen der Franzosen nun hinlänglich die verdiente Rache gefunden hätten; zugleich wurden alle diejenigen, die dem Blutbade entkommen waren, aufgerufen, auf dem öffentlichen Platze zu erscheinen, um daselbst Sicherheitskarten zu empfangen. Die armen Uebriggebliebenen, welche früher die Gefahr vorausgesehen und vermieden hatten, kehrten jetzt in schwacher Anzahl aus ihren Schlupfwinkeln zurück und kamen auf dem öffentlichen Platze zusammen. Aber statt den versprochenen Schutz zu erhalten, wurden sie sogleich auf den Richtplatz abgeführt und erschossen. Den Bach, welcher durch die Stadt des Cap français fließt, röthete im buchstäblichen Sinne ihr Blut.

Diese Maaßregeln der Rache hatten durchaus nicht die allgemeine Stimme für sich, selbst die Waffengefährten des Dessalines waren größtentheils dagegen. Die Mißbilligung Christophe's war bekannt, obschon das Interesse seiner eigenen Erhaltung ihn abhielt, offen dagegen einzuschreiten. Telemaque, ein Schwarzer, und ein anderer Offizier waren nicht so klug: sie ließen ihren Abscheu laut reden. Man bestrafte sie auf der Stelle, indem man sie zwang, mit eigenen Händen zwei in dem Fort aufbehaltene Franzosen zu erdrosseln.

Uebrigens gab sich Dessalines keine Mühe, die Verantwortlichkeit wegen der ausgeübten und befohlnen Frevel auf andere zu wälzen. In dem folgenden zu Ende Aprils an die Einwohner von Hayti gerichteten Aufrufe rühmt er sich ihrer großthuend, und macht mit Stolz die Ueberlegenheit seines Geistes über die engen Rücksichten geltend, die sich etwa diesem großen Schlage der Strenge widersetzen möchten, und indem er die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit desselben zu beweisen sucht, nimmt er zugleich die Miene an, sein System als Gegensatz zu dem des Toussaint aufzustellen, unter der Beschuldigung, es habe diesem Anführer, wo nicht Festigkeit, doch Treue gegen seine Kaste gemangelt. Jener Aufruf lautet also:

„Die gräßlichsten, bis dahin unerhörten Verbrechen, welche die Natur könnten schaudern machen, sind von den Franzosen begangen worden."

„Endlich hat die Stunde der Rache geschlagen und die unversöhnlichen Feinde der Menschenrechte haben die ihnen gebührende Strafe empfangen."

„Mein über ihre Köpfe erhobener Arm hat lange mit seinen Streichen gezögert. Bei diesem von der göttlichen Gerechtigkeit herbeigerufenen Zeichen haben eure streng bewaffnten Hände mit Erfolg die Axt gegen den Baum der Sklaverei und des Vorurtheils geführt. Vergebens hatte ihn die Zeit und noch mehr die höllische Politik der Europäer mit dreifachem Erze umgeben; ihr habt ihm diese seine Umhüllung genommen und sie auf euer Herz gelegt, und ihr seid wie eure Feinde grausam und mitleidslos geworden."

„Wie ein übertretender Strom, der alles auf seinem Wege zertrümmert, hat eure rächende Wuth alles niedergerissen, was sich ihrem ungestümen Fortsturze entgegenstellte. Mögen sie alle umkommen, die Tyrannen der Unschuld, die Unterdrücker des Menschengeschlechts!"

„Und ach! seit mehreren Jahrhunderten unter ein eisernes Joch gekrümmt, ein Spielzeug für die Leidenschaften, die Ungerechtigkeiten der Menschen und die Launen des Schicksals, verstümmelte Opfer der französischen Lüste, würden wir, nachdem wir noch einmal mit unsern Arbeiten diese unersättlichen Presser bereichert hätten, mit einer beispiellosen Geduld und Entsagung, würden wir diese gottlästernde Horde von Neuem nach unserer Zerstörung haben trachten sehen, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters; und wir, die sie kraft- und muthlose Menschen nannten, wir hätten in ihre Brust nicht den Dolch der Verzweiflung getaucht: wo ist irgend ein Haytier in solchem Grade niedrig gesinnt und seines Stammes unwürdig,

daß er nicht glauben sollte, er habe durch die Vertilgung dieser blutdürstigen Tiger die Beschlüsse des Himmels erfüllt? Wenn es einen giebt, laßt ihn entfliehen; die Natur reiße ihn in ihrem Unwillen aus unserm Schooße. Laßt ihn seine Schande weit von uns mitschleppen: die Luft, welche wir athmen, kann seinen empfindungslosen Organen nicht zusagen; es ist die Luft der Freiheit, rein, hehr und siegreich!

„Ja, wir haben diesen Menschenwürgern Krieg um Krieg, Verbrechen um Verbrechen, Schmach um Schmach vergolten. Ja, ich habe mein Vaterland gerettet, ich habe Amerika gerächt! Das Geständniß, welches ich im Angesichte des Himmels und der Erde ablege, ist mein Stolz und mein Ruhm: was gilt mir die Meinung, die meine Zeitgenossen und die künftigen Geschlechter über mein Betragen fällen werden? Ich habe meine Pflicht gethan, ich selbst billige mein Verhalten, das ist mir genug."

„Allein die Erhaltung meiner unglücklichen Brüder und das Zeugniß meines Gewissens sind nicht meine einzige Belohnung. Ich habe zwei Menschenklassen gesehen, dazu da, um sich zu lieben, zu helfen, sich gegenseitig zu schützen, zusammengemischt und verbreitet über einen und denselben Erdtheil, die um Rache schreien und sich um die Ehre des ersten Streiches streiten: Schwarze und Gelbe (Mulatten), welche die treulose Politik der Europäer so lange zu entzweien gesucht hat, ihr, die ihr jetzt vereint seid und nur eine Familie ausmacht, es war ohne Zweifel nothwendig, daß eure

vollkommene Vereinigung mit dem Blute eurer Mörder versiegelt wurde. Dieselben Drangsale haben auf euren geächteten Häuptern gelastet, dieselbe Kampflust, eure Feinde nieder zu schlagen, hat euch ausgezeichnet. Dasselbe Schicksal ist euch vorbehalten und eure gemeinschaftlichen Interessen werden euch künftig unzertrennlich verbinden. Bewahrt diese köstliche Eintracht, diese glückliche Verbindung; sie ist das Unterpfand eures Glücks, eurer Freiheit, eurer Erfolge; sie macht das Geheimniß der Unüberwindlichkeit aus."

„Um diese Vereinigung zu befestigen, ist es nothwendig, euch an die gegen unser Geschlecht verübten Abscheulichkeiten zu erinnern. An das vorher überlegte Würgen der gesammten Bevölkerung der Insel mit kaltem Blute, beschlossen in der Stille des Kabinets! Die Ausführung dieses entsetzlichen Vorhabens wurde mir schamlos angetragen, als sie bereits von den Franzosen war angefangen worden, mit der Ruhe und Heiterkeit einer Haltung, die an solche Verbrechen gewöhnt ist."

„An das geplünderte und verwüstete Guadeloupe, an die noch vom Blute seiner Kinder rauchenden Trümmer, an die Weiber und Greise, die das Schwert niedergemacht hat! An Pelagius selbst, das Opfer ihres Treuebruchs, nachdem er sein Vaterland und seine Brüder niederträchtig verrathen hatte! An den braven und unsterblichen Delgresse, der mit dem Fort in die Luft flog, dessen Vertheidigung er den Ketten vorzog, die auf ihn warteten! Großherziger Krieger! dein edler Tod, weit davon entfernt, unsern Muth zu schwächen, wird nur

dazu dienen, in uns den Entschluß zu stärken, dich zu rächen oder dir zu folgen. An das klägliche Schicksal unserer in Europa zerstreuten Brüder, und an den fürchterlichen Vorläufer des Todes, an diesen auf Martinique verübten schrecklichen Despotismus! Unglückliches Volk, könnte ich dir zu Hülfe eilen und deine Ketten brechen! Ach! eine unübersteigliche Schranke trennt uns; aber vielleicht wird sich ein Funke des Feuers, welches uns entflammt, in deinem Herzen entzünden, vielleicht wirst du beim Geräusch dieser Revolution, plötzlich aufgeweckt aus deiner Schlafsucht, mit den Waffen in der Hand, deine heiligen und unverletzlichen Rechte zurückfordern."

„Nach dem furchtbaren Beispiele, welches ich gerechter Weise gegeben habe und welches die göttliche Gerechtigkeit früh oder spät, hinweg über die gemeine Schwäche, auf das Land der starken Geister herabsendet, zur Zerstörung und zum Schrekken der Bösewichter, zittert, tyrannische Usurpatoren, ihr Geißeln der neuen Welt, unsere Dolche sind geschärft, eure Strafe ist vor der Thür! Sechszigtausend Mann, gerüstet, abgehärtet zum Kriege, brennen, im Gehorsam gegen meine Befehle, den Manen ihrer meuchlings ermordeten Brüder ein neues Opfer darzubringen. Laßt dieses Volk kommen, wenn es unsinnig und rasend genug ist, mich anzugreifen. Schon erhebt sich bei seiner Ankunft der zürnende Genius von Hayti drohend aus dem Grunde des Weltmeeres; er empört die Wogen, reizt die Stürme auf und zerstreut und zerstört mit seiner mächtigen Hand die Flotten; die Gesetze der

Natur beugen sich vor seiner furchtbaren Stimme, Uebel, Pest, Hungersnoth, Feuer, Gift stehen zu seinen Befehlen. Aber warum zählen auf die Hülfe des Klima's und der Elemente? Habe ich vergessen, daß ich einem Volke gebiete, dessen Muth die Hindernisse zurückwirft und durch Gehorsam wächst! Lasset sie kommen, die menschenwürgenden Horden! Ich erwarte sie festen Fußes und ruhigen Blicks. Ich werde ihnen frei die Küste und die Orte überlassen, wo Städte gestanden haben; aber wehe denen, die unsern Bergen näher kommen, es wäre besser für sie gewesen, der Abgrund des Meeres hätte sie verschlungen, als zerrissen zu werden von den wüthenden Händen der Kinder von Hayti."

„Unaufhörlicher Krieg bis zum Tode der Tyrannen! das ist mein Wahlspruch! Freiheit, Unabhängigkeit, das ist unser Feldgeschrei."

„Generale, Offiziere, Soldaten, ich bin, verschieden von meinem Vorgänger, dem ehemaligen Befehlshaber Toussaint Louverture, dem Versprechen treu geblieben, das ich euch ablegte, als ich die Waffen gegen die Tyrannei ergriff, und so lange ich lebe, werde ich meinen Eid halten. Niemals wird ein Colonist oder ein Europäer den Fuß auf dieses Gebiet setzen unter dem Namen eines Herrn oder Eigenthümers. Dieser Entschluß wird künftig die Hauptgrundlage unserer Verfassung bilden."

„Wenn einst andere Anführer nach mir durch Befolgung eines völlig entgegengesetzten Betragens ihr Grab und das ihrer Landsleute bereiten, dann werdet ihr nur den Willen des Schicksals anzukla-

gen haben, das mich hat verhindern wollen, meine Mitbürger frei und glücklich zu machen. Möchten meine Nachfolger an dem Plane fortarbeiten, den ich für sie entworfen habe; er enthält das bestbegründete System zur Befestigung ihrer Macht, und dieß ist die größte Huldigung, die sie meinem Andenken gewähren können."

„Da es meiner Würde und meinem Andenken Eintrag thut, die Unschuldigen für die Verbrechen der Schuldigen zu bestrafen, so hat eine Handvoll Weißer, empfehlungswerth durch die Gesinnungen, die sie von jeher bewiesen und außerdem darauf vereidet, mit uns in den Wäldern zu leben, meine Gnade erfahren. Ich befehle, daß man sie leben läßt und daß man sie nicht mißhandelt."

„Ich empfehle von Neuem und ich gebiete allen Generalen der verschiedenen Landesabtheilungen, Hülfe, Ermunterung und Schutz zu gewähren allen neutralen oder verbündeten Völkern, die auf dieser Insel Handelsverbindungen anknüpfen wollen."

Ein Amerikaner, der sich mit Dessalines oft über das Blutbad vom 30. April unterhalten hat, erzählt, daß der letztere als Entschuldigung die Nothwendigkeit anführte, die ihn drängte, seine Truppen durch Blutrache an den Meuchelmördern ihrer Väter, Kinder und Freunde zufrieden zu stellen. Um seine Soldaten zur Belagerung von Cap français zu ermuthigen, hatte er ihnen die Plünderung der Stadt und den Untergang ihrer Bewohner angelobt; sie hatten darüber ge-

murrt, daß dieses Versprechen nicht schnell genug war in Erfüllung gegangen.

Eine kleine Abtheilung Franzosen war im Besitz der Stadt St. Domingo geblieben, die Spanier auf der Ostküste der Insel, von denen die neue Regierung zur Zeit der Räumung des Caps war anerkannt worden, hatten seit diesem Augenblicke unter dem Einflusse ihrer Priester den Schwarzen den versprochenen Gehorsam aufgesagt, und die Sache der Franzosen zu der ihrigen gemacht. Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Dessalines nach dem Blutbade des Aprils beschäftigte, war die Unterwerfung der Spanier und die Vertreibung der Franzosen aus ihrem letzten festen Platze. Er durchflog die ganze Küste, untersuchte alle militärische Punkte und verstärkte überall, wo es ihm nöthig schien, die aufgestellten Posten.

Wenige Tage nach dem Anfange der kriegerischen Bewegungen richtete er an die Einwohner des ehemaligen spanischen Antheils einen Aufruf; er beschuldigte sie der Verrätherei und lud sie zur Beobachtung ihres letzten Vertrags ein. Er that ihnen seine Ankunft an der Spitze siegreicher Legionen kund, drang auf ihre Unterwerfung durch Versicherungen des Schutzes und der Gunst, und drohte, ihre Untreue und ihren Widerstand mit den fürchterlichsten Züchtigungen zu strafen.

„Noch einige Minuten und ich werde den Rest der Franzosen unter dem Gewicht meiner Allmacht erdrücken. Spanier, ich wende mich an euch, weil ich euch zu retten wünsche, ihr könnt, wiewohl schuldig des Abfalls, euer Dasein noch sichern und

meine Gnade bereit finden, euch zu schonen; es ist noch Zeit dazu übrig, schwört euern Irrthum ab, der euch ins Verderben stürzen kann, zerreißt die Bande, die euch an meine Feinde knüpfen, wenn ihr wollt, daß euer Blut sich nicht mit dem ihrigen mischen soll. Ich räume euch vierzehn Tage ein, von dem Datum dieser Weisung, um mich von eurer letzten Willensmeinung in Kenntniß zu setzen und damit ihr euch unter meinen Fahnen vereinigen könnt. Ihr wißt, was ich thun kann und was ich gethan habe; denkt an eure Erhaltung. Empfangt das heilige Gelübde, welches ich ablege, niemals etwas gegen eure Sicherheit oder persönlichen Vortheile zu unternehmen, wenn ihr die Gelegenheit ergreift, euch als würdige Kinder von Hayti zu zeigen."

Den 14. Mai ging Dessalines über den Mole von Port-de-Paix und über Gouaïves vom Cap françois ab, beschäftigt an verschiedenen Orten, den Unbilden des Krieges abzuhelfen und überall Ordnung herzustellen, wo die Dazwischenkunft und das Ansehen des Oberbefehlshabers nothwendig waren. Nachdem er die Provinzen im Westen und Süden durchzogen hatte, ging er auf die von den Spaniern besetzten Gegenden mit einer Zuversicht los, die nichts zu rechtfertigen schien.

Seine frischen Grausamkeiten, dem Aufrufe zum Trotz, in welchem er versprach, nie das Interesse der Spanier anzutasten, hatte ihnen nur Abscheu eingeflößt; auch durften sie nicht, wie die Europäer, gegen den Einfluß des Klima's kämpfen, an welches ihr Geschlecht längst gewöhnt war. Die

Sklaverei bestand zwar noch in diesem Theile der Insel; aber die Zahl der Sklaven war weit schwächer, als die der freien Grundbesitzer, und übrigens hatten diese, wie jene, einen angeerbten Haß gegen die übrigen Inselbewohner eingesogen.

Dessalines belagerte die Stadt St. Domingo, ohne Vorahnung ihres tapfern Widerstandes. Während der Belagerung verstärkte eine französische Eskadre die Garnison des angegriffenen Platzes. Der schwarze Oberbefehlshaber, der wenig Hoffnung auf einen schnellen Erfolg baute, hob die Belagerung auf und kehrte zurück, ohne irgend einen von den Zwecken seiner Unternehmung erreicht zu haben.

Seiner Rückkehr nach Port-au-Prince folgte bald darauf die friedliche Umwälzung, die für einige Monate aus dem Staate von Hayti ein Kaiserreich schuf und auf den Thron desselben die erste obrigkeitliche Person dieser ehemaligen Republik erhob.

Alle Truppen der Garnison begaben sich den 8. September 1804 auf das Marsfeld, genau Nachmittags um zwei Uhr, sie stellten ihre Bataillone in Vierecken auf.

Die öffentlichen Lehrer und ihre Zöglinge, eine Abordnung von Handwerkern, welcher ein Handwerker an der Spitze vortrat, eine Abordnung der Landbauer, eine des fremden und eine andere des einheimischen Handels, jede unter Anführung eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder; die Gerichtspersonen und endlich alle bürgerliche und militärische Behörden bildeten das Gefolge des neuen Kaisers, der auf dem Marsfelde von Port-au-

Prince auf einem Throne oberhalb einer Erhöhung gekrönt wurde, ohngefähr drei Monate früher, als Bonaparte dieselbe Scene vor den Augen des alten Europa wiederholte. Die Weihung der Kirche fehlte bei dieser Krönung eben so wenig, als bei der nachfolgenden in Paris: die Geistlichkeit von Hayti begrüßte Dessalines zuerst als Kaiser, und der erste Gebrauch, den dieser fromme Monarch von seiner Gewalt machte, bestand darin, daß er dem Himmel ein öffentliches Dankfest darbrachte, unter dem Absingen eines Te Deum an demselben Tage, und daß er dabei nach der Weise Toussaint's zuerst mit der stärksten Stimme seines Reiches einfiel.

Die Einführung der Kaiserwürde auf Hayti und der Wille des Volks, welche dieselbe auf Dessalines übertrug, wurden außerdem durch eine neue Verfassung bestätigt.

Diese Verfassung war von 23 Männern erörtert worden, deren Namen ihr voranstanden; sie lautete in ihrem Anfange also:

„In Gegenwart des höchsten Wesens, vor dem alle Menschen gleich sind und der darum so viele Geschöpfe auf der Oberfläche der Erde verbreitet hat, damit sie seinen Ruhm und seine Macht offenbaren durch die Verschiedenheit seines Werks."

„Und in Gegenwart aller Völker, die uns so lange und so ungerechter Weise als zurückgesetzte Wesen betrachtet haben, erklären wir, daß diese Verfassung der freie Ausdruck unsres Herzens und Willens ist."

Der vorbereitende Abschluß erklärte das hay-

tische Reich für frei, unumschränkt und unabhängig; er sprach ferner aus, und zwar für immer, die Abschaffung der Sklaverei, die Gleichheit der Stände, dieselbe Gültigkeit derselben Gesetze für Alle, die Unverletzbarkeit des Eigenthums, den Verlust des Bürgerrechts im Falle der Auswanderung und die Aufhebung dieser Rechte zufolge eines Bankerotts; die Ausschließung aller Weißen, wie sie nur sein möchten, von dem Rechte, irgend ein Besitzthum zu erwerben, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die eingebürgert waren, sowohl für ihre Kinder als ihre Verwandten; die Annahme des allgemeinen Namens der Schwarzen für alle Unterthanen von Hayti, von welcher Farbe sie auch wären. Außerdem wurde erklärt, daß Niemand verdiene, ein Haytier zu sein, der nicht ein guter Vater, guter Sohn, guter Gatte und besonders ein guter Soldat sei. Die Eltern durften ihre Kinder nicht enterben und jeder Bürger war verpflichtet, irgend ein mechanisches Gewerbe zu treiben.

Das eine und untheilbare haytische Reich theilte man in zehn militärische Departements, jedes unter den Befehlen eines Generals; jeder dieser Befehlshaber war unabhängig von den übrigen und mußte schriftlich an das Oberhaupt der Regierung berichten, der außer dem Kaisertitel auch noch den Namen eines Oberbefehlshabers des Heeres annahm. Der letzte Artikel der Verfassung besagte, daß Dessalines, der Rächer und Befreier seiner Mitbürger, berufen wäre, den allgemeinen Geschäften vorzustehen, und daß er unter dem Namen Johann Jacob I. regieren würde.

Dem neuen Kaiser wurde der Titel Majestät beigelegt, eben so seiner Gemahlin: ihre Personen galten für unverletzlich, die Krone sollte durch Wahl ertheilt werden; der Kaiser hatte aber das Recht, unter einer gewählten Anzahl von Kandidaten seinen Nachfolger zu bezeichnen; eine jährliche und lebenslängliche Rente war der Kaiserin als Witthum und den von Sr. Majestät anerkannten Kindern ausgesetzt. Die Söhne des Monarchen mußten durch alle Grade im Heere dienen. Jeder Kaiser, der sich ein bevorrechtetes Corps unter dem Namen einer Ehrengarde zulegen würde, sollte zufolge dieses Schrittes als im Kriege mit dem Volke betrachtet und vom Throne gestoßen werden, so daß dieser dann an einen der Staatsräthe fallen sollte, gewählt von der Mehrheit seiner Regierungsgenossen.

Der Kaiser hatte das Recht, Gesetze abzufassen, anzunehmen und bekannt zu machen, die öffentlichen Beamten zu ernennen und zu entlassen, die Einnahmen und Ausgaben des Staates und das Schlagen der Münze zu ordnen, über Krieg und Frieden zu entscheiden, Verträge abzuschließen, nach seinem Dafürhalten die bewaffnete Macht zu vertheilen; ihm allein stand ferner die Begnadigung der Verbrecher oder die Minderung ihrer Strafen zu.

Die Divisions- und Brigadegenerale sollten einen Theil des Staatsraths ausmachen. Außerdem sollte ein Finanzminister darin Sitz haben, beauftragt mit den Geschäften des Innern, ferner

ein Kriegsminister als Vorsteher des Seewesens und ein Staatssecretär.

Jedermann konnte seine Streitigkeiten auf dem Wege der Güte und durch Schiedsrichter schlichten lassen.

Jede Gemeinde sollte einen Friedensrichter haben, dessen Befugniß sich aber nur über Angelegenheiten unter 100 Dollars erstreckte, mit dem Rechte der Berufung an den Richterstuhl des Distrikts. Die militärischen Verbrechen unterlagen den Aussprüchen eines besonderen Rathes.

Keine herrschende Religion war als solche gestattet, die Freiheit der öffentlichen Gottesverehrung war ausgesprochen. Der Staat durfte sich nicht mit dem Unterhalte irgend einer religiösen Stiftung befassen.

Ueber die Staatsverbrechen sollte durch einen vom Kaiser ernannten Rath gerichtet werden; alles den weißen Franzosen zugehörige Eigenthum wurde als Gut des Staats angesehen; alle Häuser der Bürger waren für unverletzlich erklärt.

Die Ehe wurde als eine reine bürgerliche Handlung aufgestellt, und die Scheidung war in gewissen Fällen erlaubt.

Die Verfassung war der Obhut der Obrigkeit, der Väter und Mütter, der Bürger und Soldaten anvertraut, und allen ihren Nachkommen, allen Freunden der Freiheit, den Menschenfreunden aller Länder als ein leuchtendes Beispiel der Güte Gottes anempfohlen, der im Gange seiner ewigen Beschlüsse ihnen die Gelegenheit gegeben habe, ihre

Ketten zu brechen und sich zu einem freien, bürgerlich geordneten Volke zu gestalten.

Mehre französische Geschichtschreiber können nicht müde werden, diese Verfassung als ein Muster zu preisen; sie finden darin manche Bestandtheile ihrer eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen und diese Berührungspunkte reichen hin, um ihre einseitige Vorliebe und Bewunderung zu begreifen. Die Bestimmungen, welche die Macht des Kaisers innerhalb gewisser Gränzen festzuhalten suchten, waren zwar von den vornehmsten Einwohnern und den bedeutendsten Staatsbeamten ausgegangen; allein was konnte dieser schwache Zügel mit seinen papiernen Formen gegen die Eingriffe eines Mannes vermögen, dessen erstes und höchstes Gesetz unbedingte Willkür war? Ein Gesellschaftsvertrag der Bürger mit einem Tyrannen ist wie ein Vergleich zwischen Lamm und Wolf. Außerdem trägt dieser Verfassungsentwurf viel zu deutlich die Spuren jener oberflächlichen Allgemeinheit, die von Erfahrung, Geschichte und den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen absieht, und für das Verschiedenste nur einen und denselben Normalleisten hat. Das größte Uebel dieses Staatsverbandes lag aber wohl in der gefährlichen Frühreife, die er mit Anmaßungen einer falschen Aufklärung ausstellte; die wahre, dauerhafte Grundlage der Religion und Erziehung fehlte ihm; denn wo die Regierung aus Kargheit, oder was noch schlimmer ist, aus Gleichgültigkeit sich von der heiligen Pflicht entbindet, die geistige und sittliche Bildung des Volkes durch einen verhältnißmäßigen finanziellen

Aufwand zu befördern; wo dieser Mangel an Theilnahme wohl gar für das Zeichen einer fortschreitenden Staatsweisheit gilt; da ist es auch um den eigentlichen Kern der öffentlichen Wohlfahrt und Kraft gethan, und wie sehr auch einige Zeit der Schein das Gegentheil lügt, der innere Wurm bricht zuletzt doch durch. Dessalines trieb die Franzosen mit allen Geißeln der blutigsten Rache aus dem Lande und merkte nicht, daß er sie durch die ihnen theilweise nachgemachten, abgestohlenen Verfassungskünste wieder als stille Gäste zur Rückkehr einlud.

Die Lage der Landbebauer blieb dieselbe wie unter Toussaint: ihr Lohn betrug den vierten Theil des Ertrags und dieser Ertrag war bedeutend; man hatte die Peitsche und alle körperlichen Strafen abgeschafft. Trägheit wurde als ein Verbrechen angesehen, aber nur mit gefänglicher Haft bestraft und man schätzte die Frohnarbeit zur Zeit der Sklaverei nur auf zwei Drittel gegen die Summe derjenigen Arbeit, die unter der neuen Regierung herauskam.

Es war festgesetzt, daß die schwarzen Landbebauer nur in denjenigen Abtheilungen arbeiten sollten, bei welchen sie zuerst verwendet worden waren; hatten sie aber Gründe zum Wechsel, so ertheilte ihnen der Kommissär oder Offizier des Distrikts die Erlaubniß dazu. Die meisten Besitzungen befanden sich als confiscirt in den Händen der Regierung; sie wurden jedoch gegen eine jährliche Rente verpachtet und diese Rente richtete sich im Allgemeinen nach der Anzahl der Landbebauer und nicht

nach der Fläche des Bodens. Die Mulatten und Quarteronen, die eine gesetzmäßige oder ungesetzmäßige Verwandtschaft mit den ehemaligen weißen Eigenthümern nachweisen konnten, wurden als Erben für die Besitznahme ihrer Güter zugelassen. Die Quarteronen oder Kinder der Weißen und Mulatten waren sehr zahlreich.

Da die Zuckerpflanzungen durch den Krieg gänzlich zerstört und die nöthigen Gebäude für die Einsammlung dieses Produkts noch nicht wieder hergestellt waren, so fiel auch der Gewinn an Zucker sehr mittelmäßig aus. Das Haupterzeugniß bestand in Kaffee und man berichtet, daß 1805 mehr als 30,000,000 Pfund erzeugt wurden; das ist ungefähr soviel als die Ladung von 50 gewöhnlichen Schiffen.

Die 1805 angestellte Zählung der Einwohner unter der Herrschaft des Kaisers Dessalines ergab etwa eine Bevölkerung von 380,000 Seelen; man darf noch gegen 20,000 hinzufügen, die zerstreut, oder aus anderen Gründen abwesend, in jener Summe nicht mit begriffen waren. Von diesen 400,000 Menschen machte das erwachsene männliche Geschlecht nur einen geringen Theil aus; es hatte bei den vorhergegangenen Metzeleien außerordentlich gelitten; das Land bauten größtentheils Weiber. Die Ehe, die man nach den Gebräuchen der römischen Kirche einging, herrschte fast allgemein; man unterzog sich den Pflichten dieses Standes im Ganzen auf eine löbliche Weise, trotz des bösen Beispiels, welches der Kaiser gab.

Das regelmäßige Heer bestand in 15,000 Mann,

davon betrug die Cavallerie 1,500; ihre Kriegszucht war gut, eben so ihre Bewaffnung, die Bekleidung desto schlechter. Die Uniform war blau mit rothen Aufschlägen.

Alle dienstfähige Mannschaft wurde im Geschäfte der Waffen viermal des Jahres mehrere Tage hindurch geübt.

Nach der Vertreibung der Franzosen trug Dessalines Sorge dafür, daß nicht fernere Auswanderungen die Bevölkerung der Insel verringern möchten; es wurden die strengsten Strafen verfügt, sowohl gegen die Auswanderer als gegen diejenigen, die ihnen bei ihrer Entweichung behülflich gewesen waren.

Es war nicht genug an der Wachsamkeit über die Erhaltung der Bevölkerung; weit zahlreichere Kriegshaufen als diejenigen, die man ihnen zur Vertheidigung entgegen zu stellen hatte, konnten beim nächsten Frieden zwischen Frankreich und England aus Europa ankommen. Der Kaiser setzte mit den vornehmsten Anführern einen Vertheidigungsplan fest, dessen Ausführung im Falle der Noth alsdann durch ein Gesetz gesichert werden sollte.

Bei den ersten Vorzeichen eines Angriffs sollten die Küstenstädte zerstört werden, das schwarze Heer wollte man hierauf in die Forts zurückziehen, die auf vortheilhaften Punkten im Innern des Landes angelegt waren.

Diese Punkte hatte man glücklich gewählt und stark befestigt; die Artillerie des Cap, die hauptsächlich aus zahlreichen bronzenen Kanonen bestand,

war in diese Forts geschafft worden, wo sich ebenfalls große Vorräthe von Kriegsmunition befanden. Die Abhänge der Höhen und der sie umgebenden Schluchten war mit Pisangen, Ignamen und andern fruchtreichen Bäumen bepflanzt, so daß die Garnison ihren Unterhalt fand, ohne daß sie über die Schußweite ihrer Kanonen hinaus zu gehen brauchte; auch fehlte es nicht an Wasser in den Umgegenden dieser Posten, die einander oft so nahe standen, daß es unmöglich war, ihre Linie zu überflügeln und sie auf allen Punkten zugleich anzugreifen.

Ungeachtet dieser sorgsamen Anstalten und des Anscheins vom Kriege war man weit davon entfernt, die Erziehung zu vernachlässigen; fast in allen Distrikten gab es Schulen, und da die Neger sahen, welchen Vortheil diejenigen unter ihnen genossen, die nicht ohne Erziehung waren, so lag ihnen der Unterricht ihrer Kinder sehr am Herzen, und die meisten unter diesen konnten wenigstens lesen und schreiben.

Beim Ausbruche des Aufstandes 1791 war der Kaiser Johann Jacob Sklave bei einem schwarzen Eigenthümer, der Dessalines hieß und dessen Namen er annahm. Dieser Mann lebte noch 1805 auf dem Cap und war Augenzeuge von der Thronbesteigung seines ehemaligen Dieners. Er war Töpfer und pflegte zu sagen, daß der Kaiser von jeher ein verzwackter Hund, aber ein guter Arbeiter gewesen sei. Dessalines hegte für ihn eine große Zuneigung und machte ihn zu seinem obersten Kellermeister.

Er antwortete denen, die ihn fragten, warum er denselben nicht einen ehrenvollern Posten gegeben habe, daß kein anderer dem alten Manne, der ein großer Liebhaber des Weins sei und für sie beide trinke, so viel Vergnügen gemacht haben würde; denn Dessalines, obschon er auf der Insel den reichsten Keller besaß, bediente sich bei seinen Mahlzeiten fast nur des Wassers.

Dieser Kaiser konnte nicht lesen, hatte indessen gelernt, seinen Namen zu unterzeichnen; seinem Vorleser hörte er mit großer Aufmerksamkeit zu. Man erzählt, daß, als er einst eine Rede des vortrefflichen Menschenfreundes Wilberforce über den Sklavenhandel hätte vortragen hören, er sogleich Befehl gab, selbe in der Zeitung des Cap abzudrucken.

Dessalines war von kleinem aber starkem Körper, beseelt von großer Thätigkeit und einem unbezähmbaren Muthe.

Man meint, er sei Toussaint an militärischen Talenten überlegen gewesen; das größere oder geringere Verdienst ausgezeichneter Feldherren läßt sich schwer unterscheiden; oft giebt bloß die Verschiedenheit der Lage den scheinbaren Ausschlag. Sonst stand Dessalines in jeder Rücksicht tief unter dem unglücklichen Toussaint. Er flößte weniger Achtung als Furcht ein; doch war er offen, umgänglich und großmüthig; der letzte Vorzug ist aber kaum einer zu nennen, wenn man die Gewaltschritte bedenkt, die er sich gegen fremdes Eigenthum erlaubte. Er zeichnete sich durch seltsame Launen aus, eine Wirkung seiner persönlichen Ei-

telkeit: bald war er mit Stickereien und andern Zierathen bedeckt und prächtig gekleidet, und oft erschien er öffentlich in dem schlechtesten Anzuge. Noch auffallender und lächerlicher war es, daß er in seinem Ehrgeize für einen vollendeten Tänzer gelten wollte; er hatte immer einen Tanzmeister bei sich, der ihm in Augenblicken der Muße Unterricht gab; man konnte ihm keine angenehmere Artigkeit erweisen, als wenn man ihm sagte, daß er gut tanze, wiewohl er sich sehr ungeschickt zu dieser Uebung anließ, in welcher die Neger sonst zu glänzen pflegen.

Er hatte Töchter von seiner ersten Gattin, aber keine Söhne. Seine letzte Frau war die Geliebte eines reichen Pflanzers gewesen, auf dessen Kosten sie eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte. Sie war eine der schönsten und vollkommensten Negerinnen Westindiens, von sanften Sitten, durch deren Macht sie mehr als einmal die natürliche Wildheit des Dessalines zügelte; unglücklicherweise gelangen ihre Versuche der Milde nicht immer.

Einige Zeit hindurch ließ der Kaiser seine Grausamkeit nur an den Weißen aus, bald fiel er aber auch über seine eigene Kaste her. Seine unruhige Herrschbegierde gab sich dem heftigsten Argwohn hin, sein Gewissen mochte ihm zuweilen sagen, welches Schicksal er verdiene; um seine Macht gegen die Gefahr und Möglichkeit eines Angriffs von Seiten der Unzufriedenen sicher zu stellen, verhängte er über mehrere seiner Unterthanen, selbst über seine Offiziere, den Tod ohne alle gerichtliche Form: und jede Anstrengung, seine ehrgeizigen

Besorgnisse zu vertilgen, führte nach dem natürlichen Gange der Sache nur zu einer Vermehrung derselben. Er trieb seine rasenden Launen und Gräuel zuletzt so weit, daß die Anführer des Heeres nicht umhin konnten, sich untereinander zu verschwören, um ihn unversehens den 17. Oktober 1806 zu überfallen. Bei dem Versuche der Flucht oder des Widerstandes, denn die Erzählung weicht davon ab, erhielt er einen Säbelhieb, der seinem Leben ein Ende machte, und damit auch der Regierung, welcher er in jeder Beziehung höchst unwürdig gewesen war. Seine politische Wirksamkeit bestand in einer ununterbrochenen Reihe von Verbrechen; sein Privatleben aus einem Morast von Ausschweifungen.

„Er war — so erklärte ein öffentlicher Aufruf einige Tage nachher — ein Blutigel, der alle reiche Leute umbringen ließ, die ihm die mindeste Unruhe erregen konnten. Der öffentliche Schatz mußte jährlich 20,000 Piaster für jede seiner Freundinnen liefern und er unterhielt deren nicht weniger als zwanzig. Die von diesem Tiger eingeführte Verfassung war lediglich die Frucht seines Geizes und seiner Wildheit. Soldaten, ihr werdet von nun an gekleidet und besoldet werden, Grundbesitzer, ihr werdet Beschützung finden."

Achte Periode.

Parteikämpfe um die Herrschaft zwischen Christophe, Pétion und Rigaud. — Christophe ordnet eine neue Verfassung an. — Offener Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Christophe und Pétion. — Christophe wird als König von Hayti gekrönt. — Lage der Insel bei der Thronbesteigung Ludwig des achtzehnten. — Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's.

Der Tod von Dessalines hatte unter dem Volke, das seines Schergenamtes müde war, eine allgemeine freudige Bewegung hervorgebracht; Christophe, nach der Austreibung der Franzosen der zweite Mann im Heere, fand keine sonderliche Schwierigkeiten, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen.

Heinrich Christophe, ein Kreole aus der Insel Granada, war 1791 bei der Revolution auf St. Domingo Sklave, lange Zeit ein vertrauter Freund und treuer Anhänger Toussaint's, mit dem er eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters gehabt haben soll; bekannt als ein ausgezeichnetes militärisches Talent, genoß er um diese Zeit noch den Ruf der Menschlichkeit und des Wohlthuns: als guter Gatte, guter Vater beobachtete er die Pflichten der Moral und Religion, und ein englischer Beobachter bemerkt bei der Schilderung dieses Anführers, daß er ein Lebemann wäre, der in seinem Keller vortreffliche Weine hätte, wovon er einen

freien, aber doch mäßigen Gebrauch mache. Wenn es gilt, den Charakter öffentlicher Personen darzustellen, solcher zumal, die sich später auf eine schlimme Seite geworfen haben; so läßt man sich oft durch die frühern bessern Züge, die oberflächlich hervorschimmern, zu einem übergünstigen Urtheile verleiten; vielleicht hat Christophe in dieser Hinsicht manche Aehnlichkeit mit Nero. Was jemand thut oder sagt, wenn er in sittlicher Gala erscheinen will, hat für den Menschenkenner keinen sichern Gehalt; dieser entdeckt auch in dem späteren Verhalten Christophe's gegen Toussaint geheime Winke genug, die ihm für das Lob der unverbrüchlichen Anhänglichkeit nüchterne Behutsamkeit empfehlen. Die französischen Schriftsteller verwechseln gar leicht Manieren mit Sitten und den Firniß mit der Zeichnung. Der Deutsche verlangt mit Recht eine gründlichere Darstellung, die aber in Absicht auf Christophe einer sorgfältigeren Sichtung bedarf, als hier anzustellen erlaubt ist.

Er vertauschte beim Antritte seiner Herrschaft den pomphaften Titel eines Kaisers gegen den Namen eines Regierungshauptes von Hayti. Hierauf trug er Sorge für die Ermunterung des Ausfuhrhandels; den 24. Oktober 1806 erschien ein Aufruf, der den neutralen Völkern Sicherheit und Schutz versprach.

Er blieb jedoch nicht lange der einzige Erbe der durch den Tod des Dessalines erledigten Herrschaft; der Mulatte Pétion, der nach Clervaux unter der Kaiserregierung den dritten Platz und zugleich den Posten eines Generalgouverneurs von Port-au-

Prince eingenommen hatte, trat als Mitbewerber auf.

Erzogen in der Militärschule von Paris, galt er für einen unterrichteten Mann, von sanften Sitten und verbindlichen Manieren. Er war der geachtetste Offizier des Geniewesens in der schwarzen Armee, und Christophe selbst hielt seine militärischen Talente hoch; er liebte die schönen Künste und besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Literatur.

Jeder der beiden Nebenbuhler suchte sein Recht in den Waffen; den ersten Januar 1807 kam es zu einer Schlacht auf den Feldern von Cibert; Pétion wurde aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen.

Christophe verfolgte ihn bis zu den Thoren von Port-au-Prince; und in der Hoffnung, seinen Sieg vollständig zu machen, belagerte er diese Stadt, von der er sich aber bald unverrichteter Sache wieder zurückzog.

Er begründete seine Macht leicht in den nördlichen Gegenden der Insel; auch hatte sie der Erfolg seines ersten Feldzugs zu stark befestigt, als daß er durch die Unternehmungen seines Wettkämpfers im Süden gestürzt werden konnte.

Er versammelte indessen auf dem Cap einen aus Generalen und den vornehmsten Bürgern bestehenden Rath, und dieser beschloß den 17. Febr. 1807 eine neue Verfassung, welche jedes auf dem Gebiete von Hayti befindliche Individuum für frei erklärte, wodurch also die Sklaverei für immer vertilgt wurde. Die Regierung wurde einer ersten Magistratsperson anvertraut unter dem Titel und

in der Eigenschaft eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht. Dieser Posten war von lebenslanger Dauer und der Präsident hatte das Recht, seinen Nachfolger zu wählen, aber nur unter den Generalen. Dieselbe obrigkeitliche Person leitete auch im Kriege und Frieden die auswärtigen Angelegenheiten. Der Staatsrath bestand aus neun Mitgliedern, unter denen wenigstens sechs Generale seyn mußten: er war eine berathende Behörde. Die Erneuerung der Staatsräthe hing vom Präsidenten ab.

Die katholische Religion sollte als Religion des Staats angesehen werden, unter freier Ausübung jedes andern Cultus. Man errichtete in jedem Bezirke Schulen und jeder Haytier war von seinem sechszehnten bis funfzigsten Jahre zum Kriegsdienste verbunden.

Ein Hauptgrundsatz dieser Verfassung sprach von Seiten der Regierung den Willen aus, nie die Colonien der anderen Nationen zu beunruhigen und außer Hayti keine Eroberung zu versuchen. Diese Erklärung war nothwendig, weil sich sonst England aus Besorgniß für die Ruhe seiner Besitzungen der Gründung des gefährlichen Nachbarstaates widersetzt haben würde; eben diese Erklärung ging ferner nothwendig aus der Ansicht hervor, an England einen Vertheidiger des im Norden gebildeten Staats zu gewinnen, gegen Frankreich und den Feind im Süden.

Schon bot England willfährig die Hände zur Unterstützung Christophe's und seiner Partei, denn die Herrschaft Pétion's setzte Jamaika, den süd-

lichen Küstennachbar von Hayti, in Gefahr; diese Furcht erwachte um so lebhafter, je mehr England der Zeiten dachte, wo Toussaint mehrmals mit diesem drohenden Entwurfe umgegangen war. Die Verschwörung, welche eine Verbindung der Mißvergnügten auf der englischen Insel mit denen auf Hayti bezweckte, war von Christophe im Februar des Jahres 1807 entdeckt worden; die englische Regierung hatte den Dienst der Anzeige durch die Einräumung verschiedener Handelsvortheile belohnt.

Es kam zu mehreren Treffen; bald hatte Christophe, bald Pétion die Oberhand. Viele Gegenden und Städte wurden im Laufe der Zeit von den beiden Parteien eingenommen und wieder verlassen. St. Marc, Arcahaye, Gouaïves, Port-de-Paix waren der Schauplatz furchtbarer und hartnäckiger Kämpfe; besonders rang man mit der größten Anstrengung um den Mole von St. Nicolas. Christophe schloß diesen Platz, den ein Theil von dem Heere Pétions inne hatte, unter seiner persönlichen Anführung enge ein, und nach einer regelmäßigen Belagerung von 32 Tagen ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade; sie wurde den Truppen des Siegers einverleibt. Nach dieser Begebenheit (1810) verabschiedete Christophe viele Soldaten des Belagerungsheeres und kehrte nach Cap français zurück.

Seit zwei Jahren wurde Spanien, bloßgestellt dem verrätherischen Einbruche der Franzosen, von allen Schrecken der Anarchie zerrissen. Die Spanier machten den Franzosen auf Hayti mit

großem Vortheile und nicht geringer Hartnäckigkeit das 1795 abgetretene Land streitig. Christophe hatte diesen heftig entzündeten Krieg als ein Bindemittel zwischen seiner Partei und dem Osten von St. Domingo zu benutzen versucht und in dieser Absicht Hülfstruppen und Munition abgesandt, um den gewünschten Ausgang schneller zu entscheiden. Von einer anderen Seite unterstützten die Engländer die Unternehmungen, welche gegen die Trümmer der französischen Macht auf St. Domingo gerichtet waren. Im November 1809 nahm eine englische Eskadre die Stadt Samana und die im Hafen befindlichen Schiffe; die französischen Truppen wurden zu Gefangenen gemacht, die Schiffe fortgeführt und der Platz den Spaniern übergeben. Im Julius 1810 kam eine englische Flotte von Jamaika unter dem Befehle des General Carmichael, um zur Unterwerfung der Stadt St. Domingo mitzuwirken, auf welche die Franzosen zuletzt allein noch beschränkt waren.

Barquier, Gouverneur der Stadt, erklärte sich anfänglich für den Widerstand; als aber der General Carmichael ernsthafte Anstalten zum Sturm getroffen hatte, verlangte der Anführer der Belagerten zu capituliren. Die Besatzung durfte mit Bewilligung aller militärischen Ehren abziehen. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort nach Frankreich geschickt, die Soldaten blieben als Gefangene zurück. Nach der Räumung nahmen die Spanier wieder Besitz von ihrer Hauptstadt, welche acht Jahre in französischer Gewalt gewesen war.

Im Frühling 1811 vertauschte Christophe den Titel des Präsidenten gegen den des Königs. Der im Cap français versammelte Staatsrath forderte, wie es heißt, diese Veränderung, sie war indessen wohl mehr das stille Werk Christophe's, wiewohl der öffentlich gefaßte Beschluß das Gegentheil behauptete. So kam die haytische Königswürde an die Person und Familie Christophe's.

Zu gleicher Zeit führte der Staatsrath einen Erbadel ein, auf welchen alle Personen Anspruch hatten, die irgend ausgezeichnete Verdienste besaßen in der Magistratur, dem Heere, den Wissenschaften oder schönen Künsten.

Auf diese Grundlage bauete der Staatsrath einen constitutionellen Vertrag, indem er der Person und Familie Christophe's die Königswürde zuerkannte, außerdem verschiedene Staatsbeamte erwählte und noch andere Zusätze der Verfassung von 1807 beifügte, wie sie die späteren Veränderungen in der Regierungsform zu erheischen schienen. Bald darauf erschien die öffentliche Bekanntmachung dieses Vertrages. Hier folgt ein Auszug der Verfassung von 1807 nebst dem Verfassungsentwurfe, der jene 1811 näher bestimmte.

„Die unterzeichneten Bevollmächtigten, beauftragt mit dem Machtausflusse des haytischen Volkes, gesetzmäßig zusammenberufen von Sr. Excellenz, dem Oberbefehlshaber des Heeres, und durchdrungen von der Nothwendigkeit, ihre Committenten in den Genuß der heiligen, unverjährbaren, unveränderlichen Menschenrechte zu setzen, verkündigen in Gegenwart und unter dem Schirme des

Allmächtigen, die in dem gegenwärtigen constitutionellen Abschlusse enthaltenen Gesetze.

Erster Titel. Vom Stande der Bürger.

1) Jede auf dem Gebiete von Hayti befindliche Person ist frei, im ganzen Umfange des Wortes.

2) Die Sklaverei ist für immer auf Hayti abgeschafft.

3) Niemand hat das Recht, das Asyl eines Bürgers zu verletzen, noch mit Gewalt in seine Wohnung einzudringen, ohne Befehl der obern und befugten Behörde.

4) Alles Eigenthum steht unter dem Schutze der Regierung. Jeder Angriff auf das Eigenthum eines Bürgers ist ein Verbrechen, welches der Strafe des Gesetzes unterliegt.

5) Das Gesetz bestraft den Meuchelmord mit dem Tode.

Zweiter Titel. Von der Regierung.

6) Die haytische Regierung besteht: aus einer obersten Magistratsperson, mit dem Titel und in der Eigenschaft eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht; jede andere Benennung ist für immer auf Hayti geächtet.

Die haytische Regierung nimmt den Namen „Staat von Hayti" an, und wird unter diesem anerkannt.

7) Die Verfassung bestimmt den Oberbefehlshaber Henry Christophe zum Präsidenten und Generalissimus der haytischen Land- und Seemacht.

8) Der Titel des Präsidenten und Generalissimus hat lebenslange Dauer.

9) Der Präsident hat das Recht, seinen Nach-

folger zu wählen, aber nur unter den Generalen und zwar auf die folgende vorgeschriebene Weise: Die Wahl ist insgeheim zu treffen und wird in einem versiegelten Paket ausgefertigt, welches nur der zu diesem Zwecke feierlich versammelte Staatsrath öffnen darf.

Der Präsident wird alle nothwendige Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um den Staatsrath, welchem das Paket übergeben wird, in gehörige Kenntniß zu setzen.

10) Die bewaffnete Macht und die Verwaltung der Finanzen stehen unter der Leitung des Präsidenten.

11) Der Präsident hat die Macht, mit fremden Völkern Verträge abzuschließen in Betreff der Handelsverhältnisse und der Sicherstellung der Unabhängigkeit des Staats.

12) Er kann über Krieg und Frieden verfügen, um die Rechte des haytischen Volkes aufrecht zu erhalten.

13) Er hat gleichfalls das Recht, die Mittel nachzuweisen, die zur Begünstigung und Vermehrung der Bevölkerung dienen.

14) Er schlägt dem Staatsrathe die Gesetze vor, welche dieser nach ihrer Abfassung und Annahme dem Präsidenten zur Bestätigung vorlegt, ohne welche sie keine Kraft der Vollziehung haben.

15) Die jährliche Besoldung des Präsidenten ist auf 40,000 Dollars festgesetzt.

Dritter Titel. Vom Staatsrathe.

16) Der Staatsrath faßt neun Mitglieder in

sich, welche der Präsident wählt und worunter wenigstens zwei Dritttheile Generale sind.

17) Das Geschäft des Staatsraths besteht im Empfange der Gesetzvorschläge des Präsidenten, in der zweckdienlich befundenen Abfassung derselben; in der Feststellung der Abgaben, und der Art und Weise, selbe einzunehmen, in der Bestätigung der von dem Präsidenten abgeschlossenen Verträge und in der Bestimmung des Verfahrens bei den Werbungen für's Heer. Ihm wird die jährliche Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben, so wie über die Hülfsquellen des Landes vorgelegt.

Der vierte, fünfte und sechste Titel handeln von den Besoldungen der Generaloberaufseher der Finanzen und des Innern, so wie von denen des Staatssekretärs und der Gerichte.

Siebenter Titel. Von der Religion.

Die Regierung erkennt allein die katholische, apostolische römische an. Die Ausübung der anderen Religionen ist geduldet, aber nicht öffentlich.

Achter Titel. Von der öffentlichen Erziehung.

In jeder einzelnen Landesabtheilung soll eine Centralschule errichtet werden, nebst besonderen Schulen in den untergeordneten Bezirken.

Neunter Titel. Von der Gewährleistung für die benachbarten Colonien.

Die haytische Regierung erklärt sich gegen die übrigen Mächte, die Colonien in der Nachbarschaft besitzen, zu dem Entschlusse, diese auf keine Weise zu stören.

Das haytische Volk macht außerhalb seiner In-

sel keine Eroberungen und beschränkt sich auf die Behauptung seines Gebietes.

Nach diesen neun Hauptstücken folgen einige allgemeine Anordnungen, unter denen die vorzüglichsten darauf hinausgehen, daß jeder Haytier in dem Alter von funfzehn bis sechszehn Jahren zu den Waffen gerufen werden kann, wenn die Sicherheit des Staates es verlangt; daß die Regierung den fremden Kaufleuten Sicherheit der Person und des Eigenthums verbürgt; daß die Ehescheidung scharf verboten ist, und daß der Ackerbau, der als die älteste, edelste und nützlichste Beschäftigung aufgeführt wird, Ermunterung und Schutz erhält.

Constitutionelles Gesetz des Staatsrathes für die Einführung der Königswürde auf Hayti.

Erste Akte.

Von der höchsten Gewalt.

Erster Artikel. Der Präsident Henry Christophe wird unter dem Namen Heinrich zum König von Hayti erklärt.

1) Dieser Titel geht mit seinen anhaftenden Prärogativen und Vorrechten erblich auf die männlichen und gesetzmäßigen Abkömmlinge der Familie in gerader Linie über, nach dem Rechte des Alters, mit Ausschluß der weiblichen Sprößlinge.

2) Alle Verhandlungen des Königreichs werden im Namen des Königs unter dem königlichen Siegel kund gethan und bekannt gemacht.

3) In Ermangelung einer männlichen Nachkommenschaft in gerader Linie geht die Thronfolge auf denjenigen Prinzen der Familie über, der dem

Könige am nächsten verwandt oder seiner Würde nach der älteste ist.

4) Fehlt es an einem muthmaßlichen Erben, so steht es dem Könige frei, nach seinem Gutbefinden die Kinder eines haytischen Prinzen zu adoptiren.

5) Sollte noch männliche Nachkommenschaft nach dieser Adoption geboren werden, so überwiegt ihr Recht auf die Thronfolge das der adoptirten Kinder.

6) Beim Ableben des Königs und bis zur Anerkennung seines Nachfolgers werden die Angelegenheiten des Königreichs von den Ministern und dem Rathe des Königs besorgt: ihre Entscheidungen gehen aus von der Mehrheit der Stimmen; der Staatssekretär führt das Protokoll über die Berathschlagungen.

Zweite Akte.

Von der königlichen Familie.

7) Die Gemahlin des Königs ist erklärte Königin von Hayti.

8) Die Mitglieder der königlichen Familie werden den Titel Prinzen und Prinzessinnen führen: sie heißen königliche Hoheiten und der muthmaßliche Thronerbe Kronprinz.

9) Die Prinzen wohnen dem Staatsrathe bei, wenn sie das nothwendige Alter erreicht haben.

Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt können sich nicht ohne Einwilligung des Königs verheirathen.

11) Der König trifft die Anordnungen für sei-

nen Palast auf eine Weise, die ihm der Würde der Krone angemessen dünkt.

12) Auf Befehl des Königs werden in den Gegenden des Königreichs, die er dazu nach seinem Gutbefinden ausersieht, Paläste und Schlösser angelegt.

Dritte Akte.

Von der Regentschaft.

13) Der König ist minderjährig bis zum Ablaufe von funfzehn Jahren; während seiner Minderjährigkeit wird ein Regent des Königreichs ernannt.

14) Der Regent muß wenigstens fünf und zwanzig Jahre alt sein und wird unter den Prinzen ausgewählt, die dem Könige am nächsten verwandt sind (mit Ausschluß des weiblichen Geschlechts), oder in Ermangelung dieser, unter den Großwürdenträgern des Königreichs.

15) Wenn vermöge königlicher Vorherbestimmung kein Regent ernannt ist, so wird die allgemeine Rathsversammlung einen wählen auf die im vorigen Artikel vorgeschriebene Weise.

16) Der Regent wird bis zur Volljährigkeit des Königs alle mit der königlichen Würde verknüpfte Gerechtsame ausüben.

17) Er kann kein Friedensbündniß, keinen Handelsvertrag abschließen, noch zu einer Kriegserklärung schreiten, als nach reifer Ueberlegung und im Sinne der allgemeinen Rathsversammlung; die Meinungen werden durch Mehrheit der Stimmen entschieden, und sind diese sich gleich, so behauptet

diejenige Seite das Uebergewicht, welche die Ansicht des Regenten theilt.

18) Der Regent kann weder die Großwürden des Königreichs, noch die Generalstellen bei der Land- oder Seemacht vergeben.

19) Alle Verhandlungen der Regentschaft ergehen im Namen des minderjährigen Königs.

20) Die Aufsicht über den minderjährigen König wird seiner Mutter, oder, in Ermangelung dieser, dem von dem verstorbenen König bezeichneten Prinzen anvertraut.

21) Der Regent kann eben so wenig als seine Abkömmlinge gewählt werden, um die Aufsicht über den minderjährigen König zu führen.

Vierte Akte.

Von dem großen und dem Privatrathe.

22) Der große Rath besteht aus den Prinzen von Geblüt und aus den vom Könige ernannten Prinzen, Herzogen und Grafen, deren Zahl eben derselbe bestimmt.

23) Der König hat im Rathe den Vorsitz und nimmt er denselben nicht persönlich ein, so bezeichnet er einen von den Würdenträgern des Königreichs, um seinen Platz auszufüllen.

24) Den Privatrath wird der König wählen aus den Großwürdenträgern des Königreichs.

Fünfte Akte.

25) Die Großoffiziere des Königreichs sind die Großmarschälle von Hayti: sie sind nach ihrem Verdienste aus den Generalen jedes Ranges zu wählen.

26) Die Stellen der Großoffiziere des Königreichs dauern auf Lebenszeit.

27) Wenn einer von den Großoffizieren des Königreichs auf Befehl des Königs oder wegen Körperschwäche außer Thätigkeit gesetzt wird, so behält er dessenungeachtet seinen Titel, Rang und die Hälfte seiner Besoldung.

Sechste Akte.

Von den Ministern.

28) Der König wählt und bezeichnet vier Minister; den Kriegs- und Marineminister, den Minister der Finanzen und des Innern, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Justizminister.

29) Die Minister sind Mitglieder des Raths und haben eine berathende Stimme.

30) Die Minister correspondiren unmittelbar mit dem König und empfangen seine Befehle.

Siebente Akte.

Von den Eiden.

31) Der König legt bei seiner Thronbesteigung oder beim Antritte seiner Volljährigkeit auf das Evangelium in Gegenwart der hohen Behörden des Königreichs einen Eid ab.

32) Der Regent schwört, ehe er die Geschäfte der Regierung übernimmt, unter derselben feierlichen Form.

33) Die vornehme Geistlichkeit, die Großoffiziere, die Minister und der Staatssecretär legen den Eid der Treue in die Hand des Königs ab.

Achte Akte.

Von der Form der Bekanntmachung.

34) Die Bekanntmachung aller Verhandlungen der Regierung fängt mit folgender Formel an:

„Wir, von Gottes Gnaden und durch das constitutionelle Gesetz des Staats, König von Hayti, entbieten Allen für jetzt und künftig unsern Gruß."

Und alle öffentliche Verhandlungen führen den Schluß:

„Wir entbieten und verordnen Gegenwärtiges, unterzeichnet mit unserm Siegel an alle Gerichtshöfe, Tribunale und Verwaltungsbehörden zu richten, zum Eintragen in ihre Register, zur Befolgung und zur Wachsamkeit über die Befolgung im ganzen Königreiche; der Justizminister ist mit der Bekanntmachung beauftragt.

35) Die Vollziehungsgeschäfte bei den Urtheilen der Gerichtshöfe und Tribunale werden folgendermaßen abgefaßt.

Wir, von Gottes Gnaden und durch das constitutionelle Gesetz des Staats, König von Hayti, entbieten Allen für jetzt und künftig unsern Gruß.

Darauf folgt die Abschrift des Urtheils oder Beschlusses:

„Wir entbieten und verordnen allen Gerichtsdienern und den Beamten, die man dazu auffordern wird, besagtes Urtheil in Vollziehung zu bringen, eben so allen Procuratoren bei den Tribunalen, zu dem Ende hülfreiche Hand anzulegen; allen Befehlshabern und Beamten der öffentlichen Gewalt mit kräftiger Unterstützung einzuschreiten, wenn sie auf dem Wege des Gesetzes dazu aufge-

fordert werden. Zur Beglaubigung ist das gegenwärtige Urtheil von dem Präsidenten des Gerichtshofes und dem Secretär desselben unterzeichnet worden.

Verfügt durch den Staatsrath von Hayti auf Cap-Henry den 28. März 1811, im achten Jahre der Unabhängigkeit.

Unterzeichnete: Paul Romain, der ältere, Andreas Vernet, Toussaint Brave, Jean-Philippe Daux, Martial-Besse, Jean-Pierre Richard, Jean-Fleury, Jean-Baptiste Juge, Etienne Magny, Secretär.

Alle diese Gesetze und Maaßregeln betreffen weit mehr die äußern Förmlichkeiten, als daß sie den lebendigen Geist einer gesunden Verfassung an den Tag legen; sie zeigen übrigens, wie leicht sich das constitutionelle Phrasenspiel nachäffen läßt.

Der Krieg zwischen Christophe und Pétion dauerte fort, ohne daß es zwischen ihnen zu einem entscheidenden Ausschlage kam; die beiden kämpfenden Parteien schwächten sich gegenseitig und versprachen dadurch eine leichte Beute des gemeinschaftlichen Feindes zu werden. Es dauerte lange, ehe die beiden Nebenbuhler den geringen Erfolg ihrer kriegerischen Anstrengungen und die ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit drohende Gefahr wahrnahmen, die aus einer längern Fortsetzung der Feindseligkeiten nothwendig hervorgehen mußte. Sie legten endlich, wie mit beiderseitiger Uebereinkunft, die Waffen nieder, und beschränkt auf das Gebiet, welches jedem das Loos des Kriegs im Augenblick dieses stillen Waffenstillstandes angewiesen

hatte, beschäftigten sie sich hauptsächlich mit dem innern Zustande ihrer Staaten. Christophe's Königreich trennte sich von der Republik, an deren Spitze Pétion stand, ungefähr gegen die Mitte des westlichen Inseltheils durch Arcahaye, die Kette des Mont-terrible, den großen Boucan, die Gebirge von Pensez-y-bien und durch Mirebalais. Der Lauf des Artibonite bezeichnete die Grenze in dem Theile, der am weitesten gegen die ehemaligen spanischen Besitzungen vorging. Die Grenze bildete ungefähr eine 10 Meilen breite Linie zwischen den beiden Staaten, und alles Land, welches sie umfaßte, blieb absichtlich unbebaut liegen und war ein fast undurchdringlicher Wald geworden und eine natürliche Wehr, die mit jedem Tage einem bewaffneten Durchzuge größere Schwierigkeiten entgegenstellte.

Pétion und die vornehmsten Häupter der Farbigen hatten ihr Theil zum Tode des Dessalines beigetragen. Den 21. Oktober 1806, drei Tage später, als Dessalines in der ihm gelegten Schlinge umgekommen war, hatten sie einen Aufruf ergehen lassen, in welchem Christophe provisorisch zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Dieser Oberbefehlshaber haßte gleich Dessalines die Farbigen; man gab ihm sogar Schuld, bei dem Tode des Mulatten Clervaux und einiger Anführer seiner Kaste, die plötzlich in den letzten Tagen der Kaiserregierung starben, seine Hände eingemischt zu haben. Eben derselbe ergriff Maßregeln, um die Mulatten von einander entfernt zu halten; er konnte sie aber nur halb durchsetzen, denn als die constituirende Ver-

sammlung in Port-au-Prince zur fest entschiedenen Wahl des Staatsoberhauptes zusammen gekommen war, so ernannte sie den 27. December 1806 Pétion zum Präsidenten der haytischen Republik und traf zugleich Beschlüsse über die Verfassung derselben.

Die Schlacht, welche darauf am ersten Tage des nächsten Jahres auf dem Felde von Cibert *) zwischen den beiden Nebenbuhlern vorfiel, hatte, wie schon früher anderswo bemerkt wurde, den Präsidenten Pétion genöthigt, sich in Port-aux-Crimes einzuschließen; denn so nannten die Anhänger Christophe's Port-au-Prince. Später, gegen das Ende des Jahres 1807, hatte die Empörung des Negers Johann Baptiste Perrier, auch Gauman oder Goman genannt, den Bezirk von Jérémie und einen Theil des Südens zu Christophe's Partei hinübergezogen.

Der General Rigaud war 1810 aus Frankreich entwichen, wo man ihn seit 1803 festgehalten hatte; er kam aus den vereinigten Staaten den siebenten April, mitten in der Nacht, in Cayes an. Man beschuldigte damals die französische Regierung, die Entweichung dieses im Süden von St. Domingo angebeteten Heerführers begünstigt zu haben, in der Hoffnung, durch sein Wiedererscheinen Spaltungen auf der Insel zu erregen. Pétion nahm anfänglich seinen alten General mit Begeisterung auf und ernannte ihn zum Befehlshaber über die Provinz des Südens; bald aber wurde er eifersüchtig auf die Beweise der Anhänglichkeit, welche Rigaud auf seinem Posten erhielt. Es erfolgte ein

*) Vergl. Seite 134.

Bruch zwischen den beiden Häuptern, und einige Wochen hindurch theilte sich die französische Partei von St. Domingo in drei stark gesonderte Regierungen; die des Nordens und des nördlichen Gebiets auf der Westseite stand unter Christophe; die der mittäglichen Gegenden im Westen unter Pétion und endlich der Süden unter Rigaud.

Glücklicher Weise dauerte die Trennung zwischen den beiden Häuptern der Mulatten nur kurze Zeit; Christophe hatte bei der Nachricht derselben auf Port-au-Prince losgehen wollen. Ein Vereinigungsvertrag, der in Miragoane unterzeichnet wurde, brachte die beiden Befehlshaber der Farbigen gegen den schwarzen Präsidenten in die Waffen, der ihre Verbindung schnell genug erfuhr, um sich ohne Schwertschlag zurückzuziehen.

Nach Entfernung der Gefahr erwachte der Haß zwischen den beiden Mulatten von Neuem. Denn 1811 empörten Pétion und Goman, die sich endlich vereinigt hatten, die Besatzung von Cayes gegen Rigaud, während Christophe an der Befestigung seiner Macht in den ihm unterworfenen Gebiete arbeitete und sich die Königskrone aufs Haupt setzte. Rigaud, kräftig unterstützt von seinem Lieutenant Borgella, der die Empörer in die Flucht jagte, überlebte diesen letzten Angriff auf seine Macht nur um einige Tage, und starb auf dem Landsitze Laborde, nachdem er den Mulatten Borgella zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Dieser blieb nicht lange im ruhigen Besitze seines Erbes: Pétions Politik rief Uneinigkeit zwischen dessen Generalen hervor, und diese innern

Kämpfe drohten dem Westen und Süden eine nahe Unterwerfung, als ein unerwarteter Angriff von Christophe die Streitenden durch das Interesse der gemeinsamen Vertheidigung unter dieselben Fahnen zusammenführte. Schon war ein Theil von der Flotte des schwarzen Königs auf die Seite der Republikaner übergetreten, doch ohne Vortheil für Pétion, denn die meisten Schiffe, die zu ihm hatten stoßen wollen, waren von einer englischen Fregatte erreicht und genommen worden. Um sich zu rächen, überschritt Christophe zum letzten Male die Grenze seines Königreichs gerade in der Zeit, wo sich Pétion im Süden der Insel befand: allein dieser Anführer hatte in Port-au-Prince einen alter ego, den farbigen General Boyer zurückgelassen, seinen Secretär und Freund, der ihm später in der Regierung gefolgt ist. Anfänglich war dieser außer Stande, den königlichen Truppen Einhalt zu thun und Christophe an der Belagerung von Port-au-Prince zu hindern: indessen fühlte er sich bald darauf durch Vereinigung mit Borgella stark genug, die Belagerer auf ihr eigenes Gebiet zurückzutreiben.

Während Christophe den Krieg im Westen führte, hatten die Mißvergnügten im Norden sich zum Umsturze seiner Macht verschworen: Boyer's Erfolge, so glaubten sie, würden schnell über das Daseyn des Königthums entscheiden, allein die Unschlüssigkeit Pétion's, wo nicht seine Politik, die in dem Versuche der Machterweiterung die Gefahr des Verlustes erblickte, waren Ursache, daß es nicht zu weiteren Unternehmungen kam. Die-

ser Krieg war der letzte zwischen den beiden eifersüchtigen Staaten und seit dem Ende desselben ist bis 1814 nichts von Bedeutung auf Hayti vorgegangen, das einen Platz in der Geschichte verdient. Hier bietet sich daher ein schicklicher Ruhepunkt dar zu einem allgemeinen Ueberblick der Regierung und des Hofes von Hayti.

Bald nach der Krönung Christophe's, am zweiten Juni 1811, in Cap français, das von dieser Zeit an Cap Henry getauft wurde, machte der Graf de la Limonade, Sekretär des Königs, ein Werk über die Thronbesteigung seines Gebieters bekannt, das sich nach seinem Ton und Gehalt nicht unwürdig an ähnliche Erzeugnisse europäischer Reichshistoriographen reiht *). Ein kurzer Abriß der Begebenheiten seit dem Tode des Kaisers Johann Jacob bis zur Durchsicht der Verfassung steht als Einleitung an der Spitze; angefügt ist eine Ode über die Einnahme des Mole von St. Nicolas unter der Anführung Christophe's; der Verfasser, der sich nicht genannt hat, verräth Schwung und Leichtigkeit.

Dem oben mitgetheilten Verfassungsentwurfe folgten verschiedene Edikte, unter denen die merkwürdigsten sind: 1) das vom 5. April, welches einen Erbadel mit Titeln, Einkünften und Lehen

*) Der vollständige Titel desselben lautet: Relation des glorieux événements, qui ont porté leurs Majestés royales sur le trône d'Hayti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du Roi Henry I. et de la Reine Marie Louise.

einführte; ein anderes, erlassen in demselben Monate, schuf vier Prinzen, acht Herzoge, zwei und zwanzig Grafen, sieben und dreißig Barone und vierzehn Ritter; 2) ein Edikt vom siebenten April gründete in der Capstadt den Sitz eines Erzbischofs, ernannte den Erzbischof zum Großalmosenier des Königs und verordnete außerdem für Gonaïves, Port-au-Prince und Cayes drei Suffraganbischöfe (Port-au-Prince und Cayes waren um diese Zeit in Pétion's und Rigaud's Gewalt); 3) ein Edikt vom 13. April 1811 bestimmte das große Costüme des Adels nach den verschiedenen Ordnungen desselben; 4) ein Edikt vom 30. April gründete den königlichen und militärischen Orden St. Henry, versah ihn mit 300,000 Franken jährlicher Einkünfte und setzte die Zahl der Mitglieder auf 16 Großkreuze, 32 Commandeurs und 250 Ritter fest; 5) ein Edikt vom Monat Mai betraf das Haus und die Familie des Königs, und zählte zu dem Ende verschiedene Großoffiziere, 9 Gouverneurs der Paläste und 7 Gouverneurs der Schlösser, 14 Kammerherren, 14 Pagen, 5 Ceremonienmeister, Waffenherolde u. s. w. auf.

Eine flüchtige Erörterung des königlichen Almanachs für das Jahr 1814 giebt den vollständigsten Begriff von der Regierung und dem Hofe Christophe's. Er fängt an mit einem Verzeichnisse der herrschenden Herkömmlichkeiten, dahin gehören unter andern die Tage der katholischen Heiligen, die Feste aller Kirchenpatrone auf königlichem Gebiete, ferner sieben Nationalfeste: das erste betrifft die Unabhängigkeit von St. Domingo, das zweite

die Gründung der Monarchie, das dritte die Krönung des Königs und der Königin, das vierte, fünfte und sechste die Geburtstage des Königs, der Königin und des Kronprinzen, das siebente die Feier des Ackerbaues.

Hieran schließt sich eine kurze Skizze über das Königreich Hayti. Die Grundsätze des Feudalsystems, heißt es, sind in demselben unbekannt; die Titel des Erbadels, des königlichen und militärischen Ordens St. Henry werden dagegen als Belohnungen angegeben, welche diejenigen erhalten, die ihr Leben dem öffentlichen Wohle oder der Vertheidigung des Vaterlandes und des Königs weihen.

„Die Gesetzgebung besteht in einem Codex einfacher, klarer, genauer Gesetze, die den Sitten, den Gebräuchen und dem Charakter des Volkes angemessen sind."

„Ein besonderer Codex beschäftigt sich mit dem Ackerbau, eine Erscheinung ohne Beispiel bei den übrigen Völkern; er bestimmt die gegenseitigen Pflichten der Eigenthümer, der Pächter und der Landbebauer, die Polizei in den Pflanzungen, den Gewinn und die Zubereitung der verschiedenen Erzeugnisse des Bodens; mit einem Worte die gesammte Landwirthschaft von Hayti; die Grundsätze dieses Codex sind von der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Menschlichkeit diktirt."

„Die Ehe wird geehrt, begünstigt und ermuntert; kein unverheiratheter Haytier erhält irgend einen ausgezeichneten Posten. Die Scheidung wird nicht geduldet."

„Man ermuntert die fremden Kaufleute, sich

auf Hayti niederzulassen; der König ist sogar geneigt, sie aus seinem Vermögen zu unterstützen, vielen hat er bereits wichtige Hülfsleistungen erwiesen."

Darauf folgt das „rothe Buch" oder der Hofkalender von Hayti. Das erste Kapitel trägt die Ueberschrift: „Königliche Familie" und berührt die besonderen Gebräuche in Betreff Sr. Majestät des Königs Heinrich, Ihrer Majestät der Königin Marie Luise, und ihrer vier Kinder, nämlich zweier Söhne und zweier Töchter.

Das zweite Kapitel enthält die Namen und Titel der Großoffiziere des Staats, des Generalobersten der haytischen Garden, des Großmarschalls von Hayti, des Ministers und Staatssekretärs der auswärtigen Augelegenheiten, des Erzbischofs, des Großalmoseniers des Königs, des Oberceremonienmeisters.

Das dritte Kapitel handelt von den Aufenthaltsorten des Königs, der Königin, des Kronprinzen, der königlichen Prinzessinnen und der königlichen Haustruppen. Es werden neun Paläste und achtzehn Schlösser angegeben. Einer der Paläste heißt: Sans Souci und eines der Schlösser: Le chateau des Délices de la reine. Ferner eine Bestimmung der gewöhnlichen Anzahl der Kammerherren, der Sekretäre, der Bibliothekare, der Pagen, der Palastgouverneure, der Aerzte, der Chirurgen. Die Haustruppen bestehen aus einem Generalstabe, einem Corps reitender Artillerie, zwei Compagnien Gardes-du-Corps, drei Eskadronen Chevaux

légers und einem Infanterieregimente von fünf Bataillonen.

Das fünfte Kapitel liefert eine Liste des großen Staatsraths und des Privatraths. Der große Staatsrath bildet zugleich den obersten Gerichtshof in Angelegenheiten vornehmer Verbrecher und öffentlicher Beamten, die der Veruntreuung angeklagt sind. Er schreitet ferner gegen Verschwörer ein und ist zugleich rücksichtlich der untern Behörden das Oberapellationsgericht.

Das sechste Kapitel giebt Rechenschaft von dem königlichen und militärischen St. Henry-Orden.

Das siebente Kapitel schildert die verschiedenen Staatsdepartements, den Geschäftskreis des Staatssekretärs, der Kanzlei, des Kriegs- und Marinedepartements, des Departements der Finanzen und des Innern, das der Justiz und des Großadmirals.

Das achte Kapitel handelt von der Geistlichkeit. Die römisch-katholische Religion wird auf Hayti allein anerkannt und öffentlich ausgeübt. Unter dem Erzbischofe, der von dem Erzbischof zu Palermo geweiht ist, stehen ein Kapitel, ein Seminar und ein Collegium. Jedem der drei Bischöfe ist ein Kapitel nebst einem Seminar beigegeben mit dem Genusse beträchtlicher Einkünfte.

Das neunte Kapitel führt die Ueberschrift: „militärische Organisation des Königreichs" und enthält ungefähr funfzig Seiten. Die Liste der Landmacht spricht von funfzig Bataillonen, zur Seemacht werden zwei Viceadmiräle, zwei Divisionschefs, zwei Schiffskapitäne, vier Fregattenkapitäne u. s. w. gezählt.

Das zehnte Kapitel bezeichnet die Intendanten des Finanzwesens, die Aufseher der Gärten, der Gewässer, Wälder und Gebäude, die Direktoren der Münze, die Oberaufseher des Gewichtes und des Maaßes.

Das elfte Kapitel giebt die Justizeinrichtung an, die Liste des obersten Gerichtshofes, der Advokaten und Rechtskandidaten der höhern Gerichtshöfe, der Richter und Beamten der Admiralität und des kirchlichen Forums, der Notare, der Aufseher und Auktionatoren.

Das zwölfte Kapitel setzt die Postverordnungen auseinander.

Das dreizehnte Kapitel unter der Aufschrift: „Oeffentlicher Unterricht", geht auf den Zustand der Schulen, welche der König gegründet hat, deren Professoren und Lehrer er besoldet, unter Austheilung von Preisen an die ausgezeichnetsten Zöglinge.

Das vierzehnte Kapitel unter der Ueberschrift: „Schöne Künste", enthält die Liste der königlichen Akademie der Musik und der königlichen Mahler.

Das funfzehnte Kapitel liefert ein Verzeichniß der königlichen Schauspieler, und das sechszehnte zählt die Personen auf, denen die Gestüte und Schäfereien untergeben sind.

Das Ganze schließt mit der Schilderung der Hofetikette, den Ceremonien bei den Präsentationen und Audienzen u. s. w.

Neunte Periode.

Schritte der französischen Regierung, um sich mehr oder weniger in das frühere Verhältniß zu setzen. — Gegenmaßregeln der haytischen Regierungen. — Tod des Königs Christophe; bald darauf stirbt auch Pétion, an dessen Stelle Boyer tritt. — Unter ihm vereinigt sich ganz Hayti zu einer Republik. — Frankreich erkennt im Fortgange der Unterhandlungen die volle Unabhängigkeit Hayti's gegen eine Entschädigungssumme an. — Blick auf die bestehende Verfassung.

Unter der Kaiserregierung war Frankreich gezwungen worden, vergeblich auf die Wiedererobrung St. Domingo's zu hoffen. Stärkere Interessen, nebst der Unmöglichkeit, während des Krieges zwischen England und Napoleon eine Flotte auszusenden, hatten das noch immer obschwebende Vorhaben eines neuen Angriffs von einer Zeit zur andern unausführbar gemacht.

Als Napoleon zum ersten Male auf die Regierung verzichten mußte, glaubten die ehemaligen Colonisten, daß der Friede, welcher mit der Restauration eintrat, ihnen auch das Verlorene wiederbringen würde: es wurde bei der Kammer der Deputirten ein Gesuch eingegeben und tausend verschiedene Entwürfe, die sich mit der Wiedererobrung St. Domingo's beschäftigten, theils auf dem

Wege der Unterhandlungen, theils durch Waffengewalt; tausend Verwaltungspläne, worunter die meisten die originelle Krankheitsspur der alten Vorurtheile trugen, durch welche Frankreich früher den Verlust der Insel verschuldet hatte; tausend solche politische Seifenblasen flogen von allen Seiten in die Luft. Die Kammer übergab das an sie gerichtete Gesuch einer Commission, bei welcher der General Desfourneaux, der seit 1791 bis 1803 fast in allen Kriegen gegen die Schwarzen mitgefochten hatte, zum Berichterstatter ernannt wurde. Das Gutachten der Commission wurde bald öffentlich bekannt. Die Handelsvortheile, welche Frankreich aus dem Besitze der Insel gezogen hatte, waren darin übertrieben, und nicht richtiger sah es mit den vorgeschlagenen Maaßregeln aus, welche die Colonie unter Frankreichs Hoheit zurückführen sollten. Die Regierung hatte sich keine authentische Aufklärung verschaffen können, hinsichtlich der Stimmung der Anführer, die neben einander auf Hayti herrschten; dessenungeachtet begründete der Berichterstatter auf die vorgebliche Kenntniß ihres Charakters die Ueberzeugung, daß sie ohne Schwierigkeit die Oberhoheit Frankreichs anerkennen würden, und für diesen Fall bat er den Monarchen, diesen und den andern Befehlshabern, welche der Bericht bezeichnete, das Ansehen und alle die Vortheile des Glücks zu verbürgen, welchen sie der Gunst der Umstände zu danken hatten; da es endlich möglich wäre, daß der gehoffte Erfolg ausbliebe, so ersuchte man die Regierung in Unterwürfigkeit, zugleich eine hinreichende Land- und

Seemacht abzusenden, um die Colonie in Besitz zu nehmen.

Der Berichterstatter schlug schließlich der Kammer vor, bei der höchsten Gewalt auf Gesetze anzutragen für die innere Verwaltung von St. Domingo, so wie auf eine Vorschrift der Aufführung für die Schwarzen, die entweder schon Hayti bewohnten, oder erst künftig dahin kommen würden; endlich sollten die bürgerlichen und politischen Rechte aller Eigenthümer in der Colonie festgesetzt werden, von welchen Farben sie auch sein möchten.

Dieser Bericht erregte unter den ehemaligen Colonisten ein allgemeines Freudengeschrei, sie rechneten nicht bloß auf die Wiedererlangung ihrer Grundstücke, sondern auch des beweglichen Menschengutes, welches dieselben ehedem bestellte. Es war in der That ziemlich unvernünftig, zu meinen, daß die in dem Berichte ausgesprochenen Maaßregeln günstige Folgen haben könnten; dazu kam, daß England, welches gegen Frankreich mit bedeutenden Forderungen im Rechte war, die unmittelbare Aufhebung des Sklavenhandels verlangte; unglücklicherweise verschob man die Ausführung dieses gesetzlichen Abschlusses noch fünf Jahre hinaus. Man hoffte, daß dieser Termin hinreichen würde, um den Sklavenbestand in den haytischen Pflanzungen mit einigen Ladungen Afrikaner vollzählig zu machen.

Bald mußte man die chimärische Hoffnung aufgeben, welche der Sinn des Berichtes schmeichelnd gepflegt hatte, daß nämlich die Häupter der Regierung auf St. Domingo mit Vergnügen die Ober-

hoheit Frankreichs anerkennen und sich derselben unterwerfen würden; daß die muthige Bevölkerung dieser Insel, die noch das Schwert in der Hand hielt, welches sie gegen das schönste feindliche Landungsheer geführt hatte, einer französischen Eskadre die Erlaubniß geben würde, ihr die Stunden und Bedingungen der Arbeit vorzuschreiben, und den Pflanzern mit ihren Peitschen und Stöcken wieder Besitzungen anzuweisen, die gleich den Nationalgütern in Frankreich neue Herren gefunden hatten, welche eben so entschlossen waren, selbe zu behaupten und zu vertheidigen, als diejenigen sein mochten, denen die Charte so eben ihr altes Eigenthum zugesichert hatte.

Der folgende Brief entwickelt besser als jede geschichtliche Darstellung den sittlichen Zustand des Königreichs Hayti, sowie der nördlichen Bevölkerung unter den gegenwärtigen Umständen. Es waren dem Könige Christoph durch einen in London wohnhaften Franzosen Mittheilungen, jedoch ohne offiziellen Charakter, gemacht worden; der Graf de la Limonade, Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Hayti, antwortete darauf folgendermaßen:

„Mein Herr,"

„Ihre Briefe vom 21. März und vom 5. April sind mir nebst ihren Duplikaten durch die englische Brigg le Vigilant, Kapitän Flanagan, die den 19. Mai im Hafen des Cap Henry eingetroffen ist, übermacht worden, so wie le Bedfort, Kapitän Hackfield und le Smolensk, Kapitän Jowsey, die

gestern angekommen sind, mir Ihre Zeitungen und andere Papiere mitgebracht haben."

„Ich habe diese Briefe dem Könige überreicht, der sie mit voller und verdienter Aufmerksamkeit hat vorlesen hören."

„Die Nachrichten, die Sie uns von den großen Ereignissen in Europa und besonders in Frankreich mittheilen, sind dem Könige sehr angenehm gewesen. Se. Majestät, die sorgfältig dem Faden der Begebenheiten gefolgt ist seit dem Rückzuge von Moskau und den Bewegungen in Deutschland, hatte daraus geschlossen, daß Napoleon ohne Hülfe einer allgemeinen Bewaffnung Frankreichs seinen zahlreichen Feinden nicht würde die Spitze bieten können, die um so furchtbarer erschienen, je mehr ihnen die Erfahrung sagte, daß sie langwierige Streitigkeiten beizulegen hatten, und daß ihr Dasein und die Ehre ihrer Throne auf dem Spiele stand."

„Das, was Se. Majestät vorausgesehen hatte, ist zum Theil in Erfüllung gegangen durch den Sturz des unversöhnlichen Weltfeindes; indessen wird die allgemeine Ruhe gefährdet bleiben so lange als Napoleon lebt."

„Se. Majestät erblickt neue Bürgschaften für die Sicherheit des Königreichs in den menschenfreundlichen Grundsätzen, welche die europäischen Regierungen, wie es scheint, anzunehmen wünschen. Dessenungeachtet hat eben dieselbe, seit der Vertreibung der Napoleonschen Trabanten vom haytischen Boden, keinen Augenblick versäumt, um sich auf den Krieg und den hartnäckigsten

Widerstand, im Falle eines Angriffs, gefaßt zu halten."

„Die Vertheidigungsmittel sind noch erhöht worden durch die vollständige Dienstbefähigung der Truppen, die Verproviantirung der Festungen und andere Mittel, zu denen man neuerlich geschritten ist, seitdem die Friedensunterhandlungen zwischen Napoleon und England unter Oestreichs Vermittelung eröffnet worden sind; von denen uns hier Kunde durch die Zeitschriften zugekommen ist, und besonders durch die verschiedenen Dokumente und kostbaren Nachrichten, die Sie uns mitgetheilt haben, und durch welche Se. Majestät sich in den Stand gesetzt sieht, alle erforderlichen Maßregeln zu ergreifen."

„Aber wenn die Politik einerseits Se. Majestät zur Ergreifung der nothwendigen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln geführt hat, so ist andererseits auch der Flor des Ackerbaues die unablässige Sorge der Regierung gewesen, wie Sie sich hier durch die außerordentliche Menge von Lebensmitteln überzeugen können, die aus den Häfen dieser Insel abgegangen sind."

„Sie müssen aus den verschiedenen Akten der Regierung Sr. Majestät seit Ihrer Thronbesteigung bemerkt haben, daß dieselbe nie das französische Volk mit den Gewalten verwechselt hat, die an der Unterdrückung Hayti's arbeiteten; eben dieselbe hat fortwährend dem ruhigen Handelsverkehre Sicherheit, Schutz und Erleichterung angeboten in derselben Zeit, wo sie entschlossen war,

alle Feinde zurückzuweisen, die es wagen möchten, uns in die Sklaverei zurückzustürzen."

„Sie können, mein Herr, erklären, und Sie sind gegenwärtig dazu ermächtigt, daß Se. Majestät mit Vergnügen diejenigen französischen Schiffe zulassen wird, die nach den Formen des Gesetzes für die Häfen von Hayti bestimmt sind; sie sollen, gleich den Unterthanen der mit uns befreundeten Mächte, welche mit uns friedlichen Handel treiben, behandelt und beschützt werden, wofern sie sich pünktlich den Gesetzen des Königreichs fügen. Sie können den französischen Kaufleuten diese Versicherung ertheilen und diese Erklärung im Wege der Journale zur Oeffentlichkeit bringen."

„Eine neue Ordnung der Dinge beginnt: Se. Majestät überläßt sich der tröstenden Hoffnung, an Frankreich eine gerechte und menschenfreundliche Regierung zu finden, die in der Ueberzeugung, daß Gewalt unzulänglich ist, um uns wieder in die Sklaverei zurückzuführen, nicht vergessen wird, daß wir nie aufgehört haben, ihren unversöhnlichsten Feind zu bekämpfen vom Anfange seiner Regierung bis zu seinem Sturze, und daß wir niemals den Vorschlägen Gehör schenken mochten, womit seine Geschäftsführer von allen Seiten uns entgegen kamen."

„Se. Majestät schmeichelt sich, daß sie menschliche Gesinnungen bei einem Monarchen antreffen wird, der in der Schule des Unglücks gewesen ist."

„Allein bei der Ungewißheit über das Verhalten, welches der neue König gegen uns zu behaupten gesonnen ist, können wir weder irgend einen

Weg noch Schritt einschlagen, wozu Sie uns einladen, bis wir bestimmt von den königlichen Absichten unterrichtet sind."

„Es gebührt Ihnen, mein Herr, der Sie mit einer grenzenlosen Anhänglichkeit und Treue so standhaft die Interessen des unglücklichen Monarchen vertheidigt haben, dem Sie dienen; und der Sie durch so viele Bande an die Sache des Königs Heinrich geknüpft sind und die Entwürfe Englands kennen; es gebührt Ihnen, den Weg zu bahnen, auf welchem sich die beiden Mächte über ihre gegenseitigen Interessen, so wie über ihre Unterthanen, verständigen können."

„Demzufolge dürfen Sie nicht zweifeln, daß Se. Majestät alle gerechte und vernünftige Vorschläge, die man etwa thun will, günstig anhören wird, und daß sie bereit ist, einen beglaubigten Repräsentanten aufzustellen, um ihre und ihres Königreichs Interessen erörtern zu lassen."

Die Gesinnungen und Absichten der südlichen Einwohner stimmten mit denen im Norden zusammen. Die Regierung hatte amtlich entschieden, daß man bei dem ersten Anzeichen eines Angriffes alle Städte in Brand stecken und Alles zerstören würde, was nicht ins Gebirge fortgeschafft werden könnte. Die Arsenale waren mit Lunten angefüllt, um sie nöthigenfalls jeden Augenblick anzuzünden. Diese politischen Maßregeln, erörtert im Rathe, waren kraft des fünften Artikels der Verfassung vom 30. Mai 1805 beschlossen worden; er lautete im Grundtexte: „Beim ersten Kanonenlärmschuß werden die Städte verschwinden und die Nation

wird aufstehen.“ Dazu gesellte sich das noch frische Andenken an den großen Brand von Moskau, dessen zerstörende Flammen Rußland von der Herrschaft Frankreichs und ganz Europa vom Soldatendespotismus befreit hatten.

Der folgende Brief, datirt von Port-au-Prince, ist nicht weniger interessant, als der eben mitgetheilte; er wurde den ersten August 1814 von einem dort ansässigen Engländer an einen seiner Landsleute gerichtet.

„Das gegenwärtige Schreiben soll Ihnen einen Begriff von unserer Lage und unsern Besorgnissen geben, seitdem die letzte Umwälzung auf dem Festlande vorgegangen ist. Ich kann meine Blicke nicht ohne Entsetzen auf die Blut- und Mordscenen richten, mit denen man für den Fall umgeht, daß die Franzosen diese Insel mit einem Angriffe heimsuchen sollten. Das Volk würde, wenn man nach seinem gegenwärtigen Gefühle urtheilen darf, keinen Vorschlag mit Geduld anhören, der den Grundsätzen der Unabhängigkeit zuwiderliefe. Ich habe mit dem Präsidenten Pétion mehrere Jahre hindurch in enger Verbindung gestanden und ich kann Ihnen versichern, daß ich nie einen liebenswürdigeren und tugendhafteren Mann gekannt habe. Er ist der Abgott des Volkes und das Zutrauen auf ihn hat keine Grenzen.“

„Er würde aber lieber seine ganze Macht einbüßen, ehe er sich das Vorhaben unterschieben ließe, diese Colonie an Frankreich zurückgeben zu wollen. Die eingezogenen Nachrichten sprachen von einem Angriffe im Monate December. Die Regierung

hat amtlich bekannt gemacht, daß man beim Erscheinen des Feindes sogleich die Städte in Brand stecken und Alles zerstören soll, was den Feinden vortheilhaft sein könnte. Zu gleicher Zeit hat sie uns mit der Hoffnung getröstet, uns alle unsere Verluste und ausstehende Schulden zu vergüten, sobald der Feind würde von der Insel vertrieben sein und die Finanzen sich wieder geordnet hätten."

„Es gewährt in der That ein schauderhaftes Schauspiel, alle die Vorkehrungen zu sehen, die man trifft zur Zerstörung der Städte und alles desjenigen, was sich nicht ins Gebirge bringen läßt. Die Zeughäuser sind mit Brandfackeln angefüllt, die beim ersten Signal angezündet werden sollen, und wenn man sich auf dem Stadthause nach den Vertheidigungsmitteln erkundigt, so lautet die Antwort: „„Sehet auf Moskau; wäre Moskau nicht zerstört worden, so würde Napoleon noch immer der Tyrann von Europa sein.""

„Ich gestehe, daß ich diese Ansicht für gründlich halte; was mich betrifft, so hoffe ich, mich mit meinem Vermögen weit von hier zu entfernen, um nicht einen Augenzeugen bei den tragischen Auftritten abzugeben, die im Werke sind. Die beiden Parteien Pétion's und Christophe's können über 60,000 Mann ins Feld stellen; die Soldaten sind zu Gefahren und Strapazen abgehärtet. Ich kann Ihnen versichern, daß ich bei der Belagerung dieser Stadt in ganzen Regimentern Handlungen der Tapferkeit bemerkt habe, die den besten europäischen Truppen Ehre machen würden. Alle Forts und Festungen in den Gebirgen sind mit Munition

und Lebensvorräthen aus der umliegenden Gegend versehen. Dieß ist gegenwärtig der Zustand von Hayti; dieß sind die Zubereitungen, womit man sich zur Menschenvertilgung anschickt, und Alles dieß geschieht nach der Anordnung des aufgeklärtesten und tugendhaftesten Mannes der gesammten Bevölkerung. Meine Seele versinkt in Schmerz, wenn ich daran denke. Die Absicht, so viele Menschenarbeiten zerstören zu wollen, ist nicht menschenfreundlich und von keiner leichten Ausführung. Einige Monate werden entscheiden, ob die schönste Gegend Amerika's eine unfruchtbare Wüste oder ein blühender Staat sein soll."

Indessen sandte Malouet, Minister der Colonien, im Laufe des Junius drei Commissäre nach Westindien ab, mit dem Auftrage, der französischen Regierung in Beziehung auf die Lage St. Domingo's und auf die Maßregeln der Anführer Aufschluß zu geben. Die Wahl, die man in diesen Commissären getroffen hatte, war nicht von der Art, daß sie die haytische Regierung über die beabsichtigten Folgen derselben beruhigen konnte; die drei Commissäre waren Dauxion-Lavaysse, de Medina und Draverman; der erste war unter Robespierre Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen; der zweite hatte auf St. Domingo in Toussaint's Heere gedient und den Truppen Leclerc's einen wichtigen, ihm anvertrauten Posten übergeben.

Die erhaltene Weisung schrieb ihnen vor, sich unverzüglich nach Jamaika oder Portorico zu begeben; sie wandten sich nach England und reisten

in einem Paketboot von Falmouth nach Jamaika ab, wo sie gegen Ende des August ankamen.

Den 6. September knüpfte Lavaysse, als Haupt der Commission, sein Geschäft an, indem er von Kingston aus an den Präsidenten des Südens den ersten Brief schrieb, der ohne Wirkung und anfänglich auch ohne Antwort blieb.

Den 1. Oktober richtete derselbe Geschäftsführer einen andern Brief an Christophe; dieses Sendschreiben, welches eine seltsame Mischung von Schmeicheleien und Drohungen enthielt, rief von Seiten des Staatsraths eine Adresse in den stärksten Ausdrücken und eine Antwort des Staatssekretärs Prezeau hervor, die dem französischen Commissär alle Hoffnung nahm, sein Unternehmen auszuführen.

Den 24. September, nachdem er achtzehn Tage gewartet hatte, erhielt er von Pétion eine Einladung, sich nach Port-au-Prince zu begeben; bei seiner Ankunft in diese Stadt stellte er an das Oberhaupt der Republik folgende Forderungen auf:

1) Daß der Präsident die Oberhoheit Frankreichs anerkennen und bekannt machen sollte;

2) daß der Präsident und die übrigen Einwohner, dasjenige nachahmend, was in Frankreich beim Sturze Napoleons geschehen sei, eine provisorische Regierung unter dem Machtgebote Frankreichs bilden sollten;

3) daß sie die weiße Fahne aufpflanzen sollten.

Zur Vergeltung dieser Folgsamkeit versprach Lavaysse dem Präsidenten und seinen Genossen eine ehrenvolle Auszeichnung und Belohnungen; er ver-

sicherte ihnen, daß die Fortschritte der Aufklärung die Vorurtheile der Tyrannei zerstört hätten, und daß Ludwig wie Gott, dessen Stellvertreter er sei, gegen alle seine Unterthanen dieselbe Zuneigung hege, ohne Unterscheidung der Farbe.

In dem zuletzt erwähnten Briefe überhäufte Lavaysse den gestürzten Kaiser Napoleon mit Schmähungen, welche man nach der damaligen Mode zu übertreiben pflegte; er sprach dergleichen auch gegen Leclerc und alle Anführer bei der Unternehmung von 1802 aus, die ihm insgesammt nur Räuber dünkten.

Pétion's Antwort war vernünftig und gemäßigt. Der Präsident hatte ohne Anfrage beim Senate nichts entscheiden können, doch durfte er daran erinnern, daß die französische Revolution der schwarzen und gemischten Bevölkerung von Hayti, die derselben anfänglich entgegen gewesen, nicht geringere Uebel zugefügt hatte, als den Weißen, den begeisterten Freunden ihrer Grundsätze, die später als die wärmsten Bewunderer aller Regierungen auftraten, die ihnen den Umsturz derjenigen Einrichtungen versprachen, durch welche die Sklaverei war gebrochen worden.

Den zweiten November wurde eine allgemeine Versammlung der haytischen Behörden in Port-au-Prince zusammenberufen; man beschloß in ihr einmüthig, das Ansinnen Frankreichs zu verwerfen. Der Präsident theilte diesen Beschluß Lavaysse unmittelbar mit, nebst den Beweggründen, auf denen er beruhte. Eine Supplementnote erklärte, daß die haytische Republik, beseelt von dem Wun-

sche, die Handelsverhältnisse zwischen Frankreich und dessen ehemaliger Colonie wieder herzustellen, in die Festsetzung einer Entschädigungssumme eingewilligt habe, welche den alten Colonisten für ihre erlittenen Verluste ausgezahlt werden solle; wogegen diese vollständig und gänzlich ihren Rechten und Ansprüchen zu entsagen hätten.

Lavaysse hatte keine Vollmacht, um unter den angebotenen Bedingungen zu unterhandeln; er verließ Port-au-Prince in den ersten Tagen des Novembers und die Sachen blieben auf ihrem früheren Stande.

Franco de Medina, der Geschäftsgenosse von Lavaysse, war in seinen Absichten auf den Norden noch weit unglücklicher. Er wurde auf Christophe's Befehl verhaftet und den 12. November 1814 auf dem öffentlichen Platze des Cap ausgestellt, damit jeder im Stande sei, ihn zu fragen; so besagte die königliche Proklamation, welche ihn wegen seiner Entwürfe beim haytischen Volke anklagte.

Der 19. Januar theilte der Moniteur universel folgende Protestation mit:

Paris, den 18. Januar 1815.

„Den Minister, Staatssekretär der Marine und Colonien, hat dem Könige die in öffentlichen Blättern enthaltenen Briefe vorgelegt, welche der Oberst Dauxion-Lavaysse von Jamaika aus unter dem 6. September und 1. Oktober vorigen Jahres an die gegenwärtigen Regierungshäupter von St. Domingo gerichtet hat. Herr Dauxion, dessen friedliche Sendung bloß zum Zwecke hatte, Aufklärungen über den Zustand der Colonie einzuzie-

hen und dieselben der Regierung zu übergeben, war auf keine Weise zu Mittheilungen ermächtigt, die dem Gegenstande der Sendung so stark zuwiderliefen; der König hat darüber sein tiefes Mißvergnügen bezeigt und befohlen, diese seine Mißbilligung zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Der Minister u. s. w. Bennot."

Die ehemaligen Colonisten schmeichelten sich indessen zu sehr mit goldenen Träumen, als daß sie so schnell die Hoffnung aufgegeben hätten, zu welcher sie von Malouet waren verlockt worden. Sie hatten sich so eben durch die Erfahrung überzeugt, daß der Weg der Unterhandlungen zu keinem glücklichen Ergebniß führen konnte; sie befaßten sich also von Neuem mit dem Gedanken der Eroberung. Ihre Partei übte damals einen großen Einfluß auf die Berathungen des französischen Kabinets aus, und ungeachtet der Protestation in Betreff der friedlichen Absichten des Ministeriums, von welchem Dauxion und de Medina beauftragt worden waren, traf man Anstalten zur Rüstung einer Macht, die im Frühling 1815 unter Segel gehen sollte.

Eine Begebenheit, die ganz gegen die gemachte Rechnung eintrat, vereitelte von Neuem die Entwürfe der Colonisten. Ehe die Expeditionsflotte noch auslaufen konnte, durchschnitt Bonaparte das Mittelmeer zwischen der Insel Elba und dem Meerbusen Juan; 20 Tage nachher langte er in Paris an, und den 29. März verfügte er die Abschaffung des Negerhandels, für welchen die auseinander getriebene Regierung sich noch bis 1819 die vorrechtliche Ausübung ausgemacht hatte. Bonaparte

sandte zugleich Anträge nach St. Domingo zu einer Verbindung mit dem Mutterlande, die durch keine Ausnahme bedingt war. Er blieb zu kurze Zeit auf dem Throne, um eine Antwort zu empfangen, und hätte er selbe auch erhalten, so beschäftigten ihn die Anstrengungen, die er dem verbündeten Europa entgegensetzen mußte, viel zu lebhaft, als daß er daran denken konnte, die Drohungen auszuführen, welche jene Depesche begleiteten.

Mit dem Eintritte der zweiten Restauration erneuerten die ehemaligen Colonisten ihre Umtriebe; es vergingen indessen mehrere Monate, ehe sich die Regierung mit ihrem Anliegen beschäftigen konnte. Endlich wurde in der Mitte des Jahres 1816 auf den Bericht des Marineministers eine Verordnung erlassen, die verschiedenen Commissären die Verwaltung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der Insel auftrug, ohne der dort wirklich bestehenden Regierung mit einem Worte zu erwähnen. Diese Commissäre, lauter Colonisten, die der schwarzen Bevölkerung ein Gräuel waren, traten bald darauf ihre Sendungsreise an, nahmen am Bord eines amerikanischen Schiffes ihren Weg die Küste entlang, und sandten in dieser Richtung Briefe an den General Christophe. Dieser absichtlich gewählte Titel, welcher der herrschenden Ordnung der Dinge auf Hayti Trotz bot, war Ursache, daß diese Sendschreiben auf der Stelle unerbrochen zurückgeschickt wurden.

Die französischen Geschäftsführer schlossen jetzt ihre Depeschen in einen Umschlag ein und richteten sie solchergestalt an den Befehlshaber von Gouaïves;

allein auch diese List verfehlte ihren Zweck. Man brachte ihre Mittheilungen zur Oeffentlichkeit und sie mußten darum nicht weniger nach Frankreich zurückkehren, ohne daß sie ihre seltsam überkommene Vollmacht durch irgend eine andere Thatsache hatten an den Tag legen können; denn als sie sich in dem republikanischen Theile der Insel zeigten, wurden sie von Pétion eben so entschieden zurückgewiesen. Dieser Anführer hatte rund heraus erklärt, daß er weder sie noch irgend einen andern fremden Geschäftsführer annehmen würde, wenn derselbe nicht vorläufig ermächtigt wäre, die Unabhängigkeit Hayti's anzuerkennen.

Pétion war 1815 auf die vier nächsten Jahre wieder zum Präsidenten erwählt worden, noch vor dem Ablaufe dieser Zeitfrist legte er, lebenssatt, gequält von körperlichen Schmerzen und aus Furcht, die Verzehrung der physischen Kräfte möchte auch seine sittlichen angreifen und dadurch das Schicksal des ihm anvertrauten Volkes gefährden, Hand an sich selbst, oder vielmehr, er ergab sich dem Tode. Nachdem er sieben Tage hindurch keine Nahrung genossen hatte, starb er den 29. März 1818 in einem Alter von 48 Jahren, weniger 4 Tage; als seinen Nachfolger hatte er Johann Peter Boyer bezeichnet, der seit geraumer Zeit sein zugeordneter Gehülfe in der Sorge für das öffentliche Wohl gewesen war.

Alexander Pétion gehörte als Mulatte zu den Quarteronen, war der Sohn eines reichen Colonisten von Port-au-Prince und einer freien Mulattin. Er griff gleich bei den ersten Unruhen zwi-

schen den Farbigen und Weißen zu den Waffen, und zeichnete sich unter den Schreckensscenen der folgenden Kämpfe eben so sehr durch seine Menschlichkeit, als durch seinen kriegerischen Muth aus. Unter der Dictatur Toussaint's folgte er den farbigen Anführern und hielt sich besonders zu Rigaud, unter dessen vornehmste Offiziere er gehörte; er schiffte sich mit diesem Anführer zu gleicher Zeit ein, als die Wegnahme von Cayes und Jacmel jeden Widerstand unnütz gemacht hatte; bei seiner Rückkehr trat er mit dem Range eines Obersten in das Heer, welches Leclerc befehligte, und trug als solcher zu dem Ausrufe der Unabhängigkeit Hayti's bei, als Rochambeau durch den Tod des Generalkapitäns an die Spitze des Heeres kam, der seine Gewalt auf alle ersinnliche Weise mißbrauchte. Von dieser Zeit war Pétion ein Mann vom ersten Range auf der politischen Bühne Hayti's. Dieser allgemeine Blick auf seine ruhmvolle Laufbahn ist die einfachste Todtenfeier des gesegneten Menschenfreundes.

Johann Peter Boyer, geboren in Port-au-Prince, und um einige Jahre jünger als Pétion, war schon Bataillonschef in der Legion Egalité, als die contrerevolutionäre Partei die Engländer auf Hayti rief. Damals erklärte er sich für die französischen Commissäre Polverel und Santhonax, mit ihnen zog er sich auch nach Jacmel zurück. Während des Krieges im Süden bekämpfte Boyer, unter Rigaud's Befehlen, den ehrgeizigen Toussaint-Louverture, und folgte seinem nach Frankreich flüchtenden Generale, seitdem sich der südliche

Theil von Hayti der Macht des schwarzen Oberbefehlshabers unterworfen hatte. Er schloß sich 1802 der Expeditionsarmee an, so wie alle Farbigen, die eine wahrhafte Anhänglichkeit oder die Rücksicht auf persönliche Vortheile an die Partei Frankreichs gefesselt hielt. Nach dem Tode Leclerc's schlug er sich auf die Seite Pétion's, dem er treu blieb bis zum Tode desselben. Als erwählter Nachfolger Pétion's beharrte er mit Wärme in dem Regierungssysteme, das er früher hatte mit schaffen helfen. Die Geschichte seiner Präsidentschaft hat keinen wesentlichern Gegenstand, als die Verbesserungen in den öffentlichen Geschäften, und jene Begebenheiten, die, nachdem die Republik des Königreichs und der östliche, seit dem Sturze Napoleons wieder spanisch gewordene, Theil zu einem Ganzen vereinigt sind, endlich das Mutterland vermocht haben, auf dem Wege des Rechts die Unabhängigkeit einer Colonie zu erklären, die sich bereits seit zwanzig Jahren und zwar für immer thatsächlich von der französischen Obergewalt losgerissen hatte.

Seit dem Julius 1820 waren Gerüchte über die Gefahr des Königthums im Norden von Hayti bis nach Europa hinüber gedrungen: man sprach von einer wirklichen oder angeblichen Verschwörung, die sieben Großwürdenträger Christophe's angestiftet haben sollten, um eine Republik zu errichten, die der im Süden ähnlich wäre. Eine noch weit größere Neuigkeit verbreitete sich bald darauf: man versicherte, daß der König Heinrich I. in den ersten Tagen jenes Monats gestorben sey, und daß seine

Familie dieses Ereigniß verberge, um eine Revolution zu vermeiden, die dem Kronprinzen Viktor Henry die Nachfolge entreißen könnte. Man weiß jetzt mit Bestimmtheit, daß Christophe noch im Anfange des Oktobers 1820 lebte; indessen hielt ihn ein Anfall von Lähmung in dem Schlosse Sans-Souci, seinem Lieblingsaufenthalte, zurück. Ungefähr um diese Zeit diente der königliche Befehl, welcher einen von den Soldaten geliebten Obersten degradirte, der Besatzung von St. Marc als Gelegenheit oder Vorwand zu einer Empörung. Der General, welcher die Besatzung befehligte, wurde nebst dem Obersten, der seinen degradirten Vorgänger ersetzen sollte, im ersten Ausbruche der aufrührerischen Bewegung umgebracht, und man sandte ihre Köpfe an den Präsidenten Boyer, unter dem Verlangen des Beistandes und Schutzes.

Bei der Kunde des Aufruhrs schickte Christophe am 6. Oktober den 12,000 Mann, die sich auf dem Cap befanden, den Befehl zu, auf St. Marc zu marschiren; aber schon hatten sich die Soldaten nebst ihren Anführern gegen ihn erklärt. Dem verlassenen Könige blieb nur die Garde übrig, die seine Person umgab; er sandte sie gegen die Rebellen des Cap, nachdem er von seiner Sänfte aus Musterung über sie gehalten und jedem Einzelnen vier Dollars geschenkt hatte. Diese Truppen brachen mit der lebhaftesten Begeisterung von Sans-Souci auf, noch ganz besonders angefeuert durch die versprochene Plünderung der Capstadt. Auf halbem Wege stießen sie mit den Aufrührern zusammen, die, unter dem Geschrei: Es lebe die Frei-

heit! auf Sans-Souci losgingen. Sei es nun, daß dieses Geschrei mächtig an ihr Herz schlug, oder daß sie sich von der Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes überzeugten, genug, die Garde ging zu den königlichen Soldaten über und drang mit ihnen gegen die Wohnung des Königs vor, zu dessen Vertheidigung sie aufgebrochen war. Das Gerücht ihres Abfalles langte noch vor ihr selbst an. Sobald Christoph diese Umkehr der Dinge erfahren hatte, zog er sich in sein Zimmer zurück und gab vor, der Ruhe zu bedürfen. Hierauf ließ er seine Gemahlin und Kinder kommen, die sich um das Bett stellten, auf welchem er saß. Er wandte sich mit einigen Liebkosungen an seine Töchter, forderte Wäsche, warf auf seinen Sohn einen Blick des Schmerzes, und ohne weiter ein Wort zu sagen, deutete er seiner Familie an, sich zu entfernen. Man brachte ihm Wasser, er wusch sich Arme und Hände, als ob er sich reinigen wollte, wechselte die Kleider, wand ein Tuch um den Kopf und schickte die Dienerschaft aus seiner Nähe weg. Diese hatte noch nicht die Thür zugemacht, als ein Pistolenschuß sie zurückrief. Christophe war nicht mehr. Die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt, er war rücklings auf sein Bett niedergesunken. Seinen Leichnam trugen Soldaten fort, denen das Vertrauen der Königin einen Ort bezeichnet hatte, wo sie ihn hinbringen sollten; allein wenige Tage darauf fand man den haytischen König, halb von den wilden Thieren verschlungen, in der Nähe eines Waldes, wo man ihn unbegraben hingeworfen hatte. Nach seinem Tode stellte sich der General

Paul Romain an die Spitze des Staates und rief die Republik aus, während eine andere Partei sich für Christophe's Sohn erklärte. Am funfzehnten Oktober traten der Norden und der Nordwesten von Hayti zu einer Republik zusammen und wählten Paul Romain zum Präsidenten. Die Häupter dieser Regierung theilten Boyer die constituirende Akte der getroffenen Einrichtung mit. Dieser schickte sie ungelesen zurück und verweigerte jeden Beistand, so lange der Staat im Norden von der Republik des Südens abgesondert bleiben würde. Dieser Zustand der Trennung dauerte nicht lange. Den 21. Oktober nahm Boyer Besitz von Gouaïves, ohne auf Widerstand zu stoßen; den 22. marschirte er gegen das Cap, wo Tags vorher die vornehmsten Einwohner schon insgesammt Anstalten zu seinem Empfange getroffen hatten. Den 23. hielt er mit 22,000 Mann seinen Einzug. Den 26. wurde er zum Präsidenten ausgerufen. Der folgende Aufruf, unterzeichnet vom General Paul Romain und seinen vorzüglichsten Anhängern, war den 21. desselben Monats bekannt gemacht worden.

„Republik Hayti.

Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit.

Zuschrift an das haytische Volk."

„Bürger und Soldaten, die unterzeichneten Obrigkeiten und Generale kündigen euch mit der lebhaftesten Freude an, daß von jetzt an auf Hayti nur eine einzige Regierung und eine einzige Verfassung besteht."

„Bürger, Soldaten, der Friede ist da, es giebt

keinen Krieg mehr unter uns. Alle Haytier sind Brüder und Verbündete. Der Präsident Boyer und sein Heer werden unverzüglich in dieser Stadt eintreffen, um den Segen des Friedens und der Brüderschaft zu empfangen und zu geben. Bereitet euch, sie mit der wahrhaften Begeisterung aufzunehmen, woran man die rechten Haytier erkennt. Wohlan, laßt uns tausendmal die Losungsworte des vaterländischen Heils wiederholen: Es lebe die Republik Hayti! Es lebe die Unabhängigkeit! Es lebe Freiheit und Gleichheit! Es lebe der Präsident! Gegeben auf dem Stadthause des Cap den 21. Oktbr. 1821, im siebzehnten Jahre der Unabhängigkeit Hayti's."

Christophe hatte ein Alter von 53 Jahren, als er starb. Er war ein Mann von reinen Sitten, jedoch weit mehr in der frühern, als in der spätern Zeit; die Kälte seiner Mittheilung ließ in seinem Geiste mehr Tiefe vermuthen, als er wirklich besaß. Die englischen und französischen Schriftsteller sind uneinig über seinen Charakter. Die ersten, deren Volk und Handel er begünstigte, haben ihn nicht nur als einen Mann von großem Genie dargestellt, sondern auch als einen König, der sich ganz besonders mit einer unparteiischen Verwaltung der Gerechtigkeit beschäftigt habe: die andern haben in ihm nur den blutdürstigen Tyrannen sehen wollen und deßhalb auch die Ursache seines Unterganges in den Ausschweifungen seiner Grausamkeit gesucht. Vielleicht liegt die Wahrheit auch hier, wie so oft, in der Mitte, und bedenkt man, daß die höchste Anstrengung der Herrscherkraft nothwendig

war, um die streitenden Elemente einigermaßen in Schranken zu halten, so darf man Christophe wegen seiner gefährlichen, unnatürlichen Lage eher bedauern als verwünschen; wiewohl er darum keinesweges von dem Vorwurfe empörender Gewaltthätigkeit freizusprechen ist. Sein Kopf versagte, wo es auf einen strengen, fortgesetzten Zusammenhang von Gedanken ankam; sein Wille war desto hartnäckiger und mächtiger. Man mußte anfänglich für ihn unter Toussaint die Ernennung zum General auswirken; kaum aber stand er auf einer Höhe, wo er nur Ein Haupt gegen tausend Untergeordnete über sich hatte, so ließ er der Kraftfülle seines Charakters freien Lauf. Als er zur Oberbefehlshaberwürde und später zum Throne berufen wurde, fand er sich zwischen die Ausübung der unbedingten Gewalt gestellt, die er behaupten mußte und zwischen die Nothwendigkeit, das ihm anvertraute Volk zur gesellschaftlichen Bildung zu erheben. Diese Stellung war falsch. Unwiderstehlich gedrängt, durch den Handel die materielle Kraft seines Reiches zu vermehren, und dessen sittliches Vermögen durch die Erziehung zu entwickeln, und zwar zu derselben Zeit, wo er den freigewordenen Schwarzen eine Arbeitslast auflegte, wie sie diese in den Tagen des eisernen Joches gedrückt hatte, und wo er die sonst gewöhnliche Peitsche der Peiniger durch den Stock der Distriktsaufseher ersetzte, versammelte er von allen Seiten das Licht der Aufklärung um sein verwildertes Volk. Die Folge war unvermeidlich; der Unterricht trug seine Früchte gegen den Despotismus; Christophe unterlag und

der ehemalige französische Antheil der Insel bildete fortan nun einen einzigen Staat unter dem Namen und der Form einer Republik.

Der Präsident Boyer kündigte diese Vereinigung den 26. Oktbr. in folgendem Aufrufe an:

„Haytier, der Tag der Zwietracht und Spaltungen ist dem Tage der Versöhnung und Einigkeit gewichen und dieser Tag ist der angenehmste meines Lebens. Kinder derselben Familie, seid ihr alle versammelt im Schatten desselben heiligen Freiheitsbaumes. Die Verfassung des Staats wird auf ganz Hayti anerkannt vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen. Die Republik zählt auf ihre Bürger als auf Männer, die sich ihrem Dienste und ihrer Unabhängigkeit geweiht haben."

„Ich will euch nicht an die Geschichte eurer Mißgeschicke erinnern; man muß nur daran denken, um sich ähnliche in Zukunft zu ersparen. Als wir die Waffen ergriffen, um die Sklaverei zu vertilgen, der wir seit Jahrhunderten unterworfen waren; als wir unser Blut vergossen und dem Vaterlande die größten Opfer darbrachten, stellten wir uns nicht vor, daß wir die Beute jener ehrgeizigen Menschen werden sollten, die bei Revolutionen das öffentliche Wohl aus den Augen verlieren, um auf ihre eigne Vergrößerung zu sinnen."

„Ihr kennt Männer, deren unseliger Ruhm nur Uebel auf das Volk gehäuft und den eignen Familien nur den Fluch ihres Namens als Erbtheil gelassen hat. Ihr seht jetzt das Gemälde

der heillosen Regierung Christophe's, der bei seinen Handlungen bloß dem Eigensinne folgte."

„Die Verfassung der Republik, das Werk der Repräsentanten aus allen Departements, hat eine sichere Wehr gegen den Despotismus aufgestellt; wenn sie seit vierzehn Jahren diejenigen beglückt hat, die treu an ihr hingen, so wird sie auch die Wohlfahrt derjenigen befördern, die von Christophe in der Irre herumgeführt worden sind; aber um dahin zu gelangen, ihr Haytier, müssen wir jeder besonderen Anmaßung entsagen, und, verschmähend alle Vortheile, die aus Ränken und Begünstigungen entspringen, unsere Gebühr gemeinschaftlich entrichten."

„Vergessen wir nicht die braven Patrioten, die nie aufgehört haben, gegen den Despotismus zu kämpfen. Auch diejenigen, die bei den letzten Ereignissen dem Volke zur Wiedererlangung der Freiheit geholfen haben, sind der öffentlichen Dankbarkeit werth. Ich bedaure, daß den 18ten dieses Monats Blut geflossen ist; mein Befehl, den ich am 17ten durch einen Expressen nach dem Cap schickte, zur Schonung des jungen Christophe und einiger Offiziere, die sich in der Ausführung barbarischer Machtgebote ausgezeichnet haben, ist nicht zur rechten Zeit eingetroffen."

„Haytier, ich fordere von euch feierlich Vergessenheit des Vergangenen; öffnet eure Herzen dem Zutrauen und eilt, im Einklange mit der Regiegierung zu handeln, um die Volksunabhängigkeit zu befestigen."

„Der Präsident von Hayti, dem die Sorge

für die öffentliche Ruhe, so wie für's Eigenthum anvertraut ist, wird nichts sparen, um seine Pflicht zu thun. Mögen die Bürger seinem Beispiele folgen und die Wunden des Bürgerkriegs werden bald vernarben!"

„Haytier, laßt uns dem höchsten Wesen danken, das unsere Vereinigung erlaubt hat, laßt uns dasselbe bitten, uns Gedanken des Friedens und der Weisheit einzugeben, damit wir unsern Kindern ein gesichertes Dasein und ein freies und unabhängiges Vaterland zurücklassen. Es lebe die Republik und die Verfassung!"

Die Revolution, welche jetzt das Königreich im Norden mit der Republik des Südens vereinigt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der spanischen Besitzungen im Osten Hayti's: schon rissen die in dem europäischen Mutterlande vorgefallenen Begebenheiten die Trümmer der Colonie von einer Seite zur andern. Der Aufstand in dem spanischen Amerika und die Erfolge der Independenten entschieden vollends und wohl noch mehr als die Nachbarschaft einer glücklichen, aufblühenden Republik den Untergang der spanischen Macht in diesem Theile der Colonie. Die Symptome ihres bevorstehenden Sturzes hatten sich auf Hayti schon seit dem Ende des Jahres 1821 kundgegeben. In den ersten Monaten 1822 begab sich eine Commission von Notabeln zum Präsidenten Boyer in Port-au-Prince. Bald darauf kam es zu einer Unternehmung gegen den spanischen Antheil. Das dazu verwendete Heer drang ruhig vor und bemächtigte sich ohne Schwert-

schlag aller der Krone Spanien zugehörigen Städte. Die Verfassung der Republik wurde vom Cap Tiburon bis zum Cap Tugano eingeführt, die ganze Insel bildete von jetzt an nur einen einzigen Staat.

Die ehemaligen Colonisten reizten durch ihre Zurückforderungen die französische Regierung unablässig zu Ansprüchen gegen die Colonie; man wagte sich indessen nicht mehr an ernsthafte Eroberungsgedanken; man beschränkte sich auf Unterhandlungen. Seit der Restauration war kein einziges Jahr verflossen, ohne daß nicht Abgeordnete von beiden Seiten über den Ocean hin und her gekommen wären; aber keine der angeknüpften Unterhandlungen kam zu Stande, weil Frankreich vor der Anerkennung der Unabhängigkeit von Hayti auf die Uebergabe eines militärischen Punktes bestand und die republikanische Regierung bei ihrem Anerbieten einer Entschädigungssumme für die Einlösung der gut oder schlecht begründeten Rechte des Mutterlandes auf die Colonie jede Ausgleichung zurückwies, die nicht eine vollständige Sicherheit gäbe über den thatsächlichen Besitz des Rechts, das zur Anerkennung kommen sollte.

Die letzte dieser fruchtlosen Unterhandlungen fand 1824 Statt; im Anfange des Sommers gingen 3 Commissäre von Hayti nach Frankreich ab, um mit dem Ministerium über die Anerkennung ihrer Regierung in Erörterungen einzugehen. Die ersten Zusammenkünfte zwischen den Sachführern der französischen Regierung und den haytischen Abgeordneten, die man anfänglich nach Strasburg geschickt hatte, um die öffentliche Meinung über

ihre Schritte irre zu leiten, wurden in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Die haytischen Commissäre schifften sich gegen Ende des August in Havre ein, und den 6. Oktober meldete eine Bekanntmachung des Präsidenten Boyer den geringen Erfolg der übernommenen Bemühungen. Die Bekanntmachung, welche die drohenden Entwürfe Frankreichs durchblicken ließ, beruhigte zugleich die Gemüther hinsichtlich der Besorgnisse, welche der wirkliche Angriff etwa einflößen konnte. Um dieselbe Zeit feierten die auf Hayti wohnenden Engländer durch Feste die unpolitische Maßregel, welche ihnen auf Kosten Frankreichs alle Handelsvortheile auf der reichsten Insel der Antillen zusicherte. Der Präsident hat den Gang verschiedener Unterhandlungen öffentlich 1824 mit einer Kürze und Klarheit auseinander gesetzt, daß sein Bericht mehr als jeder andere gehört zu werden verdient. Er mag selbst reden.

„Alle Völker haben ihre glorreichen und verderblichen Revolutionen gehabt, zufolge der Ursachen, aus welchen jene entsprangen. Die einen haben ihren Glanz politischen Stößen zu verdanken, die andern sind erschüttert worden und dadurch in Verfall gerathen. Diese, zu verderbt, um unter Stürmen die nationale Kraft unversehrt zu bewahren, haben ihre Freiheit verkauft und sich unter eine schmähliche Dienstbarkeit gebeugt; jene im Gegentheil, bewaffnet mit edler Entschlossenheit, haben das Joch der Fremde abgeworfen und sich unabhängig gemacht. Es hat der göttlichen Vorsehung gefallen, uns in die Reihe

der letzteren zu stellen: wir werden beharrlich alle unsere Kräfte aufbieten, um vor der Welt die nicht unzweideutigen Zeichen ihres höchsten Willens zu rechtfertigen."

„Die haytische Nation, siegreich hervorgegangen aus dem Kampfe, worin sie das Bedürfniß der Wiedereroberung ihrer unverjährbaren Rechte verwickelt hatte, aufgeklärt durch die Lehren der Erfahrung, hatte keinen anderen Ehrgeiz, als die Grundlagen ihrer Regierung auf Einrichtungen zu bauen, denjenigen ähnlich, die einem berühmten Volke den Beifall der Welt verdient haben."

„Von dieser Zeit an sah sie ein, daß sie, um der Höhe ihrer Bestimmung entgegenzugehen, den Flor des Ackerbaues begünstigen, die eigne Bildung beschleunigen und den Handel in ihre Häfen herbeirufen müsse. Es wurden demnach alle Völker, die mit unserer Republik in gegenseitiges Verkehr treten wollten, zugelassen und beschützt. Frankreich selbst hatte sich nicht sobald mit dem übrigen Europa ausgesöhnt, dessen Flotten ihm das Meer verschlossen, als es Mittel suchte, an den Vortheilen dieser Verhältnisse Theil zu nehmen. Zu gerecht, um dem Monarchen, der auf den Thron seiner Väter gestiegen war, die Schuld eines seiner Regierung vorhergegangenen Angriffs anzurechnen, ließen wir dem Handel dieser Macht gewähren, aber unter maskirter Flagge. Diese Form der Zulassung war für die allgemeine Sicherheit nothwendig."

„So war die Lage von Hayti, als gegen das Ende des Oktobers 1814 der General Dauxion

Lavaysse, ausgerüstet mit Verhaltungsmaßregeln von Hrn. Malouet, Minister Seiner allerchristlichsten Majestät im Departement des Seewesens, in diesem Hafen landete. Seine Vorschläge waren eben so lächerlich, als das Ziel seiner Schritte treulos. Jene wurden verworfen und das Volk war auf seiner Hut. Es ist wahr, daß Seine allerchristlichste Majestät die Befugniß dieses Geschäftsführers abgelehnt hat; allein es war uns damals erlaubt, Machtschritte für authentisch zu halten, die mit dem Siegel des Ministers versehen waren und die dieser wohl angestanden haben würde, abzuläugnen."

„Zwei Jahre später, in derselben Zeit, als Hayti sich mit der Durchsicht der Grundakte seiner Wiedergeburt beschäftigte, sahen wir auf der Fregatte Flora eine zweite Deputation ankommen, die, obwohl sie unmittelbar von Sr. allerchristlichsten Majestät ausging, dennoch kein besseres Schicksal hatte, weil die Ansprüche noch immer dieselben waren."

„Ungeachtet dieser Versuche, die wohl geeignet waren, in dem Volke Mißtrauen gegen die Entwürfe eines Kabinets zu erregen, welches darauf bestand, die Colonie in den Zustand der Sklaverei zurückzudrücken, genoß der französische Handel darum nicht weniger in seinen Verbindungen mit Hayti eine ununterbrochene, vollkommene Sicherheit."

„Da die Korrespondenz, zu welcher die beiden eben besprochenen Sendungen Anlaß gegeben haben, schon von meinem Vorgänger öffentlich be-

kannt gemacht worden ist, so werde ich mich nicht über diese erste Epoche der diplomatischen Geschäfte zwischen Frankreich und der Republik verbreiten. Es bleibt mir jetzt nur übrig, die Unterhandlungen darzustellen, deren Faden man glaubte mit mir wieder anknüpfen zu können: ich werde die amtlichen Mittheilungen beifügen, die sich darauf beziehen."

„Die Vereinigung des nördlichen Gebietes mit der Republik im Süden rief neue Anträge hervor, die mir Hr. Aubert du Petit-Thouars von Seiten des Staatsrathes Esmangart überbrachte, welcher sich während der Sendung des Vicomte de Fontanges, zu welcher er gehörte, durch Aeußerung liberaler Grundsätze die Achtung der haytischen Regierung erworben hatte. Hr. Aubert kündigte mir an, daß Se. allerchristlichste Majestät sich entschieden hätte, unsere Unabhängigkeit anzuerkennen und sich auf das Recht der Oberlehnsherrlichkeit beschränken wolle, unter Entschädigungen für Abtretung des Gebietes und Eigenthums."

„Meine Antwort war bestimmt, und indem ich selbst den Schatten eines Protektorats ablehnte, willigte ich ein, als das einzige Mittel, das zum Ziele führen konnte, noch einmal das Anerbieten einer vernünftig angesetzten Entschädigung auf die Bahn zu bringen, die mein Vorgänger bereits dem General Lavaysse angeboten, dieser aber beseitigt hatte. Dieser Antrag von meiner Seite wurde in Vergessenheit gestellt, ungeachtet der mir von Hrn. Aubert gegebenen Versicherung, daß man nur mei-

nem Entschlusse entgegensehe, um zur endlichen Entscheidung zu schreiten."

„Es ist bemerkenswerth, daß jedes Ereigniß, welches das Gedeihen der Republik förderte, stracks die Abschickung irgend eines Geschäftsführers nach sich zog, dessen Sendung jedesmal an den Zurücknahmen des französischen Kabinets scheiterte."

„Kaum hatten die Bewohner des Ostens ihren festen Willen erklärt, mit uns nur ein einziges Volk zu bilden und zu dem Ende den Wunsch nach einer Verfassung ausgeführt; so nahte sich mir Hr. Liot mit vertraulichen Noten von Seiten des Marineministers, des Marquis von Clement-Tonnerre. Diese Noten hatten zum Zweck, mich zu einem Formalitätsverfahren zu vermögen: da seine Regierung, so sagte er, fruchtlos die ersten Schritte gethan hätte, so wünsche sie, daß ich meinerseits die Initiative einschlagen möchte."

„Ich hatte nicht vergessen, daß die Sendung des Generals Lavaysse eben so ministeriell, wie die des Hrn. Liot, durch eine förmliche Gegenerklärung wir zurückgenommen worden; ich wußte gleicherweise, woran ich mich wegen der Beweggründe des Mißlingens zu halten hatte, das diesem Antrage zum Vorwande diente; um aber einen neuen Beweis meiner versöhnlichen Gesinnungen zu geben und in der Meinung, daß demjenigen, der diese Unterhandlung nachsuchte, die geheime Betreibung derselben angenehm sein würde, glaubte ich sie in keine bessere Hände, als in die des Generals Boyé legen zu können, der seit einiger Zeit hier war."

„Dieser General, der mit Recht meine Achtung und mein Zutrauen besitzt, reiste im Mai 1823 ab, von mir mit Vollmachten versehen, die den endlichen Abschluß eines Handelsvertrags bezweckten, auf der Grundlage der Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's. Es erregt Erstaunen, daß der von dem Herrn Marquis Clermont-Tonnerre zu einer Besprechung mit dem General bestimmte Unterhändler keine hinlänglich ausgedehnte Befugniß gehabt hat, um meine Vorschläge anzunehmen; denn nach allem, was seit 1814 betrieben worden war, mußte das französische Kabinet eine bestimmte Ansicht haben, sowohl von unserm Entschlusse, als von den Forderungen, deren Festhaltung von unserer Seite Frankreich gewärtigen konnte. Wie dem nun auch sein mag, diese Unterhandlung, welche das Ministerium laut aller seiner Wünsche herbeigerufen hatte, scheiterte (wird man es glauben?) an Umtrieben, die man von der Natur und Weise der vom General Boyé vorgeschlagenen Entschädigung hernahm."

„Hr. Esmangard erklärte gegen mich in seinem Briefe vom 27. August und 26. Oktober 1823, wie sehr er es bedaure, daß die dem General Boyé aufgetragene Sendung mißlungen sei; er maß die Ursache davon der Wahl meines Geschäftsführers und dem Unterschiede bei, welchen er zwischen den von mir am 10ten Mai 1821 aufgestellten und den vom General Boyé überreichten Vorschlägen fand. Da er indessen nicht verzweifelte, eine Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen lag, endlich aufs Reine zu brin-

gen, so drang er in mich, einen andern Geschäftsführer zu senden, dem vermöge seiner Stellung das Ergebniß der Unterhandlung nicht gleichgültig sei und der meine ersten Vorschläge wieder aufnähme, indem er mir versicherte, daß die Regierung des Königs, die nur gerechte, gemäßigte, kurz solche Bedingungen verlange, wie ich selbst gewünscht hätte, stets bereit sein würde, auf diese Grundlagen einzugehen, Grundlagen, deren Annahme nach seiner Ansicht nichts gegen sich hätte, die, wie er meinte, alle Ansprüche ausglichen, und denen er ohne Zweifel nicht vermocht hatte, eine Folge zu geben in der kurzen Zwischenzeit, die seit meiner Depesche vom 10. Mai 1821 bis zum Tage der Conferenz mit dem General Boyé, im August 1823 verflossen war."

„Diesen zwei Briefen des Herrn Esmangard folgte bald ein dritter, den er mir den 7. November 1823 schrieb, um mir Hrn. Laujon als einen Mann zu bezeichnen, der sein ganzes Vertrauen habe, und um mir seinen heißen Wunsch zu melden, nächstens zum Abschlusse des Vertrags mitzuwirken, der allen Ungewißheiten ein Ziel setzen sollte. In der That landete auch Hr. Laujon in Port-au-Prince, einige Tage nach der Bekanntmachung meines Zurufs vom letztverflossenen sechsten Januar; er übergab mir eine Note in Form von Verhaltungsvorschriften. Nachdem Hr. Esmangard in dieser Note daran erinnert hatte, daß es nicht in seiner Gewalt gestanden, den Bruch der Brüsseler Unterhandlung

zu hindern, fügte er hinzu, er freue sich des Glaubens, daß ich auf die Maßregeln zurückgehen würde, die ich ihm in der Depesche ausgedrückt hätte, die ihm von Hrn. Aubert zugestellt worden sei. Gestützt auf diese Behauptung, lag mir Hr. Laujon an, mich zur Absendung eines Geschäftsführers nach Frankreich zu bestimmen, indem er mir betheuerte, daß die Regierung des Königs von diesem Schritte die Form der Unabhängigkeitserklärung von Hayti abhängig mache, nach den Grundlagen vom 10. Mai 1821."

„So viel Beharrlichkeit von Seiten des Hrn. Esmangard, im Verfolgen des großen Beendigungswerkes, bestimmte mich, ihm auf seinen letzten Brief durch eine Depesche vom 4. Februar 1824 zu antworten und ihm zu melden, daß ich, willfahrend dem Wunsche seiner Regierung, zu dem Ende eine Botschaft mit den nöthigen Vollmachten nach Frankreich senden würde. Demzufolge schifften sich den ersten letztverflossenen Mai die Bürger Larose, Senator, und Rouanez, Regierungsnotar am Bord der Handelsbrigg Julius Thales ein, versehen mit meinem Beglaubigungsschreiben vom 28. April 1824 und mit meinen Verhaltungsmaßregeln von demselben Datum, die jeden Zweifel abschnitten über die Bedingungspunkte des Vertrags, den jene abschließen sollten, so wie über die unerläßliche Form einer Anerkennung, und zwar kraft königlicher Verordnung, unserer unbedingten Unabhängigkeit von jeder fremden Herrschaft, von jeder Art von Oberlehnsherrlichkeit, selbst von jedem Schutze irgend einer Macht, kurz, jener Un-

abhängigkeit, in deren Genusse wir seit zwanzig Jahren sind."

„Ich stand nicht an, zu glauben, daß ich mir zu der Absendung der Bürger Larose und Rouanez Glück wünschen dürfe; noch waren sie nicht an ihrem Bestimmungsorte angekommen, als ich nacheinander durch verschiedene Fahrzeuge zehn Briefe erhielt, in welchen die Herren Esmangard und Laujon mir ihre Ungeduld erklärten wegen des Ausbleibens der Person, die meine Vorschläge überbringen sollte. Aber durch ein unbegreifliches Mißgeschick, welches die französische Regierung immer wieder von der Annäherung ablenkt, die sie unausgesetzt thätig zu wünschen scheint; durch ein System von Winkelzügen, das ihr nicht erlaubt, im Augenblicke des Abschlusses bereits eingegangene Vorschläge anzunehmen, oder welches dieselbe auf Ansprüche zurückbringt, die sie aufgegeben hatte, um sich eine Gelegenheit zu verschaffen, die Vollmacht meiner Geschäftsführer als unzulänglich zu bezeichnen, blieb die Sendung der Bürger Larose und Rouanez gleich den vorhergehenden ohne Ergebniß. Sie sahen sich also in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Pässe zur Rückkehr in die Republik zu fordern; sie sind bei uns den 4ten dieses Monats angekommen."

„Ihr Verhalten hat meiner Erwartung entsprochen. Es wird, wie ich nicht daran zweifle, auch die Billigung des Volks erhalten. Die mir abgelegte Rechenschaft soll den offiziellen Aktenstücken angehängt werden, die ich angekündigt habe."

„Hier ist die Auseinandersetzung von Thatsachen,

die ich dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung übergebe. Hayti wird im Stande sein, zu beurtheilen, ob seine erste Obrigkeit das ihr von derselben zugewandte Vertrauen gerechtfertigt hat, nicht weniger die Welt, auf welcher Seite Redlichkeit war. Ich beschränke mich auf die Erklärung, daß die Haytier nie von ihrem ruhmvollen Entschlusse abweichen werden. Sie werden mit Festigkeit den Ausgang der Begebenheiten abwarten; und sollten sie noch einmal in die Lage kommen, einen ungerechten Angriff zurücktreiben zu müssen, so wird die Welt auch noch einmal Zeuge sein ihrer Begeisterung und ihrer Thatkraft in Vertheidigung der Volksunabhängigkeit."

„Nationpalast von Port-au-Prince, den 18. Oktbr. 1824, im 21. Jahre der Unabhängigkeit Hayti's.

„Boyer,
als Präsident.

Der Generalsekretär
B. Inginac."

Die Unterhandlungen waren sonach gänzlich abgebrochen, als im August 1825 eine telegraphische von Brest datirte Depesche ankündigte, daß die Unabhängigkeit Hayti's von Frankreich anerkannt sei, und daß die Regierungsbehörden mit Ehrerbietung und Dankbarkeit die Verordnung Sr. Majestät Karls X. entgegen genommen hätten, durch welche der König seinen Rechten auf Hayti gegen eine Entschädigung von 150 Millionen Franken entsage, die unter sämmtliche entgüterte Colonisten ver-

theilt werden sollten. Diese Begebenheit lebt noch in einem zu frischen Andenken, daß die nähern Umstände derselben nicht von einem besonderen Interesse sein dürften. Die amtliche Zeitung von Hayti läßt sich darüber folgendermaßen aus:

Sonntags den dritten Julius, 10 Uhr Vormittags, zeigte die Schiffswache die Signale einer Fregatte und zweier Fahrzeuge an. Man war weit von dem Gedanken entfernt, sie für Schiffe Sr. allerchristlichsten Majestät zu halten. Um zwei Uhr Nachmittags ankerten sie auf der großen Rhede, und nun erkannte man in den Fahrzeugen eine Fregatte, eine Brigg und eine Goelette unter französischer Flagge; am Fockmaste wehte die haytische Flagge. Der Oberst Boisblanc, der die Aufsicht über die Bewegungen im Hafen führt, begab sich ans Ufer und traf ein Fregattenboot mit der Parlementairsflagge, in welchem ein Offizier war als Ueberbringer von Depeschen für die Regierung. Der Oberst Boisblanc nahm die Papiere, und das Boot kehrte gegen die Fregatte zurück. Nach dem Empfange dieser Papiere ließ Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, den Brigadegeneral und Generalsekretär Inginac rufen und gab ihm den Auftrag, auf den Brief zu antworten, den Herr Baron Mackau, Schiffskapitän und Befehlshaber der Fregatte Circe, an dieselben gerichtet hatte, des Inhalts, daß er von Sr. allerchristlichsten Majestät bei der haytischen Regierung mit einer durchaus friedlichen Sendung beauftragt sei, von welcher er für das Land die größten Vortheile hoffe. Der Generalsekretär ließ noch denselben

Abend durch einen seiner Adjutanten dem Herrn Baron Mackau am Bord der Fregatte Antwort zukommen. Er meldete ihm schriftlich, daß er mit aller der Achtung empfangen werden würde, die man dem Monarchen schuldig sei, der ihn abgesandt habe. Es wurden augenblicklich Befehle gegeben für die Aufnahme des Hrn. Baron Mackau und seines Gefolges. Den folgenden Tag, den vierten des laufenden Monats, stieg der geehrte Abgesandte Sr. allerchristlichsten Majestät ans Land und fuhr hierauf in das Hôtel des Generalsekretärs, von wo sich der Herr Baron nach einer mehr als zweistündigen Besprechung mit Letzterem in die Zimmer zurückzog, die für ihn bestimmt waren. Sobald als der Generalsekretär Sr. Excellenz Bericht abgestattet hatte über die Unterredung mit dem Hrn. Baron, ernannte der Hr. Präsident drei Commissäre (den Obersten Frémont, den Senator Rouanez und den Generalsekretär), um Kenntniß von der Sendung des Hrn. Baron einzuziehen, und mit ihm über den großen Gegenstand, die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's, zu unterhandeln. Die Herren Commissäre und der Herr Abgesandte hatten den 4ten des Abends eine Conferenz, welche mehrere Stunden dauerte, und den 5ten schritten sie gegen Mittag zu einer neuen, die sich bis 4 Uhr Nachmittags verzog. In diesen beiden Conferenzen wurden die Interessen der zwei Regierungen von beiden Seiten mit Ergebenheit und Vaterlandsliebe vertheidigt. Den Abend desselben Tages hatte Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, die erste Unterredung mit dem Herrn

Baron Mackau. Den 7ten berief Se. Excellenz um Mittag im Nationalpalaste den Staatssekretär, den Großrichter, den Generalsekretär, die in der Hauptstadt anwesenden Senatoren und Generale, den Generalschatzmeister, den Dekan des Cassationstribunals und verschiedene bürgerliche und militärische Beamten zusammen, um ihre Meinung über die gemachten Anträge zu ermitteln. Denselben Abend kam es zwischen ihm und dem Herrn Baron von Mackau zu einer neuen Conferenz. Den 8ten meldete Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, dem Herrn Baron in einem Briefe, daß die Regierung der Republik, zufolge der von ihm gegebenen Erklärungen, die königliche Verordnung annehme, welche unter gewissen Bedingungen die volle und gänzliche Unabhängigkeit der haytischen Regierung anerkenne. Sogleich wurde die Brigg le Rusé, unter den Befehlen des Fregattenkapitäns Luneau, zu der in unsern Gewässern befindlichen Flotte abgefertigt, welche die Contre-Admirale Jurieu de la Gravière und Grivel befehligten, um ihnen den Abschluß der Unterhandlungen anzukündigen, und den Abend desselben Tages wurde die Goelette Sr. allerchristlichsten Majestät, genannt la Bearnaise, unter den Befehlen des Schiffslieutenants Derville nach Frankreich abgeschickt, um die Nachricht der endlichen Ausgleichung hinzufördern.

Jetzt kam es zum Beschlusse über die Förmlichkeit des Gutheißens und der Annahme der Verordnung im Senate an dem festgesetzten 11ten des Monats.

Als am 11ten zu der angezeigten Stunde Herr

Baron Mackau und die Herren Admiräle und Offiziere der Eskadre vor dem Hafen sich ans Land begeben hatten, in der Ordnung, welche die Ergänzung zum Programm festsetzte, begrüßt von dem General Thomas und den Generalen in seiner Begleitung, ging der Zug vom Quai ab, um sich in den Senat zu verfügen, wo der eingetretene Herr Baron Mackau das Wort nahm und folgende Rede sprach:

„Meine Herren vom Senate,

„Der König hat mir befohlen, zu Ihnen zu kommen und Ihnen in seinem Namen den edelmüthigsten Vertrag anzubieten, den die gegenwärtige Epoche als Beispiel aufstellt. Sie werden, meine Herren, in demselben finden, daß der königliche Gedanke Sr. Majestät sich nicht weniger auf den ungewissen Zustand der Haytier, als auf die Interessen seiner eigenen Unterthanen gerichtet hat."

„Ohne Zweifel haben die hohen Tugenden Ihres Präsidenten, meine Herren, das Interesse eines Prinzen, der zugleich der Stolz seines Vaters und Frankreichs ist, einen großen Einfluß auf den Entschluß Sr. Majestät ausgeübt! Doch es reichte hin, daß eine Gelegenheit vorhanden war, Gutes zu thun, und ein Verein von Menschen, um das Herz Karls X. zur lebhaften Theilnahme zu bewegen."

„Gott wird, meine Herren, diese aufrichtige und große Versöhnung segnen, er wird erlauben, daß sie anderen Staaten zum Beispiel dient, die noch von Uebeln zerrissen werden, über welche die Menschheit seufzt."

„Auch ist uns die Hoffnung verstattet, daß wir in der neuen wie in der alten Welt alle Herzen offen finden werden für diese Liebe, die uns unsere Väter vermachten, von denen sie unsere entfernteste Nachkommenschaft gegen diese erhabene Dynastie Frankreichs erben wird, die, nachdem sie das Glück unseres Landes entschieden hat, auch die Wohlfahrt dieses neuen Staates hat gründen wollen."

Hierauf legte er die königliche Verordnung auf die Tafel des Präsidenten des Senats nieder.

Der Präsident des Senats erhob sich und antwortete dem Herrn Baron Mackau folgendermaßen:

„Mein Herr Baron,

„Wir empfangen mit Verehrung die Verordnung Sr. allerchristlichsten Majestät, vermöge welcher die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's förmlich ausgesprochen ist und deren feierliche Akte zu überreichen Sie beauftragt worden sind."

„Es gebührte einem Sprößlinge des edlen und alten Geschlechts der Bourbons, auf das Werk unserer Wiedergeburt das Siegel zu drücken: nach so mühseligen und grausamen Drangsalen hat endlich Karl X., der verdientermaßen der allerchristlichste heißt, das erworbene Recht anerkannt, und beruft diese junge Nation, Platz zu nehmen unter den alten Völkern."

„Danken wir dem Ewigen. Ruhm dem erhabenen Monarchen, der, Lorbeeren verschmähend, die Blut beflecken würde, das Antlitz Sr. Majestät lieber mit dem Oelzweige des Friedens kränzen wollte!"

„Vereinigen wir unsere Wünsche, um seinen

vielgeliebten Sohn zu segnen, dessen Stimme der Ruf durch Verkündigung von Tugenden bis zu uns hat herüber schallen lassen."

„Wünschen wir dem Herrn Baron Mackau Glück, daß er seine ehrenvolle Sendung so würdig erfüllt hat; der Name seines Monarchen, der des Dauphin und sein eigener werden mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern Hayti's verzeichnet bleiben."

Nach dieser Anrede las einer der Staatssekretäre laut und vernehmlich die königliche Verordnung vom letztverflossenen 17ten April vor, welche die volle und gänzliche Unabhängigkeit Hayti's anerkennt. Darauf wurde dieser feierliche Akt in die Register des Senats eingetragen und einer Commission aus den Senatoren, Daumec, Pitre und Rouanez übergeben zur Beförderung an den Präsidenten von Hayti. Die Freudenrufe: Es lebe Karl X.! der Dauphin Frankreichs! Frankreich! Hayti! der Präsident von Hayti! die Unabhängigkeit! hallten von allen Seiten des Saales wieder; nach der öffentlichen Genehmigung der königlichen Verordnung wurde die Sitzung aufgehoben und der Zug begab sich in den Palast der Nation. Am Fuße der Treppe wurde der Abgesandte Sr. Majestät, die Herren Admirale und die Deputation des Senats von dem Contreadmiral Panayoti, Generaloffizier im Dienste des Palastes, empfangen und von den diensthabenden Adjutanten in den Generalsaal geführt, wo sich Se. Excellenz der Präsident von Hayti befand, umgeben von den großen Reichsbeamten. Nach den gegenseitigen Höflichkeitser-

weisen, und als die vornehmsten Personen des Zuges auf den für sie bestimmten Lehnstühlen Platz genommen hatten, erhob sich der Senator Daumec, der die königliche Verordnung, eingelegt in eine prächtige sammetne Kapsel, in Händen hielt und eine den Umständen angemessene Rede sprach. Hierauf nahm seine Excellenz folgendermaßen das Wort:

„Wie süß ist es für mein Herz, bei der feierlichen Annahme der Verordnung Sr. Majestät Karls X., die förmlich die volle und gänzliche Unabhängigkeit der haytischen Regierung anerkennt, die Freilassung eines Volkes versiegelt zu sehen, das durch seinen Muth und seinen Entschluß die Schicksale verdient, welche ihm die Vorsehung aufbewahrte; eines Volkes, an dessen Spitze berufen zu sein mir so hochrühmlich ist!"

„Wenn die Haytier durch ihre Standhaftigkeit und Rechtlichkeit die Achtung der Unparteiischen unter allen Nationen verdient haben, so gebührt es sich, hier eine glänzende Huldigung dem unsterblichen Ruhme darzubringen, welchen durch diesen denkwürdigen Akt der Monarch Frankreichs der Verherrlichung seiner Regierung hinzufügt: Möge das Leben dieses Machthabers zum Wohle der Menschheit lang und glücklich sein!"

„Seit zwanzig Jahren erneuern wir jedes Jahr den Eid, unabhängig zu leben und zu sterben; künftig werden wir einen für unser Herz theuren Wunsch hinzusetzen, den der Himmel hören wird: daß gegenseitig vertrauensvoller und gerader Sinn für immer die Uebereinstimmung befestigen mögen,

die sich zwischen den Franzosen und Haytiern gebildet hat."

Der Herr Baron Mackau stand auf und wendete sich an Se. Excellenz, den Präsidenten von Hayti, mit folgenden Worten:

„Mein Herr Präsident,

„Der König wußte, daß in einem fernen Lande, das sonst von seinen Staaten abhängig war, ein berühmtes Regierungshaupt lebe, das seinen Einfluß und sein Ansehen nur braucht, das Unglück zu mildern, den Krieg nutzloser Strenge zu entheben und besonders die Franzosen mit seinem Schutze zu bedecken."

„Der König hat mir gesagt, gehen Sie zu diesem berühmten Manne, bieten Sie ihm Frieden an, für sein Land, für Segen und Glück. Ich habe gehorcht; ich habe das Regierungshaupt gefunden, welches mir mein König bezeichnete, und Hayti hat unter den unabhängigen Nationen seinen Rang eingenommen."

Der Herr Präsident nahm hierauf noch einmal folgendermaßen das Wort:

„Mein Herr Baron,

„Meine Seele ist bewegt bei dem Ausdrucke der eben geäußerten Gesinnungen. Es ist mir rühmlich und zugleich genugthuend, dasjenige zu vernehmen, was Sie mir bei dieser ernsten Feierlichkeit von Seiten Sr. Majestät des Königs von Frankreich erklären. Alles, was ich gethan habe, ist nur das Ergebniß der festen Grundsätze, die nie wechseln werden."

„Ich empfinde eine wahrhafte Zufriedenheit, unter diesen Umständen Ihnen bezeugen zu können,

wie sehr ich mir zu der Gunst des Standpunktes Glück wünsche, der mich die ehrenvollen Eigenschaften hat schätzen lehren, welche Sie auszeichnen."

Nach dem Schlusse dieser Anrede trug der Präsident dem Staatssekretär auf, die Verordnung Sr. Majestät vorzulegen und hierauf die an den Herrn Baron von Mackau ausgestellte Bescheinigung über die Zustellung der von ihm überbrachten königlichen Verordnung. Nach Annahme dieser Bescheinigung wurde das verabredete Zeichen gegeben, und unmittelbar darauf salutirten die Schiffe der französischen Eskadre vor dem Hafen die haytische Flagge als eine solche, die einer unabhängigen Nation angehört. Sogleich salutirte auch das Fort Alexander, alle Forts der Linie und die Küstenwachen auf der Rhede die königliche Flagge Frankreichs unter den schon oben angeführten Freudenrufen.

Der Zug begab sich in die Stadtkirche, um daselbst das Te Deum anstimmen zu hören.

Die ofterwähnte königliche Verordnung lautet nach ihrem wörtlichen Inhalte:

„Karl u. s. w."

Nach Ansicht des 14ten und 17ten Artikels der Charte:

„gesonnen, für dasjenige zu sorgen, was das Interesse des Handels, die Unfälle der ehemaligen Colonisten und der ungewisse Zustand der gegenwärtigen Inselbewohner in Anspruch nehmen,

haben wir verordnet und verordnen Folgendes:

„Die Häfen des französischen Theils von St. Domingo werden dem Handel aller Völker offen stehen."

„Die in diesen Häfen erhobenen Gebühren, sowohl von den Fahrzeugen als von den Waaren, sowohl bei der Einfahrt als beim Abgange, werden für alle Flaggen gleich und übereinstimmend sein, mit Ausnahme der französischen Flagge, die als Begünstigung nur die Hälfte dieser Gebühren entrichten wird."

„Die gegenwärtigen Einwohner des französischen Theils von St. Domingo werden an die Kasse der Depots und Niederlagen Frankreichs in fünf gleichen Zeiträumen von Jahr zu Jahr, so daß der erste auf den 31sten Decbr. 1825 fällt, die Summe von 150 Millionen Franken abliefern, zur Entschädigung der ehemaligen Colonisten, welche eine Schadloshaltung fordern."

„Wir gewähren unter diesen Bedingungen durch gegenwärtige Verordnung den jetzigen Einwohnern des französischen Theils von St. Domingo die volle und gänzliche Freiheit ihrer Regierung."

„Die gegenwärtige Verordnung soll unter dem großen Siegel ausgefertigt werden."

„Gegeben in Paris im Schlosse der Tuilerien, den 17. April im Jahre der Gnade 1825 und im ersten unserer Regierung."

Karl.

Man hat diese Verordnung verschieden beurtheilt, man hat die Zulänglichkeit der Gewalt in Frage gezogen, aus welcher sie hergeflossen ist: man hat sie als unzeitig dargestellt und besonders als ein böses Beispiel für die Inselkolonien, Nachbarn einer schwarzen, wie ein Leuchtthurm errichteten Republik, auf einem Meere, das überall von Wohn-

plätzen schwarzer Sklaven besäet ist. Es soll hier nicht untersucht werden, ob es für die Angelegenheiten der Menschheit und vielleicht selbst der Politik besser gewesen wäre, wenn man das entgegengesetzte Beispiel aufgestellt und die Neger unter die Ruthe der Zwingherren zurückgeführt hätte, um die Wiederherstellung des Negerhandels und die Ewigkeit der Sklaverei einzuweihen; es bleibe ebenfalls unerörtert, ob in rechtlicher Hinsicht die gegenwärtigen Einwohner des alten St. Domingo den verdrängten Colonisten mehr schuldig sind, als diese selbst den Spaniern vor dem Landesabtritte, vermöge des Ryßwicker Friedens schuldig zu sein glaubten; es sei gleichfalls dahingestellt, ob die zahllosen Gräuelthaten der entfesselten Sklaven nicht mit Wucher vergolten worden sind, während der Besitznahme Rochambeau's und seiner Doggen, die er mit Menschenfleisch nährte: es genügt an der lauten Anerkennung, daß die den 8ten Julius in Port-au-Prince öffentlich zugesagte Unabhängigkeit Hayti's in der Politik einen großen Schritt bezeichnet, einen bedeutenden Sieg über noch mächtige Vorurtheile und eine weite Laufbahn, die sich für die Zukunft in den beiden Welten der Gesittung öffnet. Es war ohne Zweifel zu wünschen, daß man eine eitele Etikette vergessen und daß die französische Regierung auf einem geraden Wege nicht den Schein angenommen hätte, zu geben, was sie nicht besaß, und zu belohnen, als es unterhandelte. Diese diplomatischen Formen, die Ueberbleibsel glücklich vergessener Gebräuche werden bald unter ihrer eigenen Last zusammensinken, man darf nicht

zweifeln daran. Das junge Amerika hat gegenwärtig auch seine Diplomatik. Seit Kurzem hat die neue Welt von der alten Welt mit Gutem und Bösen beschenkt, derselben auch viel gelehrt und zurückgegeben.

Die Geschichte Hayti's findet für jetzt den natürlichsten Abschluß mit der anerkannten Unabhängigkeit der Insel. In dem Maaße, als man sich der Zeit nähert, wo man schreibt, lassen sich Menschen und Begebenheiten weniger gültig beurtheilen, und es ist unklug, bei Allem, was der gegenwärtige Augenblick hervorbringt, mehr als die einfache Darstellung der Thatsachen geben zu wollen.

Ende.

